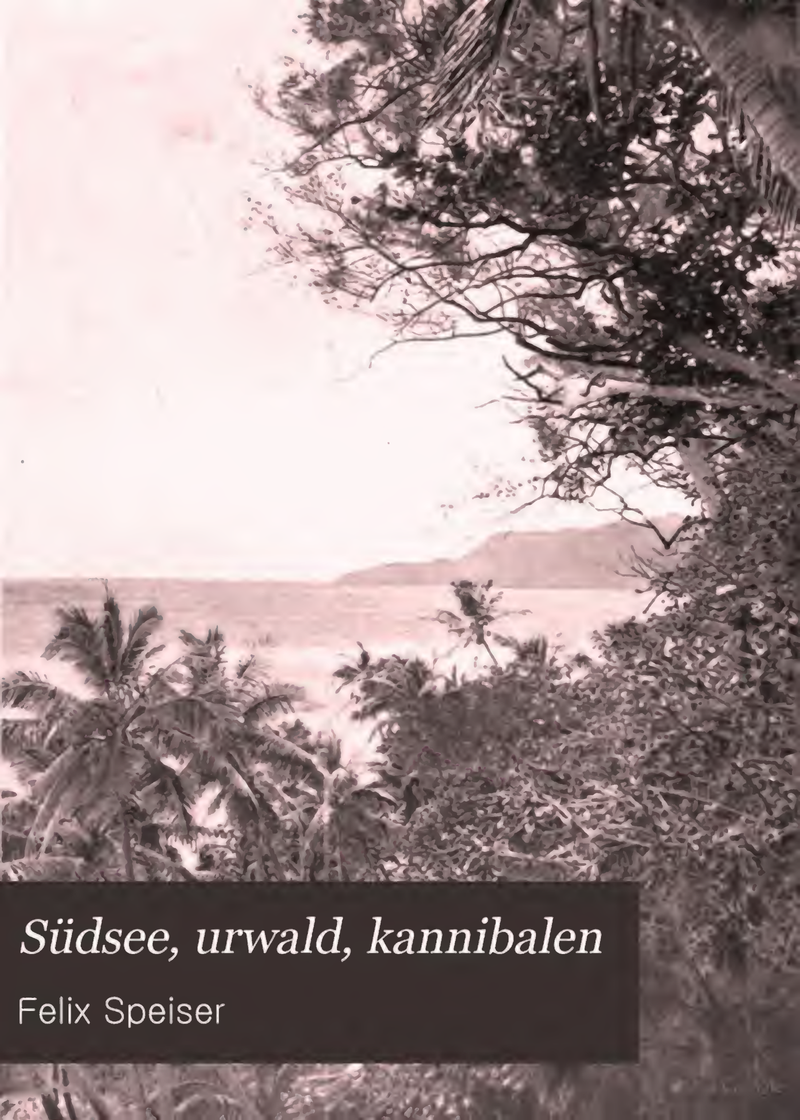


Südsee, urwald, kannibalen

Felix Speiser

Südsee · Urwald
Kannibalen



Südsee · Urwald Kannibalen

Reise-Eindrücke aus den Neuen Hebriden

von Felix Speiser

Mit 192 Abbildungen
und 2 Karten

R. Voigtländers Verlag in Leipzig 1913

Umschlag und Einband nach Entwurf von Erich Gruner, Leipzig.

Altenburg
Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. 2096.

Vorrede.

Das vorliegende Buch ist in der Hauptsache eine Sammlung von Skizzen, die während einsamer Abende auf der Reise entstanden sind, und von denen einige schon in Tagesblättern gedruckt wurden.

Die ursprüngliche Form der Skizzen wurde nur wenig geändert, und sie wurden nur durch einen verbindenden Text zusammengefaßt. Es geschah dies, um den Schilderungen möglichst wenig von ihrer Unmittelbarkeit und Frische zu rauben.

Das Buch bezweckt nicht, eine erschöpfende Beschreibung der Inseln und ihrer Bewohner zu geben. Das soll in einem später erscheinenden Werke wissenschaftlichen Charakters versucht werden. Was dem Verfasser jeweils die Feder in die Hand drückte, war der Wunsch, den Freunden, die seine Wanderungen mit so viel freundlichem Interesse begleitet haben, einiges von jenen wunderbaren Eindrücken mitzuteilen, deren er teilhaftig werden durfte. Es war des Verfassers Bestreben, in seinen Bekannten eine Ahnung zu wecken von dem paradiesischen Frieden und der wunderbaren Farbenpracht der lieblichen Koralleninseln, vom Ernste des dunkeln Urwaldes und von dem grimmen Zorn des Ozeans. Er wollte die Leser bekannt machen mit dem einfachen und doch so vielgestaltigen Leben der Eingeborenen, mit ihrem widerspruchsvollen Charakter, ihrer scheuen Neugier, der verräterischen Furcht, der stolzen Selbständigkeit und milden Unterwürfigkeit. Er wollte, daß aus seinen Worten das schmeichelnde Rauschen der Palmen sich fühlen lasse und das dumpfe Grollen der Brandung; er möchte anderen mitteilen von der Fröhlichkeit, die der helle Korallenstrand weckt, und vom Ernste, mit dem der Urwald die Seele des Wanderers durchdringt.

Der Freundeskreis hat bescheidene Versuche in dieser Richtung wohlwollend beurteilt, so daß der Verfasser es wagt, seine Empfindungen und Erlebnisse auch einem weiteren Publikum auszuliefern.

Wenn einige Leser etwas von der Atmosphäre der Südseeinseln verspüren, wenn ihnen eine frohe Gewißheit von der Existenz unbeschreiblicher Lieblichkeit wird, wenn ein in jeder Brust schlummerndes Sehnen nach den Gefilden der Seligen geweckt wird, so hat das Buch seinen Zweck erreicht.

Es wäre nicht vollständig, wenn es nicht auch den aufrichtigsten Dank an alle diejenigen ausspräche, welche den Verfasser während seiner Fahrt oft mit Hintansetzung des eigenen Vorteils befreundet und unterstützt haben. Die Erkenntnis, daß gerade in der Wildnis Gastfreundschaft und Hilfsbereit-

schaft als erste Tugenden hochgehalten werden, hat den Verfasser manche dunkle Erscheinungen der Kolonisation weniger herb empfinden lassen und ihn mit vielen Weißen in aufrichtiger Freundschaft verbunden, so daß die Erinnerung an die Inseln mit der an viele empfangene Hilfe eng verknüpft ist.

Ich nenne an erster Stelle:

H. Br. M.'s Res. Commissioner Mr. Morton King, der während vieler Wochen mich in seiner Residenz in Port Vila beherbergt und meine Bestrebungen mit Interesse und aktiver Teilnahme unterstützt hat; Herrn Colonna, Résident de France; Monseigneur Douceré, Vicaire Apostolique aux N[lles] Hebrides; Judge Alexander vom Gerichte des Kondominiums; Captain E. Harrowell, Rev. H. N. Drummond.

Außerhalb Port Vila wurde mir Unterstützung und Gastfreundschaft geschenkt: in Santo von den Herren Thomas, Rev. Père Bochu, Herrn Fysh, Herrn Gordon, Herrn Clapcott; in Malo von Herrn Wells und Herrn Jacquier; in Malekula von Rev. Fr. Paton, Rev. Jaffries, Herrn Bird, Rev. Père Jamond, Herrn Fleming und Herrn Farrell; in Ambrym von Rev. J. Bowie, Herrn Stevens, Herrn Decent; in Epi von den Herren Zeitler und Hagen; in Paama von Herrn Grube; in Pentecote von Herrn Filmer; in Aoba von den Herren Albert, Johnson und Rev. Grunling; in Efate von Herrn Rieling; in Tanna von den Rev. Nicholson und Rev. Macmillan; in den Banksinseln von Herrn Choyer, Herrn Collis und Herrn Saunders; in Nitendi von Herrn Matthews.

Ferner bin ich für Hilfe zu Dank verpflichtet dem australischen Handelshause Burns Philp & Co. und dem Kapitän des Schiffes „Southern Croß" der anglikanischen Mission, Kapitän Sinker.

Diesen und anderen mehr werde ich ein dankbares Andenken bewahren und hoffe, daß auch sie sich meiner nicht mit Mißvergnügen erinnern mögen.

Inhalt.

Die Randzahlen im Text verweisen auf die Bildseiten. — Die Bildseitenfolge steht auf Seite 308.

Einleitung.

Geschichtliches.

In der Hoffnung, einen Kontinent zu finden, der, wie man sich einbildete, im südlichen Teile des Großen Ozeans liege, unternahmen die Spanier am Ende des sechzehnten Jahrhunderts mehrere bedeutende Entdeckungsreisen. Alvaro Mendana de Neyra fuhr 1568 von der Westküste Südamerikas ab und stieß, immer ungefähr dem 6. Grad südlicher Breite folgend, auf die Salomonen, welche er als Teile des gesuchten Kontinentes ansah. Kolonisation dort mißlang, und Mendana kehrte zurück, um 1595 eine neue Reise zu unternehmen. Er hielt dabei eine südlichere Route ein, stieß deshalb auf die Königin-Charlotte-Inseln, deren größte (Nitendi) er Santa Cruz taufte; den zutreffenden Namen Graciosa-Bai gab er der lieblichen Bucht, in welcher er ankerte. Auch hier suchte er eine Kolonie zu gründen, doch schlug der Versuch wiederum fehl. Mendana starb in Santa Cruz, und sein Leutnant Pedro Vernandez de Quiros führte die Expedition zurück. In Europa gelang es Quiros, den spanischen König Philipp III. für eine weitere Entdeckungsreise zu interessieren, so daß er 1605 mit drei Schiffen von Peru aus die Fahrt antreten konnte. Er fuhr wieder gegen die Santa Cruz-Inseln, berührte dabei die kleine Gruppe der Duffinseln im Nordosten von Nitendi und segelte von dort südlich, bis er 1606 auf eine größere Insel stieß, welche er für das ersehnte australische Festland hielt. Er nannte die Insel Tierra Australia del Espiritu Santo, die weite, nach Norden offene Bucht die Bai San Jago und San Felipe und seinen Ankerplatz den Hafen Veracruz. Hier hielt er sich einige Monate auf und gründete an der Mündung des Flusses Jordan, im Scheitel der Bai, die Stadt Neu Jerusalem. Er soll von dort aus einige Bootsfahrten der Ostküste des Landes entlang unternommen haben, die, wenn er sie weit genug getrieben hätte, ihn leicht von der Inselnatur des gefundenen Landes hätten überzeugen können, vielleicht auch überzeugt haben. Jedenfalls sind die herrlichen Beschreibungen des neuentdeckten Landes in dem uns erhalten gebliebenen Bericht von Quiros an König Philipp derartig schön gefärbt und die Wirklichkeit ergänzend, daß man Quiros die pia fraus, eine Insel für einen Kontinent auszugeben, vielleicht zumuten darf.

Die unvermeidlichen Zwistigkeiten mit den Eingeborenen sowie Krank-

heiten und Meutereien unter der Mannschaft zwangen Quiros, die Kolonie einstweilen wieder aufzugeben und heimzureisen. Sein Leutnant Luis Vaez de Torres hatte sich von ihm getrennt und entdeckte und durchfuhr die Torresstraße, eine seemännische Glanzleistung, während Quiros nach Amerika zurückkehrte. Die übertriebene Beschreibung seiner Taten hat ihm zum mindesten nichts genützt, denn vom Hofe wurde er einfach ignoriert, und seine Berichte wurden in den Archiven begraben. Quiros starb in Verbitterung und Elend; und an seine kühne Fahrt erinnern nur noch die Namen Espiritu Santo, Bai San Jago und San Felipe und Jordan, die bis heute die geltenden geblieben sind. Die Entdeckungsfahrten der nächsten Generationen richteten sich nach anderen Breiten, bis Carteret 1767 Santa Cruz wieder berührte, dem 1768 Bougainville folgte, wobei er die nördlichen Inseln der Neuen Hebriden anlief. Nach ihm wurde der wilde und unsichere Kanal zwischen Santo und Malekula die Bougainville-Straße getauft. Aber alle Vorgänger stellte der unsterbliche Engländer James Cook in den Schatten, der in den Neuen Hebriden wie überall sonst zu solidem Material zusammenfaßte, was bei den anderen nur Stückwerk gewesen war. Cooks erste Reise sollte die Beobachtung des Durchgangs der Venus vor der Sonne auf einer Insel der Südsee ermöglichen. Die zweite Reise, auf welcher er das Australland suchen sollte, führte ihn 1774 von Tonga her nach den Neuen Hebriden, von denen er zuerst Maevo (Aurora) sichtete. Mit bewundernswerter Gründlichkeit untersuchte Cook im Verein mit den beiden bedeutenden Gelehrten Reinhold und George Forster den Archipel, bestimmte aufs genauste die Lage der größeren Inseln, indem er langsam nach Süden fuhr, legte Sammlungen in allen Gebieten an und gibt uns die erste zuverlässige Beschreibung von Land und Leuten, so daß seine Berichte und Sammlungen noch heute von größtem Werte sind. Cook taufte die Inseln mit ihrem jetzigen Namen der Neuen Hebriden, nachdem man sie einst als große Cykladen bezeichnet hatte. Durch die überraschenden Erfolge Cooks angeregt, sandte die französische Regierung La Pérouse ab, der 1788 in Vanikoro, der südlichsten Insel der Santa Cruz-Gruppe, Schiffbruch litt. Dort soll er eine Kolonie gegründet haben, die sich einige Jahre gegen die feindlichen Eingeborenen habe halten können. Reste des Schiffbruchs, Anker, Münzen usw., sind vor einigen Jahren bei Vanikoro gehoben worden. 1789 hatte Bligh die Banksinseln wieder erblickt, und 1793 d'Entrecasteaux, von Louis XVI. zur Rettung von La Pérouse ausgesandt, die Insel Santa Cruz.

Von nun an wurde der Verkehr mit den Inseln häufiger; von vielen Reisenden sind zu nennen der französische Kapitän Dumont d'Urville und die Engländer Belcher und Erskine. Auch Markham gibt uns von seinen interessanten Beobachtungen in den Neuen Hebriden Kenntnis.

Hiermit sind wir aber schon in jene traurige Periode eingetreten, der die wenigsten der Inseln in der Südsee entgangen sind, in jene Zeiten, da der Abschaum der Menschheit bei Walfischfang und Sandelholzhandel ein wüstes und blutbeflecktes Treiben in den Inseln führte. Systematisch brutali-

sierte man die Eingeborenen. Ihre natürlich oft grausame und blutgierige Verteidigung beantwortete man durch noch schauderhaftere Taten, und der schlechte Ruf, in den die Bewohner der Insel durch ihre Rachemorde kamen, diente zur willkommenen Entschuldigung für absichtliche Ausrottung der Schwarzen.

Gern importierte man ansteckende Krankheiten oder entfachte alte Fehden aufs neue, unterstützte sie mit Feuerwaffen und schleppte die Neger in späteren Jahren zu Tausenden als Arbeiter nach den Plantagen von Australien, Fidji, ja Südamerika. So gesellte sich zu der Piraterie noch der Sklavenhandel, und in wenigen Jahrzehnten wurde dadurch die Bevölkerung der Neuen Hebriden und Banksinseln so geschwächt, daß die Erhaltung der Rasse heute an vielen Orten nicht mehr möglich ist, zumal bis zur Stunde nichts Durchgreifendes unternommen wurde, um den physischen und moralischen Zerfall der Bewohner aufzuhalten. So wurde dem momentanen Vorteil des europäischen Abschaums aus Indolenz und kurzsichtig-nationaler Rivalität eine in jeder Hinsicht wertvolle Rasse geopfert, und mit Schamröte muß man gestehen, daß derartige Ungeheuerlichkeiten noch heute nicht ganz verschwunden sind.

Die Mission war der einzige Faktor, welcher sich diesen Scheußlichkeiten entgegensetzte. Sie faßte in den Inseln zuerst Fuß unter Bischof John Williams, der durch samoanische Lehrer das Christentum in den südlichen Inseln einführen wollte. 1839 wurde er in Erromango von den Eingeborenen erschlagen, aber die protestantische Mission, im besonderen die presbyterianische, ließ sich nicht zurückdrängen und rückte allmählich nach Norden vor, trotzdem Erromango allein sieben Märtyrer gefordert hat; Morde, die sich kaum je ereignet hätten, wenn nicht die Eingeborenen, durch die Greueltaten der Weißen aufgebracht, in jedem Europäer ihren Feind und den Urheber allen Ungemachs gesehen hätten und zur Stunde, leider nicht ohne Grund, immer noch sehen.

Heute herrscht die presbyterianische Mission über alle Inseln der Neuen Hebriden, ausgenommen Pentecôte, Aoba und Maevo. Von dort nach Norden beginnt das Gebiet der anglikanischen Mission, deren Zentrale in Norfolk Island sich befindet.

1848 ließen sich katholische Missionare vom Orden der Maristen in Aneityum nieder, gaben aber das Werk dort bald wieder auf und begannen erst 1887 ihre Arbeit wieder, indem sie sich nach und nach über die ganze Gruppe mit Ausnahme der Banksinseln und der südlich Efate liegenden Inseln zerstreuten.

In den letzten Jahren fanden sich auch einige Anhänger freier Sekten ein, die sich meist da niederlassen, wo sie zugleich mit der Mission dem Koprahandel obliegen können.

Der energischen Opposition der anglikanischen und presbyterianischen Mission, besonders ihrer Vertreter, des Bischofs Patteson und des Rev. J. G. Paton, ist es zu verdanken, daß zur Überwachung des Arbeiterwerbens

Kriegsschiffe in den Inseln den Polizeidienst übernahmen, ohne den Sklavenhandel jedoch ganz unterdrücken zu können, der erst im letzten Jahrzehnt nach Australien untersagt worden ist. Leider gelang es nicht, England zur Besitzergreifung der Gruppe zu bewegen, da Frankreich auf dieselbe ebenfalls Rechte geltend machte, aber seinerseits sich nicht zur Annexion entschließen konnte. Durch heftige Agitation in beiden Lagern kam es dazu, daß später keine Macht der anderen die Inseln überlassen wollte, denn einer größeren Zahl französischer Kolonisten hält die völlige wirtschaftliche Abhängigkeit der Neuen Hebriden von Australien das Gleichgewicht. Während englischerseits die Gruppe in die Gerichtsbarkeit des „Western Pacific" unter einem britischen High Commissioner einbezogen wurde, suchten sich die Franzosen durch sogenannten Ankauf alles verwertbaren Landes durch eine Privatgesellschaft, die Soc. Calédonienne des N^lles Hebrides, das Übergewicht zu sichern, eine Organisation, die in kurzer Zeit aber große Summen in den Inseln vergeudet hat (meist mit Champagnertrinken).

Nachdem verschiedene Austauschprojekte keiner der Mächte genehm gewesen waren und man die Einmischung einer dritten Macht befürchtete, einigte man sich im Jahre 1887 auf die Einführung einer gemeinsamen Kontrolle, indem jede der zwei Mächte eine Marinekommission einsetzte, die gemeinschaftlich Ordnung und Gesetz aufrecht erhalten sollte. Es war dies der Beginn der heutigen Kondominiums, das 1906 von den Mächten unterzeichnet und 1908 in Port Vila proklamiert wurde und ein Unikum von Regierungsform ist, aber auch einen höchst interessanten Versuch zur internationalen Verwaltung bilden könnte, wenn bei beiden Parteien aufrichtig guter Wille zu ehrlichem Handeln da wäre.

Das Kondominium stellt jeden Franzosen oder Engländer unter die Gesetze seines Landes, die von dessen Vertretern und Beamten gehandhabt werden, so daß die Kolonisten leben wie in einer Kolonie ihres eigenen Landes, während Kolonisten dritter Nationalität sich zum Beitritt zu einer der zwei Nationen entscheiden müssen.

Neben den nationalen Gesetzen enthält das Kondominium noch einige Bestimmungen, die den Verkehr zwischen den zwei Regierungen regulieren sollen, und noch allgemeine Gesetze über Alkohol- und Waffenverkauf an die Eingeborenen, über das Anwerben und die Behandlung der eingeborenen Arbeiter usw.

Als höchste Instanz bei Differenzen zwischen den zwei Regierungen und zum Entscheid von Zivilfällen zwischen Eingeborenen und Weißen wurde ein internationales Gericht geschaffen, dem zwei spanische und zwei holländische Mitglieder angehören, dazu ein französischer und ein englischer Richter.

So stellen sich die höheren Beamten des Kondominiums zusammen aus:
einem englischen und einem französischen Residenten,
einem spanischen Gerichtspräsidenten und einem Staatsanwalt,
einem französischen und einem englischen Richter,

einem holländischen Gerichtsschreiber und einem holländischen Advokaten für die Eingeborenen, B. 6

einem englischen und einem französischen Polizeikommissar;

wie man sieht, eine stattliche Zahl von Beamten.

Die Santa-Cruz-Inseln wurden 1898 von England annektiert und gehören zum Gebiete der Salomonen.

Geographische Lage.

Die Gruppe der Neuen Hebriden liegt zwischen dem 165. und 170. Grad östlicher Länge und erstreckt sich vom 13. Grad südlicher Breite bis etwas über den 20. Grad. Die Santa-Cruz-Inseln liegen auf dem 166. Grad östlicher Länge und dem 11. Grad südlicher Breite.

Der nächste Nachbar der Neuen Hebriden ist Neukaledonien, derjenige der Santa-Cruz-Gruppe die Insel San Christoval der Salomonen.

Die Neuen Hebriden mit der Banksgruppe bestehen aus dreizehn größeren Inseln und einer Unmenge kleiner Inselchen und Felsen und bedecken ca. 15,396 qkm. Die größte Insel Espiritu Santo, meist nur Santo genannt, ungefähr 104 km lang und 54 km breit, mit 4,900 qkm Oberfläche, ist die nördlichste der eigentlichen Neuen Hebriden, ihr nächst kommt Malekula mit 2,450 qkm.

Geographisch zerfallen die Neuen Hebriden in die Banksgruppe und Torresinseln, in die Zentral- und in die südliche Gruppe der eigentlichen Neuen Hebriden. Die Banks- und Torresinseln wie die südlichen Neuen Hebriden bestehen aus einer Anzahl vereinzelt und zerstreut liegender Inseln, während die Zentralgruppe eine Inselkette bildet, die sich bei Epi nach Norden zu spaltet und in zwei Zügen ein fast nach allen Richtungen, außer nach Norden, geschlossenes Meer umfaßt.

Dort, an den inneren Küsten, haben sich, besonders an der westlichen Kette, oft bedeutende Korallenformationen angesetzt, welche die ursprüngliche Gestalt der vulkanischen Inseln völlig verändert und die schmalen, Nord-Süd laufenden Bergrücken nach Osten hin stark verbreitert haben. Denn alle Inseln, mit wenig Ausnahmen, bestehen aus einem plutonischen Kerne, an den oft 200 m mächtige, gehobene Korallenbänke sich angelagert haben, deren flache Rücken meist in fünf jähen Stufen zum Meere abfallen, wo sich gewöhnlich noch ein breiter, flacher Strandstreifen gebildet hat, der unter der Meeresoberfläche in rezente Korallenbildung übergeht. Es bieten daher die Inseln meistens die typische Form der Tafelinseln, aus denen bei den größeren Inseln inland die runden Kuppen des Eruptivgesteins auftauchen. Wo Korallenbildung fehlt, steigt die Insel entweder als sanft gewölbter Dom wie eine Riesenkalotte aus dem Wasser oder fällt mit durch enge Schluchten zerklüfteten Flanken zum Meere ab; Schluchten, aus denen die dem Schiffer so gefährlichen Böen hervorheulen, und Flanken, an denen die Lava zu

kristallscharfen Formen erstarrt ist. Weißer Strand deutet Korallenformation an, schwarzer läßt auf plutonischen Ursprung schließen.

Die Inseln sind alle sehr gebirgig, die höchste Spitze bildet der sogenannte Santo Peak mit 1500 m Höhe.

In den engen Kanälen zwischen den Inseln der Zentralgruppe erzeugen die Gezeiten starke Strömungen, die, besonders wenn der Wind denselben entgegenwirkt, sehr gefährliche Seen aufwerfen. Innerhalb der Inseln ist aber das Meer selten bösartig, auch bieten die Korallenriffe einige gute Ankerstellen für kleinere Fahrzeuge. Viel weniger sicher sind die offenen Archipele der Banks- und südlichen Hebrideninseln, wo die Macht der Wellen nicht gebrochen wird und die Strömungen sehr stark und unberechenbar zu sein scheinen. Auch fehlt es da an guten Häfen.

Barrierenriffe finden wir nur an der südlichsten Insel Aneytium und um Utupua und Vanikoro.

In den Neuen Hebriden finden wir drei tätige Vulkane, den mächtigen Doppelvulkan auf Ambrym, den hohen Kegel Lopevi und denjenigen auf Tanna. Ein Vulkan, der nur noch durch heiße Quellen und Schwefelausscheidungen sich bemerkbar macht, ist auf Venua Lava, aber zahlreiche andere Inseln lassen deutlich ihren vulkanischen Ursprung erkennen, so Meralava, Ureparapara, welch letztere einen Krater darstellt, dessen eine Wand eingebrochen ist, so daß jetzt da eine stille Bucht ist, wo früher Lava kochte. Eruptivgestein finden wir auch in dem südlichen Teile von Maevo, Pentecôte, Malekula usw.

Die Tätigkeit der Vulkane ändert häufig, oft verursachen sie lokale Erdbeben; diese scheinen aber in keinem Zusammenhang mit den großen Erdbeben zu stehen, welche die westlichen Inseln der Zentralgruppe, besonders Santo, oft erschüttern.

Flüsse finden sich nur auf größeren Inseln, und da fast nur im Bereiche des Eruptivgesteins. In den Korallen versickert das Wasser sehr schnell, bildet nur hier und da schlammige Tümpel, so daß in jenen Gegenden, trotz des großen Regenfalles, fließendes Wasser sehr selten ist.

Klima.

Das Klima ist nicht sehr heiß und recht gleichmäßig. Das Jahresmittel in Efate betrug 1910 24,335 ° C, der heißeste Monat war der Februar mit einem Mittel von 27,295 ° C, der kühlste der Juli mit 21,815 ° C, die niederste absolute Temperatur war 11,9 ° C im August und die höchste 35,6 ° C im März. Die mittlere Jahresschwankung betrug demnach 5,48 ° C und der absolute Temperaturunterschied 23,7 ° C.

Der Regenfall ist beträchtlich; es fielen im Dezember 564 mm als Maximum und 22 mm als Minimum im Juni. Der Gesamtregenfall des Jahres betrug 3,012 m, was pro Tag eine Regenmenge von 8,3 mm ergibt. Man kann schon aus dieser kurzen Zusammenstellung, die ich einer Tabelle im

„Neo Hebridais" entnehme, erkennen, daß das Jahr in eine kühlere und trockenere und eine wärmere und feuchtere Saison zerfällt. Vom Mai bis Oktober genießt man angenehme, helle und frische Sommertage mit vorherrschendem Südostpassat, der meist mit der Sonne einsetzt und fällt und gesundes Klima bringt. Vom November bis April ist die Atmosphäre drückend, feucht, und ein Regenschauer folgt dem anderen. Häufig ist Windstille, oder die Winde wechseln und wehen in starken Stößen von Nordwesten her. Jene Zeit ist auch die Periode der Zyklone, die fast jedes Jahr mindestens einmal auftreten, zum Glück aber mit ihrem Zentrum selten über den Archipel streichen. Immerhin verwüstete 1910 ein Zyklon Tanna und 1912 einer Südsanto. Die Banksinseln sollen nicht mehr im Zyklongürtel liegen, doch machten sich auch dort die drei Zyklone des Jahres 1912 sehr fühlbar.

Folgen von Erdbeben und Zyklonen sind jene verheerenden Sturmfluten, welche dann und wann die Küsten der Inseln überflutet haben, wenigstens ist die Erinnerung an solche Wellen, die von Norden gekommen sein sollen, noch vielerorts bei den Eingeborenen wach.

Ähnliches Klima wie in den Neuen Hebriden, nur mit etwas höherer Temperatur, treffen wir auf Santa Cruz. Diese Inseln liegen ganz außerhalb der Zyklonzone.

Flora und Fauna.

Wie schon Quiros und später Cook, werden noch heute alle Besucher von der Üppigkeit des Pflanzenwuchses überrascht, und die Neuen Hebriden dürfen sich den fruchtbarsten Inseln an die Seite stellen. Für den Pflanzer scheinen die Möglichkeiten unbeschränkt zu sein; die hauptsächlichste Schwierigkeit ist, das üppig sprießende Unkraut von den Pflanzungen fernzuhalten. Es scheint aber, als ob die Flora doch an Vielfältigkeit weit hinter derjenigen asiatischer Regionen zurückstände, besonders in den südlichen Inseln soll sie viel neukaledonische Elemente enthalten.

Meist bedeckt ein dichter Teppich des üppigsten Urwaldes die ganze Insel, aus dem die riesigen Feigenbäume als Landmarken weithin sichtbar auftauchen; nur an einigen Küsten finden wir in der Höhe mit Schilfgras überwachsene Hänge, deren Ursprung nicht ganz klar ist, sei es, daß sie die Stellen einstiger Felder sind, oder daß die Eingeborenen sie durch jährliches Abbrennen von Wald frei halten wollen. Natürliche Entstehung haben sie zweifellos in den südlichen Inseln, wo sie besonders auf Erromanga große Ausdehnung haben und gutes Weideland für Schafe bilden.

Bedeutend formenreicher als in den Neuen Hebriden ist die Flora der Sta Cruz-Inseln, wo wir schon eine große Zahl asiatischer Formen finden.

Noch einfacher als die Flora ist die Fauna. An Landsäugetieren kommen nur Schwein, Hund, Fledermaus und Ratte vor. Die Vogelwelt ist arm, häufig sind große Wildtauben, ebenso sind die Reptilien und Amphibien nur durch wenige Arten vertreten, aber dann sehr zahlreich. Es wimmelt von Eidechsen und Schlangen; letztere sind aber nur ungiftige Vertreter der Boidaeen.

Das Krokodil kommt sicher erst in den Sta Cruz-Inseln vor und erreicht dort kaum die gleiche Größe wie in den Salomonen. Es wird aber von Weißen und Eingeborenen versichert, daß Krokodile auch in den Banksinseln gesehen wurden, und vor mehreren Jahren soll ein kleines Krokodil in Süd-Santo erlegt worden sein.

Dafür ist das Leben im Meer ein außerordentlich reiches. Neben zahllosen Fischarten finden wir Cetaceen, die in den reichen unterseeischen Weidegründen ein ungetrübtes Dasein führen. Walfische waren früher häufig, sind jetzt aber fast ganz ausgerottet. Schildkröten werden von den Eingeborenen oft erlegt.

Eingeborene.

Man bezeichnet die Eingeborenen als Melanesier, was ein Sammelname für die dunkelhäutigen, kraushaarigen, bärtigen Bewohner der Südsee ist.

Die Melanesier scheiden sich hauptsächlich durch ihr Haar streng von den fast schlichthaarigen Australiern und völlig von den hellen, schlichthaarigen Polynesiern, den Inselbewohnern des östlichen Stillen Ozeans. Wahrscheinlich eine Mischung von Melanesiern und Polynesiern sind die Mikronesier, die wir hauptsächlich in den nördlichen Inseln des westlichen Stillen Ozeans finden. Diese sind hellhäutig, aber kraushaarig, und ähnliche Typen finden wir in den Neuen Hebriden, wo wir rein melanesische neben stark mit polynesischem Blut versetzte Bevölkerung finden.

Überhaupt sind die relativ nahe beieinander liegenden Inseln einer Rassenmischung recht günstig, und wenn wir annehmen, daß die Besiedlung der pazifischen Inselwelt von Asien aus erfolgte, kann uns nicht überraschen, in den Neuen Hebriden Spuren aller jener Rassen zu finden, die nach Osten gewandert sind. Es ist darum nicht leicht, das Rassengemisch in den Neuen Hebriden zu sichten. Es scheint aber, als ob sich im großen die Bevölkerung auf vier Elemente zurückführen lasse: eine kleinwüchsige, dunkle, kraushaarige, vielleicht autochthone Rasse, mehrere Varietäten des großen Melanesiers, in mehrfachen Wanderzügen in den Neuen Hebriden angelangt, ein altes polynesisches Element als Rest ihrer früheren Wanderung nach Osten und in jüngerer Zeit polynesische Einwanderung von Osten her.

Auch der oberflächliche Reisende wird leicht bemerken, daß wir in den südlichen und östlichen Inseln der Neuen Hebriden auf die hellste Bevölkerung stoßen, während die dunkelste im Nordwesten sich findet, und daß damit die ethnologischen Unterschiede Hand in Hand gehen.

In den Banksinseln ist durch rezente Einwanderung das polynesische Blut stärker vertreten als in den nördlichen Neuen Hebriden, während in den Santa-Cruz-Inseln der Mischungsprozeß beider Rassen gerade im Gange zu sein scheint.

Die Zahl der Eingeborenen der Neuen Hebriden und Banksinseln betrug nach der amtlichen Schätzung des englischen Residenten Anno 1910 65 000

Seelen. Die Annahme wird kaum übertrieben sein, daß vor Ankunft der Weißen die Anzahl der Eingeborenen etwa zehnmal mehr, also 650 000 Seelen betragen habe, denn wo wir heute Dörfer von vier Hütten finden, standen früher vierzig, und wo wir heute stundenlang durch eintönigen Urwald wandern, reihte sich einst ein Feld ans andere. An Küsten, wo heute ein Dorf steht, finden wir Spuren von zehn anderen, so daß es scheinen könnte, als ob man mit 650 000 fast noch zu niedrig geschätzt habe.

Wer mag da noch behaupten, daß der Weiße nicht die Schuld am Aussterben der Eingeborenen trage?

Sprachen.

Die Sprachen gehören den melanesischen und polynesischen Sprachstämmen an und zerfallen in zahlreiche Dialekte, die aber schon sehr differenziert sind, weswegen die Eingeborenen nur schwer oder gar nicht in fremden Distrikten sich verständlich machen können. Es ist leicht einzusehen, daß bei der früheren, durch die Unsicherheit bedingten Abgeschlossenheit der Dörfer und dem Fehlen von Literatur die Sprache sich in jedem Dorfe anders entwickeln mußte, nur schon dadurch, daß Manieriertheiten und „Slang" sich erhielten und fortpflanzten.

Es ist in einigen Inseln soweit gekommen, daß man in einem Tage durch mehrere Distrikte marschieren kann, in denen ebensoviel für die anderen fast oder ganz unverständliche Dialekte sich finden, ja es gibt sogar Nachbardörfer, die ihre Sprachen gegenseitig besonders erlernen müssen.

Der Eingeborene scheint dadurch ein ziemlich entwickeltes Sprachtalent erlangt zu haben, wenigstens beherrscht fast jeder die zwei oder drei Sprachen der Nachbarschaft.

Wo durch Bevölkerungsverschiebungen die Sprachverhältnisse zu verwickelt geworden sind, ist die wichtigste Sprache des Distrikts zu der herrschenden Verkehrssprache auf gewissen Gebieten, zu einer Art „lingua franca", geworden.

Unter diesen Verhältnissen, zumal da ich mich nie länger als zwei Monate am gleichen Orte aufhielt, verzichtete ich von vornherein auf das Erlernen und Studium einer Sprache. Es haben ja die Missionare auf diesem Gebiete auch schon beträchtliches Material zusammengetragen.

Ich war daher auf Dolmetscher und auf das Biche la mar angewiesen, jenes verstümmelte Englisch, das kaum mehr als fünfzig Worte enthält, und das auf den Plantagen gesprochen wird. Es ist klar, daß auf diese Weise abstrakte Dinge nicht leicht besprochen werden konnten.

Kolonisation.

Wie schon erwähnt, begann die Kolonisation in den Neuen Hebriden durch die Walfischfänger, die mehrere Stationen, hauptsächlich in den süd-

lichen Inseln, anlegten. Die größte war wohl in Aneityum. Der Verkehr mit den Eingeborenen mag sich auf die unvermeidlichen Händeleien beschränkt haben, so daß die Walfischfänger der Rasse kaum sehr viel geschadet haben.

Gefährlicher war der Sandelholzhandel, der hauptsächlich in Erromango sehr einträglich war. Die Sandelholzhändler beschränkten sich nicht darauf, das kostbare Holz von den Eingeborenen zu erhandeln, sondern begannen selbst, die Bestände im Innern auszubeuten. Natürlich kamen sie dabei in Konflikt mit den Eingeborenen, aus Streitigkeiten wurden blutige Fehden, in denen die Weißen, mit den raffiniertesten Mitteln skrupelloser Brutalität kämpfend, bald Sieger blieben und die Eingeborenen zurückdrängten. Es ist eine direkte Folge jener Zustände, daß heute in Erromango, wo einst 5—10 000 Seelen gelebt haben, nur noch 800 übrig geblieben sind.

Zum Glück waren die nördlichen Inseln an Sandelholz ärmer als Erromango, so daß dort der engere Verkehr mit den Weißen erst später durch den Koprahandel einsetzte. Kopra ist getrockneter Kokosnußkern, dessen Fette hauptsächlich zur Seifenfabrikation gebraucht werden. Der außerordentliche Reichtum der Inseln an Kokospalmen lockte schon in den siebziger Jahren die ersten weißen Koprahändler nach den Inseln. Diese waren fast alle gestrandete Existenzen, die entweder dem Bagno in Noumea entstammten oder sonst Grund hatten, die Zivilisation zu scheuen. Solche Individuen ließen sich bei irgendeiner Ankerstelle in der Nähe größerer Dörfer nieder, bauten sich eine Strohhütte und tauschten die Kopra der Eingeborenen gegen allerlei Waren: Streichhölzer, Tabak, Pfeifen, Kaliko, Äxte und Messer, hauptsächlich aber Feuerwaffen und Schnaps ein. Sie machten anfangs bedeutenden Gewinn, demoralisierten aber die Bevölkerung durch Alkohol und dergleichen und lebten oft in ewigem Streite mit den Eingeborenen, weil sie dieselben durch Frauenraub und andere Brutalitäten reizten und überhaupt nicht geeignet waren, das Ansehen der weißen Rasse bei den Schwarzen zu heben. Die häufigen Ermordungen solcher Händler durch die Eingeborenen kann man zum mindesten begreiflich finden, wie auch die späteren Morde in der Mehrzahl natürliche Racheakte an den Weißen für Mißhandlungen aller Art gewesen sind. Kleine Segelschiffe verproviantierten meist von Noumea aus jene Weißen und lieferten ihnen Waren gegen die gesammelte Kopra. Die mühelose Erwerbung so ansehnlicher Vermögen lockte immer mehr Weiße nach den Inseln, so daß mit den Jahren die Küsten der friedlicheren Inseln von zahlreichen Handelsstationen besetzt wurden, deren Besitzer sich aber bald Konkurrenz machten, was zur Folge hatte, daß heute der Koprahandel nicht mehr für den Weißen, sondern nur noch für den Eingeborenen einträglich ist.

Bei der in früheren Jahren leichten Beschaffung der eingeborenen Arbeitskräfte ist es nicht verwunderlich, daß aus solchen Handelsstationen bald kleine Pflanzungen sich entwickelten, meist Franzosen gehörig, die sich erst in Mele bei Port Vila, dann in Port Havannah, Port Sandwich, Epi und

später am Kanal du Segond festsetzten. Besonders legte die Soc. française des Nlles Hebrides an allen den genannten Orten Pflanzungen an. Von diesen sind aber die meisten wegen Mißwirtschaft nie zum vollen Ertrage gekommen. Infolge der Pflanzungen gesellte sich zu dem für die Eingeborenen so verderblichen Alkohol noch die Plantagenarbeit. Die Pflanzer verschafften sich Arbeiter auf jegliche Weise, entführten sie aus den Dörfern, trieben sie mit Gewalt auf Schiffe, entfachten Kriege, um die Eingeborenen zu zwingen, auf den Werbeschiffen Zuflucht zu suchen und was dergleichen Mittel mehr sind. Auf den Pflanzungen überanstrengte und mißhandelte man die Schwarzen, nährte sie ungenügend, gewöhnte sie an Alkohol und Immoralität, ließ sie ohne medizinischen Beistand verkommen, prellte sie um ihren Lohn und nahm sich kaum die Mühe, sie wieder in ihre Heimat zurückzubringen. Kurzum, es herrschte Sklaverei in ihrer schlimmsten Form, was nur schon durch die Mortalität von 44 % pro Jahr in den Pflanzungen von Mele erhärtet wird. Damals fand man eben noch die Arbeitskräfte in Fülle, brauchte das billige Material nicht zu schonen, zehrte so am Kapital und kümmerte sich nicht um die Zukunft, nämlich um heute, wo die Eingeborenen eine berechtigte Angst vor Plantagenarbeit haben und fast nur noch durch ungesetzliche Mittel von den Franzosen zur Arbeit zu pressen sind. Auch genügt die Kopfzahl der Eingeborenen kaum mehr, um den Bedarf an Arbeitskräften zu decken.

Dann setzte auch der Sklavenhandel nach Queensland, Fiji, ja sogar Süd-Amerika ein, so daß die Abnahme der relativ doch wenig zahlreichen Eingeborenen selbstverständlich ist, zumal sie auch an importierten Krankheiten, wie Masern, Dysenterie, Tuberkulose usw., massenhaft dahinstarben.

Gegen all das konnte die Mission, von keiner Autorität unterstützt, nur durch Proteste in zivilisierten Ländern kämpfen. Diese Proteste hatten Erfolg, so daß sich die Mission um die Erhaltung der Rasse unvergängliches Verdienst erworben hat. Leider kann aber nicht gesagt werden, daß die Mission, außer in Tanna, die Lebenskraft der Rasse aufgefrischt hätte. Es scheint fast, als ob das Bestreben, dem Eingeborenen möglichst viel weiße Kultur einzupflanzen und ihn dennoch vom Kontakt mit den Europäern abzuhalten, für die Rasse verderblich geworden sei, denn die christliche Bevölkerung stirbt ebenso rasch aus als die heidnisch gebliebene. Es würde zu weit führen, hier die obigen Behauptungen zu beweisen. Es soll dies an anderem Orte geschehen.

Etwa zehn Jahre nach den Franzosen gründeten die Engländer Pflanzungen, und heute ist fast alles bebaubare Land an der Küste in der Nähe guter Ankerplätze bepflanzt. Die Engländer haben viel weniger unter Arbeitermangel zu leiden als die Franzosen, was zweifellos auf ihrer humaneren Behandlung der Schwarzen beruht, wozu sie allerdings durch ihre Regierung streng angehalten werden, während die französische Regierung gegenüber solchen Ungesetzlichkeiten meist ein Auge zudrückt.

Man spricht davon, wegen Mangels an eingeborenen Arbeitern indische

Arbeiter zu importieren. Dies wäre natürlich mit großen Kosten verbunden, so daß es sich schon jetzt rächen würde, daß man seit einer Generation den größten Reichtum der Inseln, nämlich ihre Bewohner, zerstörte. Obligatorische Arbeit gegen mäßige Bezahlung könnte zur Stunde noch genügend Arbeitskräfte schaffen, doch wird ein derartiges, auch für die Eingeborenen heilsames System unter dem Kondominium kaum eingeführt werden.

Die Produkte der Pflanzungen sind Kopra, Kaffee, in den letzten Jahren auch Kakao und Baumwolle. Der Hauptexport ist aber Kopra und wird es jedenfalls bleiben, denn die Inseln scheinen recht eigentlich für die Kultur der Kokospalme geschaffen zu sein, während Kaffee zwar auch sehr gut gedeiht, aber viel Arbeitskräfte verlangt und in den letzten Jahren oft an Krankheiten gelitten hat. Kautschukpflanzungen haben die Erwartungen nicht erfüllt.

Trotz der großen Zahl von Beamten kann von einer Regierung der Inseln kaum die Rede sein, wenn es sich nicht um die größeren Niederlassungen handelt. Magistrate fehlen in den meisten Inseln, so daß von Verbrechen nur so viel den Behörden zu Ohren kommt, als von den Pflanzern angezeigt wird. Diese verschweigen aus leicht begreiflichem Solidaritätsgefühl die meisten Vergehen Weißer. Die Tätigkeit der Regierung außerhalb Port Vila beschränkt sich auf einen periodischen Besuch der Pflanzungen durch einen Inspektor englischerseits und auf französischer Seite auf gelegentliche Rundreisen des Residenten.

Die Eingeborenen haben eigentlich kein Mittel, der Regierung ihre Beschwerden vorzutragen, müssen sich aber jeder Strafe auf die Klage eines Weißen hin unterziehen. Dies ist in der Tat ein einseitiges Verhältnis. Zum Glück nehmen sich die Missionare der Eingeborenen an; auch reicht der Arm der Regierung nicht weit über den Küstengürtel hinaus. Inland leben die Eingeborenen von der Polizei noch völlig unbehelligt, derart, daß oft nur wenige Wegstunden inland von einem zivilisierten Pflanzungszentrum noch Kannibalismus herrscht. Früher schreckten gelegentliche Landungsexpeditionen und Bombardements durch die Kriegsschiffe die Inlandstämme, heute haben die Eingeborenen erkannt, daß sie im Urwald leicht jeden Angriff zurückweisen können, und fühlen sich unabhängig.

Es ist daher kaum Verdienst der Regierung oder der Pflanzer, wenn heute die Inseln zum großen Teil pazifiziert sind, sondern es ist dies allein das Verdienst der Mission, die durch Missionare und eingeborene Lehrer den endlosen Fehden und damit der Selbstzerstörung der Rasse Einhalt tun konnte.

Auf den Santa-Cruz-Inseln ist heute erst eine einzige Pflanzung angelegt, die durch Arbeiter aus den Salomonen gepflegt werden muß, da die Eingeborenen von Santa Cruz einstweilen noch nicht zur regelmäßigen Arbeit auf der eigenen Insel zu gebrauchen sind. Dafür engagieren sie sich aber oft zur Arbeit auf Pflanzungen der Salomonen, so daß auch schon in den Santa-Cruz-Inseln die schädlichen Folgen der weißen Kultur sich bemerkbar machen, allerdings in schwachem Maße, da die Arbeiterverhältnisse in den

Salomonen von der englischen Regierung streng geregelt werden. Allein zurückkehrende Arbeiter und der, wenn auch seltene und kurze Aufenthalt von Werbeschiffen in Santa Cruz haben der Rasse schon die Todeskeime gebracht, durch welche die Bevölkerung bereits auf ihren halben Bestand reduziert worden ist.

Die Mission fängt heute erst an, auf Santa Cruz Fuß zu fassen.

Verkehr.

Den Verkehr mit Sydney, diesem bedeutendsten Hafen der westlichen Südsee, vermitteln eine französische und eine englische Dampferlinie; daneben fahren einige kleinere Handelsdampfer und Segelboote zwischen Noumea und den Neuen Hebriden.

Die englischen Dampfer führen die Flagge des großen australischen Handelshauses Burns Philp & Co., das noch mit zahlreichen anderen Archipelen Handelsbeziehungen unterhält. Ihre Dampfer berühren zuerst die Lord Howe- und Norfolkinseln und legen dann in Port Vila an, dem Eingangshafen der Neuen Hebriden, um von dort in vierwöchentlicher Rundfahrt fast alle größeren Plantagen der Gruppe und fast alle Inseln anzulaufen. Durch eine bedeutende Staatssubvention ist die Gesellschaft zum Postdienst verpflichtet, treibt aber daneben einen regen Handel mit den Pflanzern und Händlern. An Bord der Schiffe ist ein Angestellter der Gesellschaft, der sogenannte Supercargo, der den Kolonisten ihre Produkte abkauft und ihnen dafür Waren liefert: Tausch- und Handelswaren für den Verkehr mit den Eingeborenen, sowie alles, was dem eigenen Bedarf dient. Auch übermittelt er alle Bestellungen der Weißen nach dem Einkaufsbureau in Sydney, einer besonderen Abteilung des Geschäftes, die Bestellungen von Nähnadeln bis zu Pferden und Motorbooten besorgt. Ein größerer Vorrat an Waren, hauptsächlich an solchen für den täglichen Bedarf, wird immer an Bord der Schiffe mitgeführt, so daß man dort in einem Warenlager alles sich aussuchen kann, was man zur Nahrung und Kleidung nötig hat. Dabei wird gern Kredit an beginnende Pflanzer, d. h. solche, deren Pflanzungen noch nichts eintragen, gewährt, wofür die Pflanzer sich verpflichten müssen, alle ihre Produkte an Burns Philp & Co. abzugeben und die Waren auch von ihnen zu beziehen. So kommt es, daß viele Pflanzer bei Burns Philp & Co. verschuldet sind und diese, weil sie fast konkurrenzlos sind, die Preise für Kopra und andere Produkte festsetzen können. Burns Philp & Co. sind daher eine bedeutende Macht in den Inseln; mir boten ihre Dampfer aber die beste Gelegenheit, Geld und Waren zu beziehen und meine Sammlungen nach Port Vila zu versenden, und auch zuverlässige Verbindung zwischen den einzelnen Inseln. Anders verhält es sich mit der französischen Dampferlinie, welche von den Messageries Maritimes betrieben wird. Durch eine starke Subvention von der Regierung unterstützt, ist sie lediglich Postlinie und gibt sich mit dem Handel gar nicht ab. Das schmucke Schiff läuft in drei Wochen

von Sydney nach Noumea und Port Vila, besucht zirka drei Pflanzungszentren der Gruppe, um die Inseln schon nach acht Tagen wieder zu verlassen und auf dem gleichen Wege wieder nach Sydney zurückzukehren. Die Linie bildet dadurch die schnellste und auch die bequemste Verbindung mit Australien in acht Tagen, während die englischen Dampfer zu der Reise elf Tage brauchen. Daneben zirkulieren in den Inseln nicht wenige kleine Dampfer und Segelboote und suchen durch Eintreffen in den Intervallen der australischen Dampfer, aus momentanen Bedürfnissen der Kolonisten, ihren Verdienst zu ziehen. Sie können sich nur durch die beständige Zunahme des Exportes in den Inseln gegen Burns Philp & Co. halten.

Da sie weder regelmäßigen Kurs noch bestimmte Fahrzeiten haben, konnten mir persönlich diese Schiffe wenig dienen.

Eingangshafen ist Port Vila. Es wurde dazu gewählt als guter, Noumea und Sydney nächstgelegener Hafen. Zentraler und auch sicherer wäre allerdings Port Sandwich in Süd-Malekula gewesen, auch fiele der Kanal du Segond als geräumiger Hafen nicht außer Betracht, doch gibt es sonst keine größeren Häfen in den Inseln.

Erstes Kapitel.
Noumea und Port Vila.

Am 26. April 1910 erreichte ich Noumea mit dem großen, aber uralten, von Marseille her kommenden Postdampfer der Messageries Maritimes, den ich in Sydney bestiegen hatte.

Noumea macht den traurigsten Eindruck. Raschem Aufblühen ist ein Niedergang gefolgt, der durch die Aufhebung des Bagno, der bedeutendsten Einnahmequelle Noumeas, noch verstärkt wurde. Die Stadt ist ziemlich großzügig geplant worden, hat aber ihre Anlage nie recht ausgefüllt und bietet mit ihren verödeten Plätzen, den ungepflegten Gärten und verlotterten Häusern einen denkbar verkommenen Anblick. An der großen Kaimauer des Hafens liegen zwei bis drei Dampfer und ebensoviel große Segelschiffe, auf dem Kai selbst stehen Zollbeamte umher, lungern entlassene Sträflinge, und brüten oder lärmen Eingeborene, meist von den Loyaltyinseln.

Parallele Straßenzüge führen vom Hafen nach den Hügeln, die hinten die Stadt begrenzen. Unter den Wellblechdächern, welche die Trottoirs hier und da überdachen, sind dunkle Läden mit unappetitlichen Eßwaren, Kuriositäten und billigen Kleidern; an jeder Ecke ist eine düstere Matrosenkneipe, aus der es weithin nach Absinth duftet, und Weiberstimmen kreischen. Dann treten wir auf einen leeren, unsauberen Platz, wo ein Brunnen steht, der eine verstümmelte Gallia trägt, dort träumen auf morschen Droschken verkommene Kutscher und auf Bänken entlassene Sträflinge, die meist senil mit den Köpfen nicken, weiter steigt die Straße gegen die Hügel und endigt plötzlich in einer Quergasse, wo einige bessere Häuser die Wohnungen der höchsten Beamten darstellen. Irgendwo ist ein hölzernes Rathaus und irgendwo auch die Residenz des Gouverneurs. Auf den Straßen sieht man fast nur Beamte, meist beleibte, ältere Herren mit martialischem Barte und dem unvermeidlichen Tropenhelm, welche sich nach der Arbeit im Cercle sammeln und Karten spielen. Man geht auch zum Coiffeur, trinkt wieder Absinth, rollt Zigaretten, geht früh zu Bette, nachdem man in einem Tingeltangel ausrangierte Artistinnen von Sydney beklatscht und einen Kinematographen bewundert hat.

Die einzige Aufregung des Monats stellt die Ankunft und Abfahrt des Dampfers von und nach Sydney dar, wo alles, was sich respektiert, ein bis zwei Stunden auf dem Kai steht und Unbekannten eifrig mit Taschentuch

oder Sonnenschirm winkt; eine Zerstreuung, die in ihrer Unschuld und als Symptom für die in diesem tropischen Seldwyla herrschende Langeweile rührend wirkt.

Da in Noumea selbst keine Industrie ist und der starke Export an Mineralien Noumea umgeht, hofft man, die in den letzten Jahren angelegten Nickelschmelzereien möchten der Stadt neues Leben zuführen; einstweilen machen sie sich nur durch Qualm bemerkbar.

Der vorzügliche Hafen Noumeas sollte einst eine Flottenbasis bilden und wurde stark befestigt. Auch errichtete man eine Reparaturwerkstätte für Kriegsschiffe und baute Depots und große Kasernen. Nachdem man hieran bedeutende Summen verwendet hatte, änderte das Ministerium seinen Plan, man verzichtete auf Noumea als Flottenbasis, transportierte die großen Munitionsvorräte wieder nach Frankreich zurück und läßt jetzt die schönen schweren Geschütze in den Hügelforts verrosten und die Kasematten verfallen.

Trotz Verbottafeln kann man jene befestigten Hügel besteigen und hat dort schöne Blicke über die Umgebung von Noumea, die aber keinen tropischen Eindruck macht. Abgerundete Hügel rahmen eine Landschaft ein, wo wir wenig Bäume sehen, sondern nur Heide und zähes Buschwerk. Bloß in den Tälern finden sich da und dort Bäume. Dennoch lohnt der Gang auf einen der nahen Hügel, denn es bietet sich ein prächtiger Blick auf die Bergkette im Innern, die in der Ferne in lebhaft blauem Dunste verschwimmt, während an den näheren Hängen die Mineral führende Erde purpurn durch den Duft schimmert, so daß man erstaunt ist, wieviel Farbenpracht diese arme Natur entwickeln kann. Auf der anderen Seite sehen wir der Küste entlang, wo runde Hügelkuppen im Meere zu versinken scheinen, wo man die Brandung an wohl ausgebildeten Atollen schäumen sieht, und fern am Horizonte das Barrierenriff erkennt, welches ganz Neukaledonien wie ein fester Wall umgibt und durch das nur wenige schwierige Kanäle zum offenen Ozean führen.

Am 1. Mai langte der „Pacific" von Sydney in Noumea an und nahm mich am 2. Mai mit nach den Neuen Hebriden.

Es war ein trauriger Regentag, als wir abfuhren. Mißmutig standen die Passagiere auf dem feuchten Verdeck und sahen zu, wie die Ladung verstaut wurde: zerlegte Häuser, alte Eisenbahnschienen, Kisten mit Konserven, Pferde, Stacheldraht usw. Die Abfahrt verzögerte sich vom Mittag bis gegen Abend, die weißen Passagiere, Kolonisten, Soldaten, Kaufleute wurden ungeduldig, nur die Eingeborenen ließen es sich nicht anfechten. Für sie bedeutet Zeit nichts, sie wickelten sich in einer trockenen Ecke in ihre Decken und träumten vor sich hin.

Als wir endlich abfuhren, fegte der Regen in heftigen Schauern von den Bergen über das Meer; mit der Dunkelheit kam auch Nebel, so daß wir ankern mußten, weil der Lotse seines Weges durch die vielen kleinen Inseln und Untiefen, welche die Fahrt innerhalb des Barrierenriffes gefährden, nicht mehr sicher war.



Küste einer Koralleninsel.

Die gehobenen Korallenbänke fallen in mehreren Stufen ins Meer ab und setzen sich unter Wasser ins lebende Riff fort.

B. 3



Tanna. Blick vom Abfall des Korallenplateau ans Meer mit der reichen Vegetation, welche die Abhänge schmückt.

B. 4



Mann von Nitendi.

B. 5



Das Gericht des Kondominiums.

Von links an gesehen: der französische Richter, der spanische Staatsanwalt, der spanische Gerichtspräsident, der holländische Gerichtsschreiber, der englische Richter.

B. 6

Wir waren in vollständiger Dunkelheit, und das Schiff zerrte unruhig an den Ankerketten. Was nicht seekrank war, versammelte sich im Rauchzimmer, wo das Gespräch natürlich auf alle Schiffbrüche kam, die in letzter Zeit in jenen Gewässern häufig gewesen waren. Man tischte die schauerlichsten Geschichten auf, erzählte Abenteuer mit Haien und Riesenrochen und sprach von Zyklonen. Von Zeit zu Zeit ging einer aufs Verdeck und kam mit bedenklicher Miene wieder, so daß eine durchaus harmlose Situation beinahe ungemütlich wurde. Schließlich zog man sich aber doch in die Kabine zurück, wo man bei geschlossenen Luken gute Bekanntschaft mit tropischer Hitze und Feuchtigkeit machen konnte.

Als ich am anderen Tag erwachte, hatten wir das Riff schon längst passiert und rollten auf den schweren breiten Wogen, die der Südostpassat über die ungeheure Meeresfläche herwälzt. Links sahen wir die flachen Streifen der Loyaltyinseln verschwinden, am folgenden Morgen fuhren wir in Port Vila ein, dabei war das Verdeck gefüllt von Leuten, die man von der Abfahrt her noch vage in Erinnerung gehabt hatte, und welche von der Seekrankheit unter Deck zurückgehalten worden waren.

Aus dem leichten Nebel des Sommermorgens lösten sich die Formen einer Insel, flache, blaugraue Streifen, hinter denen eine Kette runder Berge auftauchte. Auch zeichneten sich allmählich im Dunste feinere Formen, die Kammlinie der Berge differenzierte sich, man unterschied die Kronen riesiger Feigenbäume, die das Grün überragten wie die Kathedrale die Häuser einer Stadt, man sah die Brandung in den Korallenklippen des flachen Landes aufschäumen, sah die Einfahrt in die weite Bucht, erkannte Palmen, die mit zart geschwungenen Stämmen sich über den Strand neigten, und unversehens fuhren wir in die Lagune ein, die in der jetzt hohen Sonne wie ein glitzerndes Saphirgeschmeide vor uns sich weitete. Die flachen, nur mit grauem Eisenholz bestandenen Landzungen hatten wir hinter uns, nun säumten die Bucht steile Hänge gehobener Korallenplateaus, von denen ein lückenloser Urwald in wilden Kaskaden niederrauschte, in einer Üppigkeit, die etwas Spontanes an sich hatte, an den Ausbruch eines Vulkans mahnte, wo eine runde Qualmwolke die andere verdrängt und vor sich herstößt. Es schien, als suche ein Baum den anderen zu ersticken, um sich selbst Luft zu schaffen, als sei es ein Kampf ums Leben, bei dem die schwächeren, des Platzes beraubt, nur krampfhaft noch am Ufer hafteten, und schon weit über die spiegelnde Wasserfläche hinausgedrängt worden wären. Dort wölbten sie sich in runden Kronen und bildeten den prächtigsten Saum eines Teppichs, der sich dicht und doch leicht über die Erde legte. Nur hier und da blieb der Strand frei, dessen blendend weißer Sand das Blau des Wassers vom Grün des Waldes trennte und der Landschaft höchste Farbenfreudigkeit lieh. Es war ein Bild tropischer Fülle vom satten Blau des Himmels bis zu den dichten Büschen, die auf kaum tischgroßen vereinzelten Felsen gedeihen konnten, im schärfsten Gegensatz zu den herben, kahlen Gestaden Neukaledoniens. Die Bai verengerte sich zum eigentlichen Hafen von Port Vila;

kleine Inseln lösten sich ab, zwischen denen durch wir über glasig-dunkelgrünes Wasser in kühle Buchten schauen konnten, und vor uns lagen helle Häuser in ununterbrochener Reihe dem Strand entlang, während auf dem hohen Plateau dahinter einige große Villen sich erkennen ließen. Dann öffnete sich das Bassin, wo die weißen Segler und die Werbeschiffe der Pflanzer von Mele lagen; dort warfen wir, ungefähr 1000 m vom Lande entfernt, Anker.

Wie uns die reiche farbige Natur froh stimmte, so war die Ankunft des Schiffes auch den Kolonisten von Vila eine freudige Überraschung des Alltags, denn schon kamen von allen Richtungen weiße Ruder- und Motorboote heran, die das Schiff umschwärmten, bis der Hafenarzt das Betreten desselben gestattete. Hastig erkletterten die Wartenden das Schiff, und plötzlich war auf dem Deck ein aufgeregtes Gedränge, Händeschütteln und Geschnatter.

Ein freundlicher Pflanzer brachte mich mit meinen wenigen Habseligkeiten ans Land, wo ich mich im Hotel, das von den Engländern wegen seiner Geschichte das Bluthaus genannt wird, einquartierte.

Wenn Port Vila bis jetzt durch die Nachbarschaft der großen Pflanzungen in Mele das Handelszentrum der Inseln gewesen ist, so hat sich dies durch die kommerzielle Entwicklung der übrigen Inseln geändert, und Port Vila wird mehr und mehr zum Verwaltungs- und Regierungsort, während der eigentliche Handel sich an Bord der Schiffe abspielt. Wie mit Noumea geht es daher mit Vila nicht mehr recht vorwärts, und eine nur kleine Belebung wurde durch die Ankunft der zahlreichen Beamten des Kondominiums und der nationalen Regierungen gebracht. So besteht Vila fast nur aus Regierungsbauten, einigen Handelshäusern und Werkstätten. Die großen schuppenartigen Lager- und Verkaufshäuser liegen an der langen Straße dem Ufer entlang auf den Plateaus, dahinter sind die Regierungsbauten, und geschieden, wie die zwei Quartiere, sind auch die Gesellschaftskreise. Die bescheidenen Hütten der Handwerker und untersten Volksklassen verstecken sich irgendwo in dem stets üppig sprießenden Unkraut, mit dem der Urwald das entrissene Land zurückzuerobern sucht. Port Vila wäre ein trauriger Ort, wenn nicht der Verkehr vom nahen Mele an Posttagen einiges Leben brächte, sei es, daß die Pflanzer von dort hergaloppieren und vor den Magazinen plaudern, oder daß Eingeborene mit Geschrei und Unordnung Waren ein- und ausladen. Dann und wann zieht eine Schar müder Schwarzer mürrisch und zerlumpt die Straße entlang, ein Ochsenwagen holpert daher, oder es liegen betrunkene Matrosen und Pflanzer im Schatten der Büsche. Man sieht viel gestrandete Existenzen, einige, die ihre Herkunft aus guten Gesellschaftskreisen gern noch zur Schau tragen, andere, die völlig solche Eitelkeit verloren haben und von Kneipe zu Kneipe wanken, woher Grammophonmusik und Gezänk tönt.

Einen erfrischenden Zug bringen nur die farbig aufgeputzten Frauen aus den wenigen noch übrig gebliebenen Eingeborenendörfern, mit dem leichten graziösen Gang, den kindlich koketten dunklen Augen und dem Backfischgekicher, die zum Einkaufen kommen, oder auch die kleine Flotille

von Segelbarken, in denen die Männer aus einer Bai her anfahren, um mit Lärm und Scherz irgend etwas zu unternehmen.

Hübsch ist es immer, wenn ein Segelschiff ausfährt und unter allen Segeln leicht geneigt um die Insel Iririki herum ins Weite schwebt, bis es als dunkler Fleck dem Auge entschwindet; auch das Bootgewimmel um die kleinen halb zerfallenen Werften entbehrt nicht des Malerischen.

Abends herrscht unten um die Kneipen meist ein wüster Lärm zechenden Gesindels und Grammophongekreisches (es wird die „Marseillaise" über die träumende Lagune gebrüllt), oben auf dem Plateau sitzen die Beamten vor den Häusern im kühlen Abendwind und sehen zu, wie die Sonne golden zwischen den Landzungen des Hafens versinkt.

Dann schiebt sich die Tropennacht wie eine sanfte Decke dichter und dichter über die Erde; bald zischeln nur noch die Palmen im Silberschein des Mondes, die Brandung tönt fern und dumpf, und an den dunklen Klippen blitzen die Fackeln fischender Eingeborener auf, während der Mond eine breite Lichtbahn über das spiegelnde Wasser zieht.

Das „Bluthaus" macht keinen guten Eindruck; es ist ein halb verfaultes Holzhaus am Strand, wo man zwar vorzüglich ißt, aber sich kaum waschen kann, und hinter dessen Türen sich alles vornehmere Piratengesindel versammelt. Es wird dort viel gezecht, meist Champagner, und die Feste endigen heute in Prügeleien, früher mit Mord. Da es keinen Raum gibt, in den man sich zurückziehen kann, fühlt sich der Fremde deplaziert und gelangweilt.

Nachdem ich mich in diesem Hotel niedergelassen hatte, vorsichtig, indem ich nur auspackte, was ich notwendig brauchte, stieg ich aufs Plateau zur französischen Residenz, um mich dem Residenten vorzustellen. Das Bureau der englischen Residenz war damals noch auf der Insel Iririki, wohin ich ohne Boot nicht gelangen konnte. Die französische Residenz ist ein langer einstöckiger Holzbau und hat wenig Anziehendes. Die Wiese um das Haus ist zwar wohlgepflegt, aber völlig kahl, außer einigen Büschen, die unordentlich in der Umgebung wuchern. Hühner und Pferde weiden dabei.

Dafür ist aber die Aussicht von der Veranda aus eine der entzückendsten, welche ich in den Inseln je gesehen habe. Man befindet sich am Ende der Bucht gegenüber der Einfahrt, und die beiden Ufer rahmen die Wasserfläche wirkungsvoll ein, indem sie mit ihren vorspringenden Landzungen die Perspektive aufs gefälligste verstärken. Das Auge gleitet an ihren Silhouetten entlang in immer fernere Räume, um am Horizonte des offenen Meeres ins Endlose zu sinken. Iririki taucht nahe gegenüber aus tiefgrünem Wasserspiegel, leicht erkennt man dort die wohlgepflegten Gartenanlagen der englischen Residenz mit ihrer Mischung von Kultur und üppig wuchernder Wildnis. Daneben liegt die glänzende Hafenfläche, deren Gewässer im immer wechselnden Sonnenlichte in allen Farben schimmern. Während die Farben des Landes und des Waldes in bräunlichem oder gelblichem Grün spielen, sind die Töne des Meeres auf Blau gestimmt; auch das satte Grün der Tiefen ist durchtränkt mit jenem leuchtenden Türkisblau, das einer

so leichten und fröhlichen Stimmung ruft. Gehoben und verstärkt wird dieses heitere Farbenspiel durch den dunklen Purpur, in dem die Korallenriffe durch das Wasser schimmern. In Anbetracht, daß dies in der strahlenden Sonne mein erster Anblick tropischer Gewässer war, wird man mein Entzücken natürlich finden; es entschädigte mich wenigstens für die Enttäuschung, die mir durch die Unzulänglichkeit des Menschenwerkes hier geworden war.

Herr C., der französische Resident, empfing mich auf die freundlichste Weise und erzeigte mir die Ehre, mich zu seinem Gaste zu machen, infolgedessen ich mit Vergnügen das Hotel räumte, um mich in der Residenz einzuquartieren.

Meine Absicht war gewesen, mich erst einige Zeit in Vila aufzuhalten, um mit Land und Leuten vertraut zu werden, Diener anzuwerben und dann meine Expedition den Lokalverhältnissen entsprechend einzurichten. Allein der Resident schien zu glauben, es handle sich nur um einen kurzen, oberflächlichen Besuch der Inseln, und schlug mir vor, ihn auf einer Inspektionsreise, die er in wenigen Tagen antreten wolle, zu begleiten. Als sein Gast konnte ich nicht wohl refüsieren, wagte nur den Einwand, ich hätte keine Bedienung und wüßte nicht, wo ich welche finden könne. Man vertröstete mich damit, daß es mir ein leichtes sein werde, in Espiritu Santo, wo mich der Resident absetzen wollte, Diener zu finden, und daß ich mich dort zudem einer französischen Vermessungsexpedition anschließen könne, die in kurzem in Santo ihre Arbeit beginnen werde.

Über diese Punkte beruhigt, traf ich also meine Vorbereitungen für die Abfahrt und ordnete mein Gepäck. Der Resident schien nicht zu wissen, daß im Canal du Segond keine Eingeborenen mehr leben, und daß alle verfügbaren Arbeitskräfte von den Pflanzern ganz in Anspruch genommen werden, derart, daß auch die staatliche Vermessungspartie selbst nicht genügend Diener hatte, mir also hierin keineswegs aushelfen konnte.

Desgleichen wäre es das beste gewesen, wenn ich mir ein eigenes Schiff beschafft hätte. Ich hätte dadurch eine Menge Zeit erspart, da ich nicht von anderen Schiffen abhängig gewesen wäre. Jetzt wurde ich durch Transportschwierigkeiten zurückgehalten. Alle diese von mir nicht verschuldeten Versäumnisse haben sich später vielfach gerächt. Ich fand im Canal du Segond keine Diener, mußte dort zwei Monate tatenlos liegen, bis ich eine andere Gegend besuchen konnte, und habe im allgemeinen lange nicht alle Punkte berühren können, die für mich von Interesse gewesen wären, und mein Aufenthalt hat sich unnötigerweise aufs Doppelte verlängert. Allein, mit den Verhältnissen in den Inseln unbekannt, verließ ich mich auf die Ratschläge des französischen Residenten und sah der Fahrt mit ihm als einem besonders günstigen Zufall entgegen.

Am Nachmittage lieh mir Herr C. das Boot der Residenz, um mir zu ermöglichen, auf Iririki dem englischen Residenten meinen Besuch abzustatten. Der äußere Unterschied der beiden Residenzen war auffallend, doch geziemt es nicht, an dieser Stelle hierüber längere Betrachtungen anzu-

stellen. Es mag die Verschiedenheit zum Teil darauf beruhen, daß der englische Resident seit vier Jahren hier ansässig war, während die französischen Residenten kaum länger als sechs Monate ihre Stellen innezuhaben scheinen. Herr M. King, der Resident, empfing mich sehr liebenswürdig und offerierte mir auch *seine* Gastfreundschaft. Ich mußte sie natürlich ablehnen und konnte, als Gast des Herrn C., meine Pläne nicht weiter mit ihm besprechen und seinen Rat erbitten. Später hat mich Herr M. King in großartigster Weise beherbergt und unterstützt, so daß ich zeitlebens in Dankbarkeit seiner Unterstützung gedenken werde.

In den folgenden Tagen hatte ich auch die Ehre, den englischen Richter des Kondominiums kennen zu lernen, wie auch den Bischof der katholischen Mission. Beide sagten mir ihre Unterstützung zu.

Mit der Bereitstellung meines Gepäcks und unter verschiedenen Festlichkeiten vergingen die Tage bis zur Abfahrt der Regierungsjacht „Gallia".

Sie war einst ein elegantes Rennboot gewesen. Ihre Formen bezeugten das immer noch, aber das Innnere hatte durch vielfachen Gebrauch und wohl nur oberflächliche Reinigung viel von seiner Eleganz verloren. Neben den Segeln besaß die „Gallia" einen hinreichend starken Motor, um auch gegen widrige Winde Fahrt machen zu können.

Zweites Kapitel.
Fahrt nach dem Canal du Segond.

An einem trüben Maimorgen fuhren wir aus der Bucht, der Resident, der Richter Herr S. und der Kapitän sowie acht Polizisten von den Loyaltyinseln, die, alle vortreffliche Seeleute, hier als Matrosen und Polizisten zugleich dienen mußten. Wir hatten an dem Tage noch eine französische Pflanzersfrau mit ihrer Tochter an Bord, deren Bestimmung Port Havannah am Nordwestende der Insel war.

Port Havannah ist einer der besten Häfen in den Inseln, da er geräumig und nicht durch Korallen verbaut ist. Der einzige Nachteil ist seine große Tiefe, die kleineren Fahrzeugen keinen Ankergrund bietet. Dennoch wäre er dem sich immer mehr schließenden Port Vila vorzuziehen, auch wegen des besseren, luftigen Klimas (Port Vila ist eine der dumpfigsten Stellen im Archipel), und hat früher auch als Zentrum der Gruppe gegolten. Als jedoch neben dem französischen der englische Einfluß sich fühlbar machte, verlegte man die Regierungsstation; wohl, weil fast alles Land um Port Havannah der Soc. Franc. des N^lles Hebrides gehört.

Wir ankerten am Nachmittage dort und begaben uns gleich auf die Taubenjagd, da Herr S. ein leidenschaftlicher Jäger war. Tauben sind neben den Schweinen und gelegentlichen Enten das einzig jagdbare Wild in den Neuen Hebriden, doch ist es ein eigener Sport um diese Jagd, und es braucht meines Erachtens eine ganz besondere Begeisterung, um auf die Dauer daran Geschmack zu finden. Die Tauben sind äußerst scheu und halten sich meist auf den höchsten Bäumen auf. Dort sind sie für einen Europäer fast nicht zu entdecken, und wenn man sie mit Hilfe des Dieners erblickt hat, fliegen sie meistens weg. Schießt man sie vom Baume herunter, so findet man die Beute gewönlich nicht. Die Eingeborenen allerdings können sich lautlos nahe schleichen und dem Wildpret die Büchse unter dem Schwanze losbrennen. Für mich bestand die Taubenjagd meistens aus einem langweiligen Warten im Gestrüpp, und das Resultat mehrerer Stunden war eine oder keine Taube. Die fetten Tiere liefern übrigens einen nicht üblen Braten, der, wenn er gut zubereitet ist, eine angenehme Abwechslung des Büchsenfleisches bildet.

Diesmal waren wir alle erfolglos auf der Jagd. Dennoch endete der Abend mit Tanz in der bescheidenen Behausung der zwei Damen. Bei den

süßen Klängen eines Grammophons wirbelte man sich auf dem Ziegelboden atemlos. Sogar die mehr als behäbige Mutter konnte der Versuchung nicht widerstehen und hüpfte mit dem auch nicht mageren Residenten, bis wir für beide einen Herzschlag befürchteten.

Wir schliefen an Bord, im leisen Schaukeln des Schiffes, an dem die Wellen schmeichelnd plätscherten. Dann und wann klatschte ein großer jagender Fisch im Wasser, sonst war es still und dumpfig trübe, wie in bangem Traume.

Früh erhoben wir uns, um wiederum auf die Jagd zu gehen, aber das Resultat war so betrübend wie am Abend vorher. Bald segelten wir ab, bei prachtvoll klarem Wetter und frischem Winde. In dem Flug durch die Bläue des Himmels und des Meeres glitten die kleineren Inseln Nguna und Mataso an uns vorbei, auch sahen wir den Monument Rock, jenen Felszahn, der sich jäh aus dem Wasser zu einer Höhe von 130 m erhebt. In der Ferne im Norden zeichneten sich im Dunste andere Inseln, unser Ziel, Maei, kam näher, am späten Nachmittage warfen wir dort Anker.

Maei ist eine kleine Insel; die Eingeborenen sind dort, wie auf allen benachbarten Inseln überhaupt, beinahe ganz verschwunden. Es ist hier eine kümmerliche Plantage, mit deren Agenten Herr C. sich besprechen mußte. Als wir uns durch die unangenehm enge Einfahrt durch das Korallenriff ans Ufer gewunden hatten, fanden wir den Weißen in einem merkwürdigen, halbverrückten Zustande. Er behauptete, er hätte Fieber, doch hatte jedenfalls der Alkohol auch einige Schuld an seinem Gebaren. Der Mann schnitt die merkwürdigsten Grimassen, konnte nur mit Mühe sprechen und war unfähig zum Schreiben. Er behauptete, das Fieber hätte ihm die Herrschaft über seine Finger geraubt.

Der arme Mann wurde zum Nachtessen an Bord geladen, doch konnte er nicht Französisch, die französischen Beamten kein Englisch, und so mußte ich, um das schwerfällige Biche la mar zu umgehen, als Dolmetscher wirken. Das war bei dem Pflanzer, der sich auf englisch auch nicht schien ausdrücken zu können und meist in mysteriösen Zeichen sprach, eine mühselige Sache, die um so mühseliger wurde, als der Mann trotz der abgemessenen Mengen Wein, die wir ihm gestatteten, zusehends betrunkener wurde und zuletzt den Residenten auf englisch insultierte, was ich ins Französische übersetzen mußte, um die Antwort ihm dann wieder auf englisch zu übermitteln. Es war bemühend und komisch, schließlich brachte man den Pflanzer an Land unter der Obhut seiner eingeborenen Frau und dreier Polizisten.

Wir rauchten eine ruhige Pfeife, sahen nach den ausgeworfenen Angeln, die natürlich leer waren, dann schliefen wir in der Kühle auf Deck.

Am nächsten Morgen kam der Pflanzer wieder, diesmal ein wenig traitabler. Er brachte die Eingeborene und ihr Kind mit. Letzteres wollte er anerkennen. Da die eingeborenen Frauen oft wieder weglaufen und im allgemeinen an das Halten des Eheversprechens schwer zu gewöhnen sind, werden solche Mischlingskinder in das Register eingetragen als Kind

des Soundso, Mutter unbekannt, ein Vermerk, der dem Uneingeweihten etwas merkwürdig vorkommen dürfte.

Nach Erledigung dieser Formalität lichteten wir die Anker und steuerten nach Tangoa, einer dem größeren Epi vorgelagerten Insel. Wir kamen dort noch am Vormittage an und machten uns gleich auf den Weg ins Innere. Dorthin führt eine wohlunterhaltene, fahrbare Straße, die einzige im Archipel außerhalb Vila.

Um das Recht auf diese Straße tobte gerade ein heftiger Kampf. Der protestantische Missionar, Herr M., hatte diese Straße von den Eingeborenen bauen lassen und verlangte von einem Pflanzer, Herrn C., der im Innern wohnte, einen Zoll auf jeden Sack Kopra, den dieser auf der Straße nach der Küste führe. Dieser war willig, seinen Teil an dem Unterhalt der Straße beizutragen, weigerte sich aber, den unvernünftig hohen Wegezoll zu zahlen. Die Eingeborenen (wahrscheinlich angetrieben durch den Missionar) versperrten ihm darum den Weg und drohten, ihm sein Haus niederzubrennen, wenn er sich nicht füge.

Wir kamen gerade zur rechten Zeit, um den Zwist vorderhand beizulegen. Dann gingen wir zur Küste zurück, schmausten dort im Schatten eines Zeltes und flanierten den Rest des Tages.

Tangoa ist eine der wenigen Inseln, wo die Eingeborenen an Zahl nicht zurückgehen. Da sie alle bekehrt sind, schreibt der Missionar es sich zu, diesen erfreulichen Zustand herbeigeführt zu haben. Wenn auch seine Bemühungen nicht geleugnet werden sollen, so scheint es doch, als ob noch andere Ursachen hierzu geholfen hätten. Es ist nämlich bemerkenswert, daß auf anderen ähnlich gelegenen kleinen Inseln die Bevölkerung sich ebenfalls zu halten scheint (Paauma, Vao, Mele usw.), ohne daß die Mission dort bis vor kurzer Zeit stark Fuß gefaßt hätte.

Nach einer prächtig sternenklaren Nacht fuhren wir früh gegen Epi. Das klare Wetter hatte sich überzogen, grauer Dunst bedeckte die Inseln, und aus der heiter lachenden Gegend war eine düstere, drohend einsame geworden. Wo der Reiz einer Landschaft so allein auf Farben beruht, hat ein Wechsel in der Atmosphäre und Beleuchtung eine solche Änderung des Charakters der Landschaft zur Folge, daß die gleiche Insel einmal paradiesisch lieblich oder abstoßend unwirtlich aussehen kann. Was bis jetzt eine Vergnügungsfahrt, ein Pfingstausflug geschienen hatte, wurde plötzlich zur Pflichtreise, bei der man nicht seinem Vergnügen nachgehen durfte. Verstärkt wurde dieser Stimmungsumschlag durch Unwohlsein des Herrn C., der unter Fieber und Leberdruck litt und sich mit allerlei Medikamenten behandelte, die auch für die Mitreisenden nicht angenehm sind.

Nach Epi, wo neben Mele die bedeutendsten französischen Pflanzungen sind (es wird hauptsächlich Kaffee gebaut) fand uns der folgende Tag in Port Sandwich auf Malekula. Wir waren die Nacht durch gefahren, nahe an Ambrym vorbei. Die rote Glut des Vulkans beleuchtete des Nachts düster den Qualm, am Tag sahen wir nur die schweren grauen Wolken, die sich



Hohe See, die sich im Riff bricht
und als Gischt auf dem Sande verfließt.



Eingeborene von Vao im Kanoe,
den Dampfer umkreisend. Am Bootschnabel sieht man den geschnitzten Fregatvogel.



Eine friedliche Bucht in Nord-Santo.
Rings vom Walde eingefaßt, wo die Wogen in langen Linien in dem Geröll des Strandes verrauschen.

B. 7



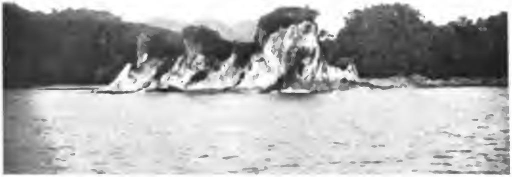
Männeraft aus Nitendi.

B. 8



Männerakt aus Nitendi.

B. 9



Ausgewaschene Korallenbänke an der Küste von Maevo.



Waldtal von Maevo.
Eines der engen, zum Meer laufenden Waldtäler von Maevo, in denen immer Regenwolken hängen, die mit scharfem Windstoße über das Meer streichen.



Eingeborene Frauen auf Atchin
auf dem Weg von der Insel zu den Feldern auf dem Festlande.

auf den Höhen Ambryms wälzten, als verbärgen sie ein häßliches unheimliches Schauspiel.

Port Sandwich ist nach Vila der besuchteste Hafen des Archipels und hat, weil es so zentral liegt, manches Schiff während eines Zyklons beherbergt. Der Eingang ist schmal, die Bucht verbreitert sich jedoch ein wenig inland und zieht sich weit nach Südwesten. Am Ankerplatz ist man rings von Land umgeben und glaubt sich in einem kleinen Binnensee, denn überall sieht man die düster bewaldeten Ufer, deren dichter Waldteppich bis ans Wasser reicht.

Das Losungswort war auch hier gleich nach der Ankunft: Taubenjagd. Ich zog es aber nach kurzer Zeit vor, mit dem Sohne des dortigen Pflanzers die nahen Eingeborenendörfer zu besuchen. Ich sah hier zum ersten Male die wirklichen echten Wilden.

Es wird wohl niemand, der für derartiges Geschmack hat, nicht die Weihe des Momentes empfinden, wenn er zum ersten Male dem unverfälschten Naturmenschen gegenübersteht. Wie der Wanderer in die Tiefen des Urwaldes mit frommem Schauder eintritt, so stehen wir in verstärktem Maße vor einer Naturoffenbarung, an den Tempelstufen eines Heiligtums, vor der Natur selbst, wenn zum ersten Male ein dunkler, nackter Mensch vor uns auftaucht. Unhörbar hat er sich durchs Dickicht gewunden und die Zweige geteilt, und unerwartet steht man sich auf dem engen Pfade gegenüber, wir staunend, er scheu. Nur wenig hebt er sich ab vom Grün der Büsche und dem Dunkel der Lücken in der Blattwand, verwandt und eingegliedert der schweigsamen üppigen Natur, ein uns fremdes Wesen, ein Stück Natur. Ein Wort bricht das Schweigen und den Bann, Verständnis huscht über seine Züge, und was uns eher als fremdes, zum Tierreich gehöriges Wesen vorgekommen ist, wird Mensch und uns gleichgestellt. Also der endlose, unwirtliche Wald, ohne Lichtungen, Straßen, Sonne, ohne Wiesen und freie Flächen, das dichte Gewirr von Lianen und Stämmen birgt Menschen wie wir. Uns mag das beinahe als Wunder erscheinen, daß in jenen Tiefen, dumpf und dicht wie das grüne Meer, auch Menschen leben können, und früheren Generationen ist es kaum zu verargen, wenn sie die Verwandtschaft mit jenen Wilden leugneten, denn nie zeigt sich der Eingeborene primitiver, als wenn er den Wald durchstreift.

Nackt bis auf den Rindengürtel und die Schambinde, in wilder krauser Perücke und flatternden Federn, nur mit Pfeil und Bogen versehen, kommt er uns besonders tierisch, heimatlos vor. Scheu drückt er sich zur Seite und plötzlich hat ihn die grüne Wand, seine Heimat und Beschützerin, wieder aufgenommen, daß weder Auge noch Ohr seine Spur finden. Er ist hineingetaucht in den grünen Abgrund, dem er angehört.

Anders, wenn wir sein Heim betreten, den Tanzplatz, mit den großen Baumtrommeln, geheimnisvollen Steintischen, Statuen und geschnitzten Pfählen, in einem Kranze sattfarbiger Blattpflanzen, rot, purpur, braun und orange. Über uns im Wind blüht ein Baum scharlachrot. Die langen Staubfäden wirbeln langsam zur Erde und bedecken sie mit leuchtendem

Teppich. Hunde schlagen an, Hähne krähen, aus der Hütte kriecht langsam ein Mann, dann mehrere, aus dem Wald eilen sie herbei, aus halbversteckten Hütten, die wir erst gar nicht bemerkt. Dort stehen Weiber und Kinder in furchtsamem Staunen, und dann beginnt ein lebhaftes Geschwätz oder stille Besprechung über den Fremden. Wir sind mitten drin im Leben, in einer lebhaften, lebenden Menschenkolonie, in einer Heimat, einer kleinen Stadt, wo durch die Lichtung die Sonne dringt, wo Blumen Farbe und Frohsinn bringen, und wo das Leben nicht so gar viel unmenschlicher ist als bei uns. Dann hat der Urwald seinen Schleier gelüftet, wir haben das Heiligtum betreten, und die drohende Unwirtlichkeit feindlicher Natur hat sich gemildert. Ist vielleicht die vielgenannte Einsamkeit des Individuums in großen Städten nicht ein Symptom größerer Wildnis und Härte als die Abgeschlossenheit des Naturmenschen mit seiner Sippe in dem engen Revier, das sein Gebiet ist. Zweifellos ist unser Fühlen natürlicher, wie uns überhaupt vor der unberührten Natur ein Grauen innewohnt, das uns die Wälder roden macht und uns bedrückt, wenn nicht ein weiter, freier Blick von der Erde in die Weiten uns sehen läßt und bezähmte Natur enthüllt. Anders der Wilde, er fühlt sich heimisch im Dickicht, in der Umarmung der Büsche, am Herzen der schaffenden, bergenden Erde. Freie Weiten sind dem Melanesier verhaßt wie uns das Dunkel des Waldes, und das Meer liebt er nur, weil es ihm dient.

Wir rühmen uns so gerne unserer Herrschaft über die Natur; ist nicht viel davon eine Flucht aus derselben, denn ihre intensivsten Erscheinungen wirken auf die Dauer bedrückend!

Man mag einwenden, daß dieses Leben des Eingeborenen im Urwald ein unfreiwilliges sei, daß es auf der Ärmlichkeit seiner Mittel beruhe, auf dem Gefühl der Unsicherheit u. dgl. Warum strömt er dann nicht in Scharen zu den weißen Ansiedelungen, wo ihm Sicherheit und freier Raum gegeben würde, warum baut er seine Hütte mit Vorliebe im dichtesten Walde und zieht, auch wenn er aus seinem Milieu verpflanzt wird, vor, sein Haus im Busch zu errichten? Man spricht von Gewohnheit, und damit ist dem Rätsel ein Name zwar, aber keine Lösung gegeben.

Daß man ob diesen gewaltigen Eindrücken vieles übersieht, den Schmutz, die Wunden, die Brutalität und das ewige Mißtrauen, ist erklärlich, und schließlich bilden diese Erscheinungen ja nur kleine Wellen, oberflächliche Formen auf dem tiefen Grunde des Wildenlebens, Wellen, die ja auch bei uns nicht viel weniger intensiv sind, nur verdeckt und verstrichen werden.

Am anderen Tag fuhren wir Malekula entlang weiter nach Norden. Hier sind der Küste riesige Korallenriffe vorgelagert, so daß die Brandung sich ein bis zwei Meilen seewärts bricht. Diese Riffe sind eine zusammenhängende Masse zerklüfteten Korallengesteins, das ins Meer hinaus dauernd weiterwächst. Die Oberfläche ist eben, ungefähr auf der Höhe des Tiefwasserstandes, so daß sie bei Ebbe fast trocken liegt. Dann kann man auf dem Riff trockenen Fußes wandern, nur muß man die oft breiten Risse, in denen das

Meer mit den Brandungswellen gurgelt, überspringen. Die an der Peripherie wachsenden Riffe würden bald die ganze Küste umklammern, wenn nicht überall da, wo Süßwasser fließt oder floß, ein Riß im Gürtel oder dem Ufer entlang größere Stellen freigeblieben wären. Das Wachsen der Korallen im offenen Meer hat die Eingänge in diese Buchten verengt, manchmal sogar verstopft, doch sind nicht wenige noch kleinen Fahrzeugen offen und bilden vorzügliche Ankerstellen, da dort hinein die Brandung nicht dringt. Die Einfahrt in diese Strandbecken ist meistens ziemlich schwierig, doch brachte unser Kapitän das Schiff sicher in eine geräumige Lagune hinter dem Eliza-Mary-Riff, so benannt nach den Trümmern der „Eliza-Mary", eines großen Schoners, der dort vor Jahren gestrandet war. Noch lagen die starken Balken und Eisenteile als schwarzes Skelett auf dem Riff, von den Korallen halb überwachsen, daneben ein Haufen Ballast, fremdes Gestein, das hoffentlich später nie einem Geologen ein Rätsel bieten wird.

In dem tiefgrünen, satten Wasser waren wir in völliger Ruhe, draußen am Riff schäumte der weiße Streifen einer hohen Brandung.

Man hatte mir die Jagd auf dem trockenen Riff als besonders genußreich geschildert. Wir machten uns darum am nächsten Tage bei Ebbe fertig, um auf der weiten Fläche Abenteuer zu erleben. Auf dem Riff hatte sich schon einiger Pflanzenwuchs festgesetzt, hauptsächlich Mangroven, die sich auf ihren in der Luft geteilten Wurzeln über Hochwasserstand zu halten suchten. Wenn ich auch nichts zu jagen fand, war mir das Waten in dem steigenden lauen Wasser ein interessantes Vergnügen, denn es gab mir Gelegenheit, einige jener Tiere kennen zu lernen, die in Unzahl das Riff beleben. Da war die Biche de mer, eine Holothurie, gelb oder schwarz-purpurn, die als formlose Wurst in den Pfützen liegt und, da sie von den Chinesen gegessen wird, einen wertvollen Exportartikel bildet. Dann war auch die häßliche und gehässige Muräne, die plätschernd wie eine Schlange in Spalten sich verkroch und mit giftigem Blick und schnappenden Kiefern dem Fremdling drohte. Es waren unzählige grellfarbige kleine Fische, die in den flachen Bassins erschreckt hin und her schossen, Würmer, Seesterne, Polypen. Als das Wasser gegen den Gürtel reichte, gingen wir an Bord und segelten bald weiter nach Vao und von da weiter nach Norden, durchquerten die Bougainvillestraße mit ihren unangenehmen Strömungen und warfen um Mittag im Canal du Segond Anker.

Drittes Kapitel.
In Süd-Santo.

Der Canal du Segond wird gebildet durch Espiritu Santo im Norden, durch die Inseln Aoré und Malo im Süden. Er ist ca. acht Meilen lang und an der schmalsten Stelle dreiviertel Meilen breit. An seinen Ufern, welche der Soc. Fr. d. N. Hebr. gehören, ist eine etwa 150 Seelen zählende französische Kolonie von Pflanzern. Hier wäre ein guter Hafen, doch ist er nicht sehr zentral gelegen, und eine sehr starke Strömung ist der Schiffahrt im Kanal hinderlich. Die Ufer sind flach, erheben sich aber an einigen Punkten rasch zu etwa 150 m Höhe. Eine Ebene findet sich nur am Ostende, an der Mündung des Sarakatta, eines ansehnlichen Flusses, der in Central-Santo entspringt.

Dieser Fluß ist eine Sehenswürdigkeit der Inseln, und eine Fahrt von der Mündung aufwärts gehört zum Eindrucksvollsten, was man in dieser Art sehen kann. Der Pflanzenwuchs um den Canal du Segond ist jedenfalls der üppigste der Inseln, und der Fluß schneidet direkt in den Urwald, so daß man auf seinem Laufe zwischen zwei hohen Waldmauern fährt, die in grüner Wand, vielfach gemustert, zu beiden Seiten hinaufsteigen. Lautlos gleitet das Wasser, lautlos ist der Wald, und nur leise plätschert das Boot oder der Schwanzschlag eines erschreckten Fisches. Immer neu und überraschend sind die Ausblicke, die sich beim Umfahren der vielen Krümmungen bieten.

Da ist ein Reckenbaum, der sich königlich gerade auf eisenhartem Stamm über den Rest des Waldes erhebt, Leib und Glieder mit einem feinen Spitzenmantel zartblättriger Lianen behängt, dort streichen wir der hohen Böschung entlang in der Laube überhängender Äste eines müden Waldriesen. Die Zweigenden streichen kosend im Wasser, und durch das Laub dringt die Sonne mit gelben Lichtern in die Dunkelheit. Dann gleiten wir wieder ins Licht, wo wirres Buschwerk das Ufer säumt, von dem lange, grüne Stränge wie Schlangen im Fluß sich winden. Knorrige Wurzeln quellen aus dem Boden, drin haben sich treibende Stämme verankert, über die das Wasser wellt und das helle Moos und Gras hebt und glatt legt. Weiter oben sind die Bäume völlig von Schlingpflanzen bedeckt, deren fettige Blätter alle gleichgerichtet einen Schuppenpanzer bilden, hinter dem der halb erwürgte Baum ein mühseliges Leben fristet. An seichten Stellen starren Bambusstangen mit langen Blättern, die leise im unfühlbaren Winde zittern, nervöse, dürre

Gesellen, dahinter sind wieder Bäume, mit Lianen behängt in leichten Flocken, wie flatternde zerrissene Fahnen, weiter Schilf, Brusch, Bäume und hie und da die zierlichste aller Baumkronen, das regelmäßige Sternenbündel des Baumfarns, wie ein reizendes Kunstwerk die Wildnis ringsum veredelnd. Wie im Traume gleiten wir den Fluß wieder hinab und wie ein weiches Traumbild auch die vielfältigen, ewig grünen Formen der Urwaldmauern.

Allein es galt jetzt prosaischeren Geschäften. Der Resident stellte mich dem Pflanzerpaar Herrn und Frau Ch. vor und bat für mich um Beherbergung. Sein Wunsch war ihnen natürlich Befehl. Vor zwölf Monaten hatten sie ein luxuriöses Leben in Paris mit dem des Kolonisten in den Neuen Hebriden vertauscht und hatten, da sie eine alte Pflanzung der Soc. Fr. d. N. Hebr. gemietet hatten, auch gleich ein Haus vorgefunden, anders als die übrigen Kolonisten, die sich selbst die erste einfache Grashütte bauen müssen und auch nach Jahren oft nicht in der Lage sind, ein anständiges Haus zu errichten.

Als ich mein Quartier bezogen hatte, fuhr der Resident in der „Gallia" ab; ich blieb zurück am Rande der Wildnis.

Canal du Segond.

Was jetzt folgte, war eine zweimonatige, unbefriedigende Wartezeit, die erste von vielen folgenden. Da ich keine Diener hatte, konnte ich nichts Selbständiges unternehmen, und von Eingeborenen habe ich sehr wenig gesehen. Dafür bekam ich einen guten Einblick in das Leben auf einer, wenn auch schlecht geführten Plantage.

Herr Ch. hatte mit derselben ca. 30 Eingeborene übernommen und bestrebte sich, die völlig verkommenen Pflanzungen wieder brauchbar zu machen. Viele Hektaren standen voll Kaffeebüsche, doch war bei dem beständigen Wechsel der Angestellten der Soc. Franc. d. N[lles] Hebr. das Pflanzsystem eben so oft gewechselt worden; jeder neue Verwalter hatte die Arbeit seines Vorgängers liegen lassen und neue Pflanzungen angelegt. Im Nu sind solche ungepflegte Pflanzungen überwachsen, so daß hier die Kaffeebüsche zu Tausenden im Unkraut und hohen Buschwerk nach Luft und Sonne rangen und nicht mehr trugen.

Man hält es kaum für möglich, daß in zwei Wochen auf glattgemähtem Boden wieder meterhohes Gras stehen kann, oder daß in sechs Monaten eine gejätete Pflanzung wieder dichten Busch mit mehr als fingerdicken Stämmen trägt. Allein der Pflanzer weiß, daß die übergroße Üppigkeit sein größter Feind ist und er mehr Arbeit auf das Reinhalten der Pflanzungen verwenden muß, als auf das erste Roden des Urwaldes und das Setzen der jungen Pflanzen. Herr Ch. hatte darum eine Riesenarbeit vor sich, die Kaffeebüsche zu reinigen und zu stutzen, um sie wieder zum Tragen zu bringen. Um aber doch etwas zu verdienen, bis der Kaffee Ertrag bringe, was erst nach zwei bis drei Jahren zu erwarten war, machte er es wie alle Pflanzer und säte Mais, der in drei Monaten schon Früchte bringt.

Es waren denn auch seine Arbeiter, kraushaarige, dunkle, mit Lumpen bekleidete Kerle, gerade daran, die fußlangen Maiskolben zu pflücken. Mit lässiger Hand warfen sie die goldgelben Früchte über den Rücken zur Erde; dort wurden sie von einigen Weibern aufgelesen, in Säcke gefüllt und nach dem Schuppen am Ufer getragen. Herr Ch. ermunterte die Leute, sich zu beeilen, da der Mais für die in einigen Tagen angesagte Ankunft des „Pacific" versandtbereit sein müsse. Bei der großen Feuchtigkeit des Klimas kann man die Waren nicht lange lagern lassen, ohne daß sie verderben, besonders nicht in einfachen Schuppen, ohne Zementboden oder Wände, nur aus einem einfachen Giebeldache aus Palmblättern bestehend. Es muß daher die Ernte auf die letzten Tage vor Ankunft des Dampfers verschoben werden, oft regnet es dann, so daß man die Arbeit wieder verschieben muß, und daher herrscht meistens auf allen Pflanzungen während einiger Tage fieberhafte Tätigkeit, denn wenn die Produkte nicht ladefertig sind, werden sie zurückgelassen, und die ganze Ernte ist verloren. So mußte z. B. Herr Ch. die Hälfte des Feldes, ca. 100 Säcke, ungepflückt lassen, weil er sie doch nicht mehr verarbeiten konnte. Die Feuchtigkeit ist allerdings gerade am Canal du Segond besonders groß. Fast kein Tag vergeht ohne Regen.

Wir standen auf dem feinen Korallensande, der die Ufer des Kanals umsäumt. Unsere Kleider waren feucht vom Regen, den wir von Gras und Busch der durchstolperten Pflanzung abgestreift hatten. Schläfrig und wie breiig wellt sich das stahlgraue Wasser, gegenüber liegt die flache Insel Aore im grauen Dunst, es riecht moderig, und braune Regenwolken wälzen sich vom Innern der Insel her über die Mauer des Urwaldes, der rings um die Pflanzung den Blick beengt. Die Luft ist schwer, und feiner Staubregen schwebt in der Atmosphäre und durchdringt alles: Die Messer rosten in der Tasche, die Streichhölzer brennen nicht, Tabak ist schwammig und Papier wie ein Lappen. So war es schon seit Monaten, und es ist kein Wunder, daß unter solchen Bedingungen die Malaria sich stark fühlbar machte. Herr Ch. sah nach einem Jahre schon aus wie ein Verlorener, er war erschreckend mager, blaugelb und äußerst nervös, ebenso seine Frau, eine Französin aus den besten Kreisen, die ihrem Manne gefolgt war und nun für seine Fehler mitzubüßen hatte. Allein mit großer Tapferkeit hatte sie, die kaum je vorher sich mit der Haushaltung abgegeben hatte, die durchaus nicht immer angenehmen Pflichten der Pflanzersfrau übernommen und stand, nur von einer recht unbrauchbaren Eingeborenenfrau unterstützt, am rauchenden Herdfeuer in der offenen Hütte oder beim Geschirrwaschen.

Wir kehrten zum einfachen Holzhause zurück, das etwa 200 m vom Ufer weg stand. Die Schwarze deckte gerade den Abendtisch, was für sie offenbar eine sehr schwierige Aufgabe war, die ihr viel Kopfzerbrechen machte, und die sie denn auch mit vielen Seufzern und Ausstoßen mystischer heimischer Laute, aber auch kindlicher Sorgfalt vollzog. Sie war eine kurze, verwachsene Eingeborene aus dem Norden von Malekula, wo die Rasse, hauptsächlich die Weiber, besonders häßlich ist. Eine niedere Stirne, kleine tiefliegende

Augen und ein schnauzenartiger Mund gaben ihr ein besonders tierisches Aussehen. Dazu war ihr kleines Haupt kahlgeschoren, und ihrem Munde fehlten die mittleren oberen Schneidezähne als Zeichen einstiger Verehelichung. Für uns Männer war ihr Walten stets der Grund zu großer Heiterkeit, weniger für die Hausfrau, die durch den zweifellos guten Willen des armen Geschöpfes nur wenig für seine unzulänglichen Leistungen entschädigt wurde. Es kann übrigens nicht geleugnet werden, daß die Weiber von jenen Inseln, wo sie eine besonders tiefe soziale Stellung haben, nicht so gelehrig und intelligent sind wie die Männer, wohl eben darum, weil sie von Jugend an unterdrückt und zu maschinenartigen Arbeitswesen erniedrigt werden, während sie auf jenen Inseln, wo sie dem Manne gegenüber einige Rechte haben, recht aufgeweckt sind. (Es soll hiermit allerdings der Frauenemanzipation nicht das Wort geredet werden.) Dafür sind die Frauen aber körperlich sehr leistungsfähig und in der Feldarbeit dem Manne gleichzustellen, hauptsächlich auch, weil sie fleißiger sind.

Immerhin wurde der Tisch gedeckt, und nach dem einfachen Mahl: Büchsenfleisch, Yams und Bananen, kam der Vorarbeiter, der vor einigen Jahren noch der wildesten einer in Nord-Malekula, einem sehr gefährlichen und noch ganz unerschlossenen Distrikt der Inseln, gewesen war. Auch sein Kopf ist kahl geschoren, nur über der Stirn läßt er nach der herrschenden Mode die Haare wulstartig stehen. Er ist wohlgewachsen, stämmig, sieht gut genährt aus und benimmt sich mit natürlicher Höflichkeit. Sein Blick ist sanft, seine Stimme weich, und unter der Tür glänzt seine dunkle Gestalt im Lampenschein wie eine Bronzestatue.

Herr Ch. sagt ihm, die Leute müßten heut abend weiter arbeiten, will ihnen aber vorher noch ein Glas Wein zur Ermunterung verabreichen.

Dem Alkohol sind die Eingeborenen leider nur zu sehr ergeben, und diese Leidenschaft wird natürlich von den gewissenlosen Leuten stark ausgenützt. Die Abgabe von Alkohol an Eingeborene ist zwar nach den Gesetzen des Kondominiums streng verboten, doch wird von französischer Seite diesem Gesetz wenig Nachachtung verschafft, fast möchte man sagen, die Umgehung desselben werde unterstützt. Es gibt daher nicht wenige französische Pflanzer, die bedeutende Summen durch den Alkoholhandel verdienen und dadurch die Eingeborenen töten; andere ziehen auf indirektem Wege ihren Vorteil aus der Trunksucht der Schwarzen, indem sie ihnen jeden Samstag reichlich Wein und Schnaps verabreichen und die Eingeborenen sich dadurch zu Schuldnern machen, indem dieselben jeweils ihren ganzen Wochenlohn vertrinken. Wollen sie dann nach Ablauf ihrer Kontraktzeit nach Hause zurückkehren, so macht man ihnen klar, daß sie dem Dienstherrn noch stark verschuldet seien und mindestens noch ein halbes Jahr zu dienen hätten, um ihre Schulden abzutragen. Die armen Kerle trinken natürlich weiter, kommen nie aus den Schulden heraus und auch nie nach Hause. Diese Praxis hat sich erst in den letzten Jahren infolge des Arbeitermangels herausgebildet und ist eins von vielen Mittelchen, um Sklaverei zu treiben. Selbstverständ-

lich ist auch solch ein Arbeiter in der Hand Weißer, von denen kaum einer gegen die anderen aussagt, völlig rechtlos, und wenn je ein Beamter zur Kontrolle käme, was bei den Franzosen fast nie der Fall ist, so kann irgendeine Urkunde leicht mit dem Kreuz, was sinnloserweise die Unterschrift des Eingeborenen und seine Einwilligung bedeutet, versehen und als Dokument gegen den Schwarzen benützt werden.

Mein Gastfreund gehörte einstweilen noch nicht zu dieser Klasse von Pflanzern; sein europäisches Gewissen war noch zu rege. Es sei aber bemerkt, daß er sich auch hierin akklimatisiert hat und von Mitteln später Gebrauch machte, die er als einstiger Sozialist kaum hätte verantworten können.

Die Verabreichung von Alkohol an die Eingeborenen ist aber erlaubt „als Medizin", ein dehnbarer Begriff, was natürlich den Mißbrauch bedeutend erleichtert.

Die Arbeiter waren denn im Nu zur Stelle, und jeder wartete gierig und doch blasiert, bis die Reihe an ihn komme. Einige trinken hastig, andere genießen in kleinen Schlückchen wie gewiegte Kenner (und der Wein ist wirklich nicht gut), alle aber tragen Sorge, sich beim Trinken abzuwenden, fast scheint es aus einer Art Schamgefühl. Dann gehen sie vergnügt kichernd an die Arbeit, dafür treten die Kranken an. Es sind meist Tuberkulose, Erkältungen, Verdauungsbeschwerden, Fieber und Infektionen, welche die Leute plagen, und man kann sich denken, daß, wenn man ihnen überhaupt medizinische Behandlung gibt, dieselbe denkbar primitiv und unzweckmäßig ist. Mit höllischen Latwergen, Patent- und Universalmedizinen wird gewirtschaftet, daß der Patient jammert und dem Zuschauer oft die Haare zu Berge stehen. Aber hierin lassen sich die Weißen nicht dreinreden, das versteht jeder von Grund aus, denn die gute Natur heilt ja zum Glück viel, trotzdem ihr der Mensch mit Medizin ins Handwerk pfuscht.

Herr Ch. hat Fieber, aber wir gehen doch nach dem Arbeitsschuppen. Es ist pechschwarz, die Luft ist wie in einem Treibhause und voll Erdgeruch. Die Brandung schlägt mürrisch, und in Stößen rauscht der Regenwind über den Urwald. Dann und wann kracht dumpf ein Ast.

Schon von weither tönt der Lärm der Maschine, welche die Maiskörner vom Kolben schält. Zu zweien drehen die Arbeiter an den Triebrädern, die Maschine macht ihnen ungeheuren Spaß, je schneller es geht, desto besser, und je lauter, desto unterhaltender. Die Paare haben sich sorgsam gewählt, und es ist Ehrensache, möglichst lange und möglichst heftig zu drehen, und mit wildem Jauchzen und Kreischen feuern sie sich an. Es scheint, als sei ihnen diese Arbeit zu einem Tanzfeste geworden, bei denen sie die Nächte durch dauernd von einem Fuß auf den anderen hüpfen, singen und kreischen und mehr und mehr sich erregen. Nur so war die wilde Arbeitslust verständlich, die plötzlich alle ergriffen hatte, jeden mit Ungeduld warten ließ, bis die Reihe an ihn käme, die schweren Räder zu treiben.

Wir stellen uns an den Trichter und werfen die großen Kolben zwischen die Räder. Es sind Riesenexemplare dabei, beinahe ist es schade, sie zu zer-



Eingeborene Familie auf dem Weg zum Händler,
um Kokosnüsse zu verhandeln. Ausnahmsweise trägt auch der Mann eine Last. Er trägt an einer Stange, die Frau in Körben.



Frauen beim Händler, verschämt und kichernd.



Eingeborene bringen dem Händler Kokosnüsse zum Tausch gegen Tabak.



Ein Tarofeld in Maevo.

Mit den abgetöteten und nicht verbrannten Bäumen und dem dichten Urwald, der die Rodung umgibt.

B. 12

stören. Aber unerbittlich wandern sie in die Maschine, werden von den Zähnen erfaßt und unter knirschendem Rasseln zerrieben. Ein hellgelber Strom von Maiskörnern und ein armseliger, dünner Kolben rollt aus der Maschine. Der wird von den Arbeitern zur Seite geworfen, vor der Maschine häuft sich allmählich ein Berg von Mais.

Er wird eimerweise in die Reinigungsmaschine getragen, wo ein System von Sieben und ein starker Luftstrom alle Unreinigkeit entfernt; dann wird er in Säcke gefüllt, die Säcke vernäht und gezeichnet.

Um Mitternacht steht eine stattliche Reihe prachtvoller Säcke im Schuppen. Herr Ch. unterbricht die Arbeit, die Leute sollen schlafen. Aber die sind im Zuge, der Tanzteufel hat sie gepackt, und sie wollen weiter arbeiten, die ganze Nacht durch. Herr Ch. erinnert sie daran, daß morgen auch noch ein Tag sei, mit herzlichem „Gut Nacht" gehen wir zum Hause; ein feiner Staubregen fällt. Bald hören wir wieder das Rasseln der Maschine, die Schwarzen haben dennoch die Arbeit aufgenommen. Herr Ch. schwankt im Fieber, und müde legen wir uns zu Bette.

Am anderen Tag um sechs Uhr beginnt die Arbeit im Kaffee, in der Nacht wird am Mais gearbeitet; das dauert drei Tage. Am dritten Abend ist alles verpackt; die Leute sind todmüde, lahm und zerschlagen.

Eines Morgens kommt ein Eingeborener ans Haus und meldet, es sei ein Trupp „men bush", d. h. Leute vom Innern, da. Wir gehen auf die Veranda und sehen einige hagere Gestalten mit großen Haarschöpfen in weichem, leichtem Gange auf dem schmalen Pfade herkommen. Hinter ihnen in einiger Entfernung folgt eine ganze Schar, die sich aber beim letzten Buschwerk niederkauert und scheu und aufmerksam die Umgebung durchspäht, während die ersten sich mißtrauisch dem Hause nähern. Fast alle tragen Gewehre bei sich, alte Sniderflinten, immer geladen und gespannt. Die ersten bleiben dann einige Zeit stumm an der Veranda stehen, bis endlich einer im gebrochensten „pidgin english" ein Wort lispelt. Es bedeutet die Waren, die er und seine Freunde kaufen wollen: Messer, Beile, Patronen, Pulver, Tabak, Tonpfeifen, Streichhölzer, Kaliko, Glasperlen. „All right" meint Herr Ch., und einige Männer bringen von den Zurückgebliebenen, geschickt für diesen Zweck aus Palmenblättern geflochtene Körbe voll Kopra.

Jeder, besonders aber die Weiber, haben die Last weither von ihren Dörfern im Innern über die schlechtesten Wege, oft tagelang, hergetragen, um die ersehnten Artikel einzuhandeln. Die Körbe werden gewogen und **B. 11**
das entsprechende Quantum Waren stückweise ausgehändigt, wobei der Weiße hier einen Profit von 100—300 Prozent macht. Auf anderen Inseln muß er sich allerdings mit 30 Prozent begnügen. Jedes Stück wird von den Schwarzen geprüft; jede Pfeife versucht, ob sie auch ziehe, die Streichhölzer, ob sie nicht verdorben seien, und die Schärfe der Messer versucht, während die scheue Schar im Gebüsch ihre gespannte Aufmerksamkeit zwischen dem Handel und der eigenen Bewachung teilt.

Wenn der langwierige Tausch beendet ist, kehren die Abgesandten zurück,

die Gesellschaft erhebt sich flüsternd und ist im Nu verschwunden. Im nächsten Dickicht lassen sie sich nieder, verteilen die Einkäufe, vielleicht ein Dutzend Büchsen Streichhölzer, 2 Kilo Tabak, 20 Pfeifen, ein Messer, ein paar Gürtel und ein Klafter Kaliko, ein kleines Entgelt für die mühselige Wanderung. Dann übernachten sie vielleicht noch in der Nähe, unter überhängenden Felsen auf dem bloßen Stein, dicht um ein glimmendes Feuer gelagert, aus Furcht vor den Waldgespenstern, kauen etwas Schiffszwieback, das sie erhandelt, und kehren am Morgen zurück.

Manchmal haben sie auch etwas Geld, wenn sie einige Tage bei einem anderen Weißen gearbeitet haben. Obschon jeder Pflanzer ein Warenlager hat, kaufen sie doch viel lieber bei einem seiner Nachbarn ein, aus einem unklaren, aber durchaus nicht ganz unbegründeten Mißtrauen.

Zu längerem Arbeiten verdingen sie sich nur selten und nur, wenn sie einen größeren Gegenstand kaufen wollen, meist ein Gewehr, ohne das sich der Eingeborene beinahe nirgends gerne sehen läßt. Es arbeiten dann gewöhnlich mehrere Männer zusammen für einen Einzigen, der sie später auf einheimische Art für die Hilfe entschädigt, indem er ihnen Schweine schenkt oder durch andere Weise Dienste leistet. Auf den Pflanzungen sind sie furchtsam, mißtrauisch, aber auch oft faul, doch harmlos, so lange sie nicht gereizt werden. Herr Ch. hatte während längerer Zeit immer etwa 30 solcher Tagelöhner beschäftigt, bis einst einer derselben in den nahen Fluß fiel, unter geknicktem Bambus hängen blieb und, da er nicht schwimmen konnte, ertrank. Nach den eingeborenen Rechtsbegriffen war hieran Herr Ch. schuld, und er hätte für den Toten Sühne zahlen sollen, was er aus Unkenntnis der Sitten nicht tat. Erst war allgemeine Bestürzung unter den Freunden des Toten, niemand wollte mehr an den Fluß gehen, dann zogen sie sich zurück, und nach zwei Tagen streiften sie wieder mit Gewehren um die Pflanzung, um an Herrn Ch. Blutrache zu nehmen. Herr Ch. wurde durch seine Arbeiter, die alle von Malekula stammten, gewarnt, sonst wäre er nichts ahnend jedenfalls gemeuchelt worden. Er bewaffnete also seine Leute und ging selbst nie unbewaffnet aus dem Hause; doch dauerte dieser unbehagliche Zustand einige Wochen, bis die Eingeborenen sich beruhigt hatten und verschwanden. Dafür kamen von nun an auch keine Arbeiter mehr.

Es war diesen „men bush" aber nicht zu trauen, nur hatten sie jetzt noch die frische Erinnerung an eine ausnahmsweise erfolgreiche Strafexpedition der Kriegsschiffe im vergangenen Jahre. Damals hatten einige einen alten, gutmütigen Pflanzer, der die Eingeborenen von allen Weißen dort herum wohl am besten behandelt hatte, plötzlich erschossen und seine zwei Töchter mit Äxten erschlagen, um sein, wie sie meinten, reiches Warenlager zu plündern. Sie hatten aber nicht viel gefunden und mußten die Tat mit dem Verlust von Dorf, Habe und Leben büßen.

Am dritten Abend war also endlich alles bereit zum Versand. Wir sitzen noch am Abendtisch, es ist die übliche schwere, feuchte Nacht. Plötzlich tönt ein langer, dumpfer Pfiff: der „Pacific". Alles springt auf in freudiger

Erregung; bringt doch der Dampfer ein bißchen Zivilisation, und seine Ankunft ist das Ende einer arbeitsreichen Woche, das Ereignis am Canal du Segond, denn man rechnet hier nicht per Monate, sondern per „Pacific".

Man eilt zum Strand und stellt an bestimmten Punkten Laternen auf, um dem Schiffe den Ankerplatz anzudeuten, stürzt zurück ins Haus, zieht sich ein neues, weißes Gewand an und weckt die Arbeiter aus dem wohlverdienten Schlafe. Sie kommen, langsam und verträumt und wissen, daß ihnen noch eine arbeitsvolle Nacht bevorsteht durch das Verladen der Säcke in die Tender.

Inzwischen kommt das Schiff schnell näher, kolossal und festlich in der Dunkelheit, dann tastet es sich langsam vorwärts, der Anker rasselt, und nach einigen Schwankungen liegt die lange Reihe der hell erleuchteten Luken ruhig auf dem Wasser, nur ihre Spiegelung flackert auf den Wellen unregelmäßig durch das Schwarz der Nacht.

Jetzt tauchen auch schon aus allen Richtungen die Bootslaternen der heranfahrenden Pflanzer auf, die ihre Ladung anmelden, die Post abholen und an Bord einen vergnügten Abend verbringen wollen.

Es sind auch noch einige Reisende an Bord, Pflanzer von anderen Inseln, die nach Vila, Nouméa oder gar Sydney reisen wollen, und bald ist eine Zecherei im Gange, die erst endet, wenn das Rauchzimmer geschlossen wird.

Den ganzen folgenden Tag bleibt der „Pacific" im Kanal, von allen Pflanzern Waren einnehmend, und noch zwei Tage lang ist Feststimmung. Dann setzt wieder die Ruhe des Alltags ein, mit ihrer einsamen Gleichförmigkeit.

Einige Tage später versuchte ich an der Südwestecke von Santo, wohin die Eingeborenen aus dem Busche des öfteren herabsteigen sollen, mir Diener zu werben. Ein Nachbar von Ch. wollte in seinem kleinen Kutter dorthin fahren, um von den Eingeborenen Farbholz, das sie zum Färben ihrer Grasmatten brauchen, zu erhandeln, welches er in Malekula wieder an Eingeborene zu verkaufen gedachte. Ich bat ihn, mich mitzunehmen, was er gerne tat. Wir fuhren also an einem Regenmorgen durch den Kanal, mußten aber bald ankern, da der Wind versagte und uns die Gegenströmung zurückzutragen drohte. Wir benützten die Wartezeit zu einem Besuche des Herrn R., der neben anarchistischen Prinzipien eine Kokos- und Kakaopflanzung pflegt, welche in so gutem Zustande zu sein schien, daß sie in grellem Widerspruch zu seinen antikapitalistischen Prinzipien stand. Er war einer jener nicht seltenen französischen Kolonisten, die, aus den engsten bäurischen Verhältnissen stammend, hier in den Kolonien nichts anderes wünschen, als sich eine neue gnädigere Heimat zu schaffen. Sparsam, fleißig, an harte Arbeit auf dem Felde gewöhnt, hatte er sich aus den kleinsten Anfängen langsam und stetig emporgearbeitet und stand nun noch in jungen Jahren als Besitzer einer ansehnlichen Pflanzung da, die ihn zum wohlhabenden Manne machen konnte. Dieser gute Bauernschlag, an dem Frankreich so viel besitzt, gibt die besten Kolonisten, während jene Leute, die nur in Kürze ein Vermögen machen wollen, wie meine Gastgeber, sich nicht der Schulden bei den Handels-

häusern in Nouméa entziehen können, von denen bis heute wohl noch keiner frei geworden ist.

Nicht nur leihen diese Häuser das Geld nur auf sehr hohe Zinsen, sondern verlangen auch, daß alle Waren von ihnen bezogen und alle Produkte an sie verkauft werden müssen. Die Preise dieser Waren bestimmen sie selbst, so daß sich die Zinsen auf das geliehene Kapital zu 30 Prozent und mehr summieren sollen.

Neben diesen zwei Kategorien der französischen Pflanzer ist dann noch eine dritte, die auch mit Nouméa, aber mit der Insel Nou zusammenhängt. Man wird diese im Verlaufe des Buches auch kennen lernen.

Nachdem wir die Pflanzung des Herrn R. genügend bewundert hatten — er zeigte sich dabei als wahrer Bauer, kannte sozusagen jede Staude bei Namen und hatte überall ein dürres Blatt abzurupfen oder im Vorbeigehen ein Schoß zu schneiden — fuhren wir weiter und kamen am frühen Morgen bei Tangoa an.

Auf der kleinen Insel Tangoa ist die Zentralschule der presbyterianischen Mission, wohin aus dem ganzen Archipel die begabteren Eingeborenen gesandt werden, um zu Lehrern ausgebildet zu werden.

Das Äußere dieser Schule macht einen sehr behäbigen Eindruck. Die eine Hälfte der Insel ist entholzt und mit grünem Rasen bewachsen, auf den die großen Bäume Schatten werfen. Auf einem Teile weidet Vieh, der andere ist Park, in dem die Wohnhäuser des Vorstehers und der Lehrer sind. Man könnte glauben, sich auf einem englischen Landsitz zu befinden.

Ich gab dem Direktor, Dr. A., meine Empfehlung ab, er fragte mich, ob ich das „missing link" finden wolle und schien die ganze Sache riesig erheiternd zu finden. Ich empfahl mich darum bald.

Wir verbrachten einige träge Tage an Bord; die Eingeborenen kamen trotz zahlreicher Dynamitexplosionen, durch die man anzeigt, man wolle mit ihnen handeln, nicht aus den Bergen herab. Ihre Feuer sahen wir weit inland beim Santo Peak rauchen. Wir flanierten am Ufer und fischten.

Ich sah hierbei eine Fischereimethode, die auch anderswo betrieben wird, durch Vergiften des Wassers. Einer der Schüler von Tangoa benützte die Ebbezeit, um an den Steinen in den Tümpeln des Riffs eine gewisse Frucht zu zerreiben. Der Saft dieser Frucht betäubt nach einiger Zeit die Fische, die dann bewegungslos an der Oberfläche treiben oder krampfhaft im Kreise sich bewegen und leicht mit der Hand gefangen werden können.

Nachdem mehrere Tage im Müßiggang vergangen waren, durchaus nicht süßem Müßiggang, denn es regnete dauernd, und an Bord des winzigen Kutters war keine Unterkunft, wollte ich nach dem Canal du Segond zurückkehren, denn ich erwartete mit dem englischen Dampfer mein Gepäck, das ich nicht alles an Bord der „Gallia" hatte mitnehmen können, und wollte mir bei der Gelegenheit auch einige Vorräte verschaffen, für den Fall, daß es mir gelänge, Diener zu finden.

Ich mußte zu Fuß gehen, da der Kutter sein Geschäft noch nicht be-

endigt hatte; ich konnte aber für den nahen Weg keinen Führer bekommen. Die Distanz mochte nur etwa 15 km betragen, ich beschloß, die Sache allein zu versuchen, trotzdem man mir abriet. Ich glaubte aber, mit dem Kompaß den Weg nicht verlieren zu können und imstande zu sein, mich auf den Wechseln der Schweine u. dgl. durchzuschlagen.

Darum marschierte ich am gleichen Morgen, mit etwas Proviant und einem stumpfen Buschmesser versehen, ab, erst auf einem guten Pfade, der sich aber bald im Walde verlor. Ich folgte der Richtung mit dem Kompaß, kam aber an eine Lagune, die mich zu einem weiten Umwege zwang. Dann folgte ich einem Pfad, der plötzlich aufhörte. Ich stand vor beinahe undurchdringlichem Lianendickicht, durch das ich mich mit dem stumpfen Messer kaum durchhauen konnte. Oft kletterte ich über Stämme, oft kroch ich auf allen Vieren, dann kamen wieder freiere Stellen, Sümpfe, Felsen, kurzum, ich machte in wenig Zeit eine genaue Bekanntschaft mit dem berüchtigten Santobusch. Aber ich hatte doch das Gefühl, voran zu kommen, fürchtete sogar, ich möchte mein Ziel überschossen haben. Gegen vier Uhr kam ich an einen Fluß, in dem ich zur Küste watete, meine Enttäuschung war aber groß, als ich mich nur etwa 1500 m von der am Morgen berührten Lagune entfernt sah. Das war ein magerer Lohn für die achtstündige Anstrengung. Ich wollte jedoch nicht umkehren und verfolgte meinen Weg dem Strande entlang. Es war nicht gerade angenehm, da der Strand dort aus jenen zackigen, vom Meere ausgefressenen Korallen besteht, deren Formen am besten mit Zinn, das ins Wasser gegossen wurde, zu vergleichen sind, die überall in messerscharfen Spitzen und Kanten enden. Dazu waren jene Blöcke sehr zerrissen, allenthalben trennten sie meterbreite Spalten, in denen die Brandung klatschte, und die aus unsicherem Stand auf die Spitzen und Zacken hin übersprungen werden mußten. Einmal brach eine Korallenplatte unter mir, ich fiel in eine Spalte und zerschnitt mir die Schienbeine und die Hände aufs unerfreulichste. Aber ich kam hier am Strande wenigstens vorwärts und zog das dem Tappen im Urwalde vor. Hier und da baute sich das Ufer zu hoher Bank auf, die ich nicht umgehen konnte. Ich mußte sie irgendwie erklettern und auf der anderen Seite an einem Baume oder einer Liane wieder hinunterrutschen. Bei diesem Streben überraschte mich plötzlich die Nacht, in der Dunkelheit konnte ich keinen Schritt tun, ohne zu fürchten, in eine Spalte zu fallen, und ein Sturz mit Beinbruch u. dergl. wäre wahrscheinlich zur Katastrophe geworden, denn an der einsamen Küste hätte mich niemand gefunden. Ich setzte mich also an Ort und Stelle auf die Korallen, da, wo sie mir am wenigsten spitz schienen. Ein Versuch, tröstendes Feuer anzufachen, mißlang völlig, die Nacht war stockdunkel und ein feiner Regen fiel.

Selten hat mir eine Nacht länger geschienen, und selten war ich wohl so verlassen. Aber die Dämmerung brachte neues Leben, ich kletterte weiter, durchschwamm mehrere Lagunen, in denen es, wie man mir nachher sagte, von Haifischen wimmeln soll, schließlich hörten die Korallen auf, und nach-

dem ich noch zwei Stunden bis zum Gürtel im Meere der Küste entlang gewatet war, mit dem, was mir von Schuhen noch geblieben, sank ich tief erschöpft an der Pflanzung des Herrn R. ans Ufer. Herr R. war abwesend, die Boys wiesen mich zu seinem Nachbarn, wo ich gerade zeitig zum Mittagessen kam. Das schmeckte, wie es einem nach solchen Erfahrungen schmeckt, trotzdem es aus fliegendem Hund bestand. Ein Kutter nahm mich auf und brachte mich „nach Hause" zu Herrn Ch.

Ich hatte die Unwegsamkeit des Urwaldes erfahren und habe seitdem nie mehr Spaziergänge ohne Führer unternommen.

Viertes Kapitel.

Werbereise nach „Big-Nambas".

Nach einigen Tagen kam der englische Dampfer, mit ihm aber keine Hoffnung auf Besserung der Lage. Auch die Vermessungsexpedition kam an, aber da sie selbst nicht genügend Bedienung hatte und vorderhand an der unbewohnten Küste arbeitete, nützten mir alle ihre freundlichen Anerbieten nichts.

Ich trieb mich weiter auf der Pflanzung herum und beschäftigte mich, so gut es gehen wollte, las auch die ganze Sammlung französischer Romane des Herrn Ch., bis mir von all dem meist dummen Zeuge der Kopf wirbelte.

Endlich zeigte sich eine Gelegenheit, wenigstens „Wilde" zu sehen.

Georges, der Sohn eines Nachbarn, hatte sich bereit erklärt, für Herrn Ch. Arbeiter anzuwerben. Wie schon erwähnt, ist die Beschaffung von Arbeitskräften das Hauptproblem, das der Pflanzer auf den Neuen Hebriden zu lösen hat. Früher wurde das Werben nicht von den Pflanzern selbst, sondern von berufsmäßigen Werbern betrieben und war eine Sklavenjagd wie irgendeine. Mit ihren Schiffen hielten sie an der Küste, füllten die Eingeborenen mit Schnaps und schleppten sie in der Trunkenheit an Bord, um sie zu verkaufen, oder lockten sie durch allerlei Vorspiegelungen aufs Schiff, um sie dann einzuschließen. Mannigfaltig und grausam waren die Mittel, die jene Piraten anwendeten. Mord und Totschlag war selbstverständlich, und so konnte es nicht fehlen, daß die Werber bei den Eingeborenen verhaßt waren und angegriffen wurden, wo Gelegenheit sich bot. Andererseits konnten sich die besseren Elemente unter den Kolonisten mit diesem Betriebe nicht einverstanden erklären. Die Regierung kontrolliert heute die Anwerbung, professionelle Werber gibt es nur noch wenige, da die Eingeborenen sich nur bei einem Meister engagieren wollen, den sie gesehen haben, und jeder Pflanzer fährt heute selbst auf seinem Segelboote aus und sucht Arbeiter, wie er eben kann.

Während englischerseits sehr strenge Vorschriften das Werben regeln und diesen Vorschriften von der Regierung unerbittlich Nachdruck verschafft wird, ist es bei den Franzosen ganz gleich wie beim Alkoholhandel: die Regierung drückt ein Auge zu und gibt sich in den nördlichen Inseln kaum mit der Überwachung der Arbeiterwerberei und -Behandlung ab. Es geschehen daher im stillen noch die unwahrscheinlichsten Greueltaten, und es darf wohl behauptet werden, daß die Sklaverei noch in Blüte stehe.

Man wird im folgenden noch einige Vorkommnisse vernehmen, die verbürgt sind; es mag aber doch einiges über das Werben im allgemeinen hier gesagt werden.

Wenn in früheren Jahren die Eingeborenen durch Unerfahrenheit, die Reiselust und die Gier nach Handelsartikeln zu Hunderten auf die Werbeschiffe getrieben worden sind, so ist das heute nur noch in wenigen und ganz primitiven Distrikten der Fall. Anderswo kennen die meisten Eingeborenen ungefähr, was ihnen bevorsteht, und können alles, was ihr Herz begehrt, sich durch Koprahandel leicht verschaffen. Es kommen demnach jetzt ganz andere Momente in Betracht, die den Eingeborenen zur Arbeit treiben. Einmal ist es bei jungen Leuten der Wunsch, „in die Fremde" zu gehen, andere Inseln zu sehen und der Beengung zu entgehen, unter der sie zu Hause durch die besonders im Sexualgebiet strengen Regeln und die Kontrolle der ganzen Sippe zu leiden haben. Manchmal auch der Wunsch, sich Geld zum Ankauf der jetzt sehr teueren Frauen erwerben zu können, ohne welche ihnen die Herstellung von Kopra zu beschwerlich ist. Dann treibt viele die Angst vor der Verfolgung mächtiger Häuptlinge und Zauberer auf die Werbeschiffe in Sicherheit. Mit ihnen bieten diese Schiffe aber auch jedem Missetäter Zuflucht, dem wegen begangener Verbrechen der Boden der Heimat zu warm geworden ist, dann auch allen den zahlreichen Liebespärchen, die der Rache eines hintergangenen Gatten oder Verwandten entgehen wollen. So leistet heute das Werbesystem der für die Rasse jetzt schon so verderblichen Anarchie und Sittenlosigkeit indirekt Vorschub, ja es basiert fast allein darauf, und dies erkennend, suchen die Werber ihrerseits mit allen Mitteln, die Unordnung im Lande zu schüren.

Weiß man, daß irgendwo inland Krieg ist, so sammeln sich an jener Küste die Schiffe, um die Flüchtlinge aufzunehmen. Ist kein Krieg, so sucht man durch Intrigen oder agents provocateurs Händel zu schaffen. Man verteilt Alkohol, der Prügeleien verursacht, und nimmt am nächsten Morgen die Eingeborenen im physischen und moralischen Katzenjammer an Bord, oder überredet trunkene Burschen zum Werben durch Vorspiegelung der herrlichen Freuden, der Frauen, des Weins und der Tänze, die auf den Plantagen ihrer warten. Nützt das alles nichts, so überfällt man harmlos Badende am Strande oder treibt ganze Sippen durch Bewaffnete (meist Leute aus den Loyaltyinseln) auf die Schiffe. Man sucht hauptsächlich Frauen zu erlangen, um mit denselben die jungen Männer anzulocken. Kurz, es sind nicht gerade schöne Mittel, welche die Mehrzahl der Werber anwendet, und es ist leicht begreiflich, daß sie fast überall, wo sie gewesen, zerrissene Familien, Unzufriedenheit und Groll zurücklassen und einen tiefen Haß gegen sich selbst, gegen die Weißen überhaupt.

Es gibt hauptsächlich unter den englischen Kolonisten viele, die sich gezwungenerweise, aber auch aus Prinzip, nicht solcher Mittel bedienen. Diese haben aber meist einen bestimmten Rekrutierungsdistrikt, in dem sie und ihre Plantagen wohl bekannt sind, wo die Eingeborenen die ihnen bevorstehende Behandlung kennen und wissen, daß sie zur rechten Zeit wieder



Ein Werbeboot an der Küste von Big Nambas.
Beide Parteien nähern sich nur mit größtem Mißtrauen. Wahrscheinlich ist der Waldrand dicht besetzt von bewaffneten Eingeborenen, während im Werbeboot die Gewehre zu sofortigem Gebrauch bereit liegen.



Im Eifer des Tausches
vergessen die Eingeborenen ihr Mißtrauen und werden unbefangener und oft frech.



Froh über die erhandelten Waren
führen die Eingeborenen am Ufer einen improvisierten Tanz auf. Den Tanzschmuck ersetzen hinten in den Gürtel gesteckte Zweige. Die Tanzmusik ist ein rauher, monotoner Gesang.



Bogenschütze aus Nitendi.

B. 14



Bogenschütze aus Nitendi.

B. 15





Männer von Big Nambas mit Nasenstäben und Schildpattohrschmuck.

Im mittleren Bilde sieht man den Rindengürtel und den eigentümlichen Nambas, auch die alten Snidergewehre, die sie jetzt ihren alten Waffen weit vorziehen.

B. 16

nach Hause gebracht werden und vollen Lohn erhalten. Diese haben auch fast immer genügende Zahl von Arbeitern.

Die Technik des Werbens ist die, daß das kleine Segelschiff sich ein paar hundert Meter von der Küste vor Anker legt und zwei Boote mit bewaffneter Mannschaft ans Ufer sendet, wo ein Boot sich ganz nahe an der Küste hält, um mit den am Strande auf die Dynamitexplosion hin sich sammelnden Eingeborenen zu verkehren, während das andere Boot weiter draußen die Eingeborenen bewacht, um beim ersten Angriff auf diese zu feuern und dem vorderen Boot den Rückzug zu ermöglichen. Der Weiße bleibt meist an Bord des Seglers zurück. Diese vorsichtige Taktik ist zwar nur noch an den wenigsten Orten nötig, doch da man nie wissen kann, was der weiße Vorgänger an einem solchen Ankerplatz verübt hat, und da die Eingeborenen dann dafür am nächsten Weißen Rache nehmen, ist es vorsichtiger, dieser alten Regel zu folgen.

Es soll hiermit nicht behauptet werden, daß die Eingeborenen nie ohne Provokation angreifen. Das passierte schon Cook in Erromango, der doch sicher nie den Wilden wissentlich Grund zu einem Angriff gegeben hat. Der Melanesier ist ein mordgieriger Mensch, besonders wenn er sich im Vorteil glaubt. Heute sind aber ganz bestimmt alle Angriffe auf Werbeschiffe in den Neuen Hebriden auf die Verfehlungen eines Weißen zurückzuführen.

Da von einer der Regierungen sozusagen nichts getan wird, um diesen Mißbräuchen abzuhelfen, andererseits die Plantagen ohne genügende Arbeiterzahl zugrunde gehen müssen, wäre es im Interesse der Eingeborenen wie auch der Pflanzer das beste, wenn das jetzige Werbesystem ganz abgeschafft und an dessen Stelle eine staatliche Arbeiterkonskription eingeführt würde. Damit wäre sowohl der Rasse als auch der soliden Kolonisation gedient.

Das Arbeiterwerben ist also durchaus keine harmlose Sache, zumal nicht an der Nordwestküste von Malekula, wo noch ganz primitive und sehr kriegerische und starke Stämme wohnen.

Georges, der Kapitän, war ein merkwürdiger Bursche. Er war 17 Jahre alt, man hätte ihm leicht 40 geben können. Blaß, mit kleinen grauen Augen und mißtrauischem Blick, einer schwach gekrümmten Nase, schmalen und doch hängenden Lippen ging er mit hohen Achseln und gebogenen Knien, immer barfuß, in blauen Arbeiterhosen, grünem Hemde und altem verwettertem Filzhute. Er sprach wenig; wenn er sprach, so geschah es so plötzlich, schnell und leise, daß niemand ihn verstehen konnte, außer seinen Boys, die instinktmäßig seine Befehle erfaßten. Aber er war ein ausgezeichneter Seemann, kannte das Meer genau und wußte sein Schiffchen wohl zu führen. Dieses Schiffchen, 3 m breit und 6—7 m lang, war ganz passend für zwei- bis dreitägigen Aufenthalt, für eine mehrwöchentliche Reise aber recht ungenügend, zumal das Deck durch zahlreiche Kisten und Vorräte belegt war, so daß für uns beide nur ein kleiner Raum beim Steuer und die winzige Kabine übrig blieb. Die Kabine war 2 m lang, 1½ m breit, 1½ m hoch; in ihr waren alle unsere Vorräte verstaut, die Kleider, die

Gewehre, die Tauschwaren. Allein konnte man sich kriechend darin bewegen, zu zweien mußte man sich in unmöglichen Stellungen umeinander verschlingen. Doch man hofft bei der Abfahrt das Beste und denkt in weisem Leichtsinn nicht an die Unbequemlichkeiten, welche die Zukunft bringen kann. Bei schönem Wetter, da man sich auf Deck und an der frischen Luft aufhalten konnte, ließ sich auch ganz gut leben; bei Regen aber, und es regnete sehr oft und stark, wenn man sich in die Kabine retten mußte, war der Aufenthalt an Bord höchst unangenehm.

Aber Herr Georges hatte für derartige Kleinigkeiten keinen Sinn. Obschon er mit Leichtigkeit vieles hätte angenehmer machen können, nahm er sich dazu nicht die Mühe. Das Sonnen- und Regensegel wurde so niedrig aufgespannt, daß man darunter gerade nicht mehr aufrecht stehen konnte (wie irritierend das auf die Dauer ist, weiß jeder, der es einmal längere Zeit erlebt hat), trotzdem es ebenso gut anders hätte gemacht werden können, und für Essen hatte er erst gar keinen Sinn. Nicht nur schien er keinen Geschmack zu haben, sondern auch keinen menschlichen Magen; denn wenn ihm gerade etwas Eßbares in die Hand kam, ob es roh oder gekocht, ob es Essenszeit oder nicht, schlang er es stumm und gierig herunter und empfand es als eine durchaus überflüssige Beanspruchung seiner Boys, wenn ich mir gelegentlich etwas Reis kochen oder einen Teller waschen ließ. So hatte er eigentlich immer gegessen, und wenn ich ihm mitteilte, daß es Essenszeit sei und das Essen bereitstehe, so hüllte er sich in seine Decken und legte sich stumm zum Schlafe.

Die Folge dieser Gewohnheit war, daß ein jeder sein eigenes Leben führte, insofern es sich um die materielle Seite desselben handelte. Aber die Gemütlichkeit, die für die vielen Entbehrungen an Bord hätte entschädigen können, fehlte gänzlich, nun, es ging ja auch so.

Es war seit mehreren Wochen der erste Sonnentag, als wir uns von der Strömung aus dem Kanal treiben ließen; die Ruder mußten nachhelfen, wenn es zu langsam ging. Nach mehreren Stunden kamen wir ins offene Meer; eine frische Brise faßte uns, und im Fluge ließen wir Santo und die kleineren Inseln Aoré, Malo, Tutuba hinter uns. Blaue, weißgekrönte Wellen hoben uns, daß wir weithin das schäumende Meer überblicken konnten, dann sanken wir wieder in ein Wellental, aus dem wir nur die nächsten Wellen drohend sich heranwälzen sahen. Hinter uns her schoß das eine der Ruderboote im Zickzack, schwebend auf dem Wasser wie eine Ente.

Am späten Nachmittage näherten wir uns der Nordspitze von Malekula und folgten dann der Westküste nach Süden, zum Lande der „Big Nambas", unserem Reiseziel. Im Gegensatz zu den anderen Inseln des Archipels bietet Malekula hier nicht jenen Anblick eines dichten grünen Teppichs. Wir sehen nicht den undurchdringlichen Urwald mit seinen schwellenden Baumkronen, mit den vielfachen Schattierungen seines Grüns und der Mannigfaltigkeit seines Laubes, sondern eine ziemlich magere Vegetation: Gras auf den Korallenriffen, einige Büsche dahinter, dann dünner Wald, aufsteigend an

steilen Hügeln, auf deren Rücken hohes braungrünes Gras wächst. Im grauen Lichte, das durch den Dunst brach, ein wenig erfreulicher Anblick.

An zerrissenen Korallenküsten, zwischen denen hier und da ein heller Strand sich dehnte, fuhren wir langsam dahin und warfen gegen Nacht Anker in klarstem Wasser, das bis zu 15 m Tiefe die wunderbaren Formen der Korallenbänke und ihre tiefen, geheimnisvollen Farben erkennen ließ. Das Wasser war ruhig wie in einem Teiche, und doch befanden wir uns am Ufer jenes riesigen Meeres, das sich nach Westen bis zur Torresstraße erstreckt.

Zerrissene Wolken trieben über die steilen Abhänge des Ufers, die Sterne schienen trübe, es war sehr einsam und still, nirgends ein Feuer oder ein Laut. Auf Deck ausgestreckt lauschte ich der Brandung, die sich in den vielen Buchten bald ferner, bald näher, lauter und leiser brach. Es ist der gewaltige Reinigungsprozeß des Meeres, das ununterbrochene Zermahlen und Auswerfen aller Unreinigkeiten, das langsame unwiderstehliche Zerkleinern und Zerstören aller Abfälle des Festlandes, des Festlandes selbst.

Die Gegend „Big Nambas", an deren Küsten wir uns befanden, trägt **B. 16** ihren Namen von der Größe eines gewissen Kleidungsstückes, das zum Teil unsere Hosen ersetzt. In verschiedenen Formen ist der Nambas fast im ganzen Archipel bekannt, aber nirgends tritt er in so monumentalen Dimensionen auf wie hier. Big Nambas ist noch die unbekannteste Gegend der Inselgruppe, fast noch nie hat ein Weißer das Innere des Landes betreten. Im Gegensatz zu anderen Distrikten haben hier die Eingeborenen noch ihre straffe Organisation erhalten, und das ist wahrscheinlich der Grund, warum sie nicht degeneriert machtlos geworden sind. Es ist bei ihnen noch die alte Häuptlingsorganisation mächtig, und diese ist eine Garantie für Ordnung in ihrem Staatswesen. Der Häuptling hat naturgemäß größtes Interesse, seine Machtmittel, vor allem die Zahl seiner Krieger zu vermehren oder mindestens zu erhalten; er kontrolliert daher streng jeden Mord und Totschlag und jeden Racheakt, der ihm einen Krieger rauben könnte. Ebenso verhindert er Kindermord, so daß er, trotz seiner Willkür, Blut- und Habgier, im ganzen genommen eine für den Stamm recht segensreiche Einrichtung ist.

Beinahe überall sonst ist die Achtung vor der Häuptlingswürde verschwunden, warum, mag später erwähnt werden. Die Folge davon ist, daß ein jeder nur für seine Interessen sorgt, sich selbst Recht und Vorteil durch Kugel und Gift verschafft, so daß ganze Stämme binnen einer Generation auf den zehnten Teil ihres Bestandes gesunken sind. Dazu kamen Kindermord und allerlei Seuchen, die vollendeten, was am Zerstörungswerk noch zu tun blieb.

Aber wie gesagt, Big Nambas ist noch kräftig, ist imstande, den Weißen fernzuhalten, und scheut sich nicht, ihm das zu zeigen. Aber gerade von dort her kommen die aufgewecktesten und kräftigsten Arbeiter, und darum versuchen die Werber immer und immer wieder, dort festen Fuß zu fassen; allerdings mit wenig Erfolg, denn es hatten sich erst vier Leute engagieren lassen. Einer derselben war auf unserem Boote und sollte als Dolmetscher dienen. Von

den anderen fünf Boys waren vier aus Aoba und zeigten ganz anderen Typus in Aussehen und Sprache, und einer von Malekula, etwas weiter vom Süden.

Bourbaki, so hieß unser Mann aus Big Nambas auf der Pflanzung, hatte sich vor zwei Jahren engagiert. Damals war er der professionelle Mörder des großen Häuptlings mit 115 Frauen gewesen, und jetzt war er ein recht brauchbarer Werkführer auf der Plantage des Herrn Georges. Ein gemütlicher, heiterer Kerl, mit brutalem Gesicht und kleinen schlauen Augen, der sich in den europäischen Kleidern ganz wohl zu fühlen schien. Er war einer der wenigen Eingeborenen, der seine Leidenschaft für Menschenfleisch ruhig eingestand und gerne die unvergleichliche Zartheit, Weiße und Schmackhaftigkeit eines Stückes Menschenfleisch rühmte. Vor einem Jahre soll er untröstlich gewesen sein, als er bei einem Besuche zu Hause einen Tag zu spät für eine Kannibalenmahlzeit ankam, und soll seinem Vater bittere Vorwürfe gemacht haben, daß er ihm nicht eine Portion aufbewahrt hätte. Aber abgesehen von dieser Geschmacksverirrung war Bourbaki ein sehr netter Mensch, zuverlässig, dienstfertig, und freute sich riesig, seinen Papa und seine Mama wiederzusehen. Wir hofften, er werde uns beim Werben gute Dienste leisten, und versprachen ihm Kommission.

Als Bourbaki sich engagiert hatte, war der Häuptling wütend gewesen, seinen Henker zu verlieren, und hatte Befehl gegeben, den Werber, einen Schwager des Herrn Georges, zu töten. Es lauerten ihm denn einige Eingeborene am Strande auf und feuerten auf ihn, als er eben in sein Boot einsteigen wollte. Der Weiße bekam mehrere Streifschüsse, und ein eingeborenes Weib, das hinter ihm im Boote saß, wurde getötet. Das Boot entfernte sich schleunigst, Bourbaki lachte und meinte, das hätte nichts zu sagen, und wirklich war der kleine Zwischenfall heute ganz vergessen, hatte er doch „nur einer Frau" das Leben gekostet.

Der Morgen war farblos und trübe. In düsterem Grün fielen die Ufer zum Meer ab, der Strand war ein mattes Braun, und schwarz lagen die Korallenbänke im Wasser, durch den Brandungsstreifen vom graugrünen Meere getrennt. Wir ließen eine Dynamitpatrone auf dem Wasser explodieren, der Schuß glitt dumpf der grünen Uferwand entlang und verlor sich in der Ferne.

Wir bewaffneten uns inzwischen bis an die Zähne. Jeder von uns hatte einen Revolver und einen Repetierkarabiner, die Boys erhielten je ein altes Snidergewehr und vier Patronen. Das Boot lag etwa 200 m vom Land; wir konnten den flachen Strand leicht überblicken. Dahinter stieg das stark bewaldete Ufer steil an zu ca. 100 m Höhe.

Auf dem Wasser waren wir ganz in Sicherheit, denn die Eingeborenendörfer liegen ziemlich weit landeinwärts, und die Leute selbst scheuen das Meer und kommen nur zur Küste, um gelegentlich in den Korallen einige Muscheln und Schnecken zu suchen. Auch besitzen sie keine Fahrzeuge, im Gegensatz zu den Uferbewohnern anderer Gegenden, die mit ihren primitiven Auslegerbooten oft weite Reisen auf Nachbarinseln unternehmen.

Wir brachten Bourbaki, der sehr darnach verlangte, seine Leute zu sehen, ans Ufer; auf einem schmalen Pfade verschwand er im Gebüsch, die Flinte auf der Achsel.

Wir kehrten aufs Boot zurück und warteten. Man darf es beim Werben nicht eilig haben, sondern muß sich mit recht viel Geduld wappnen, denn nur so kann man auf Erfolg hoffen. Haben doch die Schwarzen selbst keine Idee vom Werte der Zeit und kein Verständnis für die Hast, die unsere Kultur gezeitigt hat.

Am Nachmittag erschienen einige nackte Gestalten am Ufer. Einer winkte mit einem Zweige. Bald kamen mehrere, zuletzt waren es etwa 50 Mann; im Hintergrunde, halb im Laub verborgen, standen ein Dutzend Weiber.

Wir stiegen in die Boote, je zwei Boys und ein Weißer, und näherten uns langsam der Küste. Die Eingeborenen trugen Snidergewehre in der Rechten, in der Linken große Jamsknollen. Sie wollten tauschen. Wir bedeuteten ihnen, sie sollten ihre Gewehre weglegen. Als sie das nicht taten, spannten wir die Hähne unserer Gewehre und machten uns schußbereit. Da legten einige die Waffen am Waldrande ab, die anderen setzten sich mit den Gewehren dort nieder und beobachteten uns. Daraufhin legten auch wir die Gewehre ins Boot und zeigten unsere Tauschwaren: Stangentabak, Streichhölzer, Tonpfeifen und Kaliko.

Erst einige zögernd und mißtrauisch, dann in Scharen drängten sie sich um die Boote mit ihrem Jams. Es waren riesige Knollen darunter; wir gaben dafür ein bis zwei Stangen Tabak oder Pfeifen. Streichhölzer und Kaliko fanden wenig Anklang.

Es waren meist schöne mittelgroße Männer von jedem Alter. Ihr Aus- **B. 16**
sehen war äußerst wild und unheimlich. Sie waren ganz nackt, nur um den Leib trugen sie einen ca. 20 cm breiten Gürtel aus Palmbast, den sie sich vielfach um den Leib gewunden hatten, so daß er wie ein dicker Ring weit vorstand. Um denselben banden sie zierlich geflochtene Bänder aus rot gefärbtem Gras, deren Enden als große Quasten zur Seite herunterhingen. Unter den Gürtel steckten sie das Ende des riesigen, auch aus rotgefärbtem Grase verfertigten Nambas. Dazu kamen noch kleinere Zierate, wie Ohrringe aus Schildpattspiralen, Bambuskämme, Armbänder und Halsketten aus kleineren Muschelringen.

Aber auf den schönen, trocken geschmeidigen Körpern saß ein Haupt, das wirklich an die Menschenfressergesichter in den Märchenbüchern erinnern konnte.

Ein hoher Wulst lag über den Augen und der Nasenwurzel und gab den Augen, die unstät und lauernd umherschossen, einen düsteren, stechenden Blick, der durch die bräunliche Färbung des Augenweißen nicht gemildert wurde. Die Nase ist etwas gebogen, die Flügel sind dick und breit und werden durch einen Stab aus Bambus oder Quarz noch breiter gedrückt. Die Oberlippe ist meistens kurz und deckt nur selten einen auffallend breiten Mund

mit mächtigem Gebisse. Man denke sich das ganze Gesicht von langen, struppig wolligen Haaren und ebensolchem Barte umgeben und mit einer schwarzen Fettschicht beschmiert, so hat man eine gute Vorstellung vom modernen Kannibalen.

B. 13 Wir waren anfangs auch nicht sehr geneigt, an Land zu gehen, und hielten unsere Gegenüber fest im Auge. Die wurden aber allmählich zutraulicher, vergaßen ihre Scheu und handelten mit uns, lärmend und vergnügt wie Kinder. Die geringste heftige Bewegung unsererseits aber ließ sie stutzen und zurückweichen. So ergriffen mehrere die Flucht, als ich hastig eine Tonpfeife ergriff, die vom Sitz hinunter rollen wollte.

Nachdem unsere Boote mit Jams gefüllt waren, wagten wir es, das Land zu betreten. Mißtrauisch und scheu wurden wir umstanden, jede unserer Bewegungen bewacht. Wir zeigten ihnen unsere Waffen. Schnelles Schnalzen, langgezogenes Pfeifen oder ein grunzendes „Whau" waren die Zeichen größter Bewunderung und Staunens.

Je größer die Patronen und die Kugeln, desto mehr Eindruck machten sie, und unsere Revolver betrachteten sie nur mit verächtlichem Achselzucken, bis wir je eine Lage damit schossen. Bei jedem Knall wandten sie sich erschreckt ab, dann lachten sie hell auf über ihre Angst, hatten von da an aber großen Respekt vor den „small fellow musquets".

Nach und nach wurden sie dreister, kamen näher und fingen an, uns zu betasten, erst mit der Fingerspitze, dann mit der Hand. Sie wollten alles sehen, unsere Patronentaschen, unsere Kompasse usw. Pfeifen und Schnalzen war jeweils das für uns ehrenvolle Resultat.

Als nichts weiter mehr zu bewundern war, wurden wir selbst die Objekte der Untersuchung, und nicht daran gewöhnt, war mir das anfangs recht peinlich. Es war noch durchaus erträglich, daß sie ihre dunklen Arme und Beine neben unsere helleren Glieder hielten, und daß sie, liebkosend und schnalzend über die weiche Haut, an der Innenseite der Arme streichelten. Als sie aber dann die Zähigkeit der Oberarme und Oberschenkel prüften und mit kennerartigem Drucke die Zartheit unserer Muskeln fühlen wollten, dabei unverständliche Worte wechselnd und heftig schnalzend — offenbar mit dem Befunde zufrieden —, wurde mir höchst unbehaglich und erst recht, als ich einen Kerl vor Gier heftig zittern und von einem Fuß auf den andern hüpfen sah.

In solcher Lage ist das Gefühl, zu zweien zu sein und eine Waffe zu haben, ausnehmend tröstlich. Mit der Zeit habe ich mich aber an derartige Prüfungen gewöhnt und unterwarf mich später ihnen ohne Widerstreben, jedoch mit Mißtrauen.

Während dieser peinlichen Untersuchungen hatten wir uns dem Waldrande genähert und konnten verstohlene Blicke auf die Weiber werfen. Sie hatten Grasschürzen um den Leib und eine merkwürdige Kopftracht aus gerollten Grasmatten. Alle beinahe hatten Kinder, die sie auf den Hüften trugen. Viele derselben hatten von dem andauernden Sitzen in der Feuchtigkeit und im Schmutz große eiternde Wunden an den Beinen und Schenkeln.

Man drängte uns aber von den Weibern bald wieder zurück und jagte diese in den Wald; nach einiger Zeit war der Strand einsam, wir kehrten auf das Boot zurück.

Gegen Abend kamen wieder einige Männer an den Strand. Vergnügt über den erhandelten Tabak tanzten sie einen Freudentanz, von einem Fuße auf den andern hüpfend, manchmal sich drehend, rauh, tief und eintönig dazu singend. Der Lärm und das laute, wiehernde Lachen tönte wild durch die Dämmerung. B. 13

Mit Einbruch der Nacht wurden sie ruhig und zerstreuten sich am Ufer, zündeten Feuer an und rösteten ihren Jams.

In der Ferne blitzte es, die Brandung tönte eindringlicher als sonst, das Schiffchen stampfte heftig, unruhig stießen sich die Ruderboote daran. In Stößen rauschte der Wind durch den Uferwald, dazwischen rollte der Donner. Wir fühlen uns einsam, das Wetter kommt näher. Regen? Sturm? Auf unserer Nußschale sind wir nur halb geborgen, wir löschen die Lampe und legen uns auf Deck. In die Nacht lauschend schlafen wir ein, bis ein heftiger Regen uns aufschreckt. Im Augenblick ist das Deck überschwemmt, wir ziehen uns in die Kabine zurück und verbringen in erstickender Luft, im engen Raume verkrümmt, eine unangenehme Nacht.

Am anderen Morgen waren wieder einige 20 Männer am Ufer. Es wiederholte sich der Auftritt des vorigen Tages. Zeitweise ziehen wir uns aufs Boot zurück. Die Leute werden aber zutraulicher, kommen ohne Waffen an den Strand. Wenn ihr Vorrat an Jams erschöpft ist, kehren sie in ihr Dorf zurück. Einen Augenblick der Ruhe benutzen wir, um auf dem schmalen, schlüpfrigen Pfade das hohe Ufer zu ersteigen. Halben Weges stoßen wir auf zwei alte Männer, die Jams tragen. Bei unserem Anblick zittern sie heftig, bleiben stehen und reden auf uns ein. Wir legen die Gewehre nieder und winken ihnen, näher zu kommen. Da werfen sie ihren Jams weg und fliehen in das Dickicht des Urwaldes. Wir kehren zurück, um niemanden zu reizen.

Am Abend kommen der Küste entlang von Süden her ein Trupp Eingeborener mit Jams. Sie nähern sich vorsichtig und schußbereit. Sie sind von einem anderen Stamme, der mit dem hiesigen Krieg führt. Sie kauern nieder, immer bereit aufzuspringen und mit schnellen scharfen Blicken den Waldrand bewachend. Einer von ihnen spricht ein wenig pidgin-english. Sie laden uns ein, zu ihnen zu kommen und Jams zu tauschen. Wir versprechen es für später. Da tönen Rufe aus dem nahen Wald. Im Nu springen sie auf und laufen weg. Georges will mit ihnen sprechen und eilt ihnen nach, den Karabiner in der Hand. Da schwingen sie drohend ihre Gewehre und verschwinden hinter den Felsen. Sie glauben, wir wollen auf sie schießen. So entstehen Mißverständnisse, die mit Schießereien und Mord endigen, wenn man sich nicht der größten Ruhe und Gemessenheit befleißigt.

Den ganzen Tag regnet es in heftigen Schauern; alles ist feucht, die Nacht ist dunkel und still. Wir seufzen in der Stickluft der Kabine.

Am Morgen kam Bourbaki zurück mit einer Schar Eingeborener. Wieder

werden wir betastet und bewundert. Ich lasse einige mit einer Vogelflinte schießen. Sie halten dabei das Gewehr weit vom Körper und schießen aufs Geratewohl.

Bourbaki erzählt, daß in einigen Tagen ein großes Schweineschlachten sein werde. Bis dahin seien alle Leute beschäftigt und der große Häuptling nicht zu sprechen. Er sei in seiner Hütte unsichtbar für jeden, außer für einen Jungen, der ihm das Essen bringt.

Wir landen einen Ziegenbock und zwei Schweine. Der Bock erregt maßloses Staunen, aber auch Furcht. Niemand wagt es, ihn zu berühren.

Bourbaki gelingt es, drei alte Männer an Bord zu locken. Ungeschickt besteigen sie die Boote, und ängstlich kauern sie sich auf dem Deck des Schiffes nieder, stumm, mit großen Augen.

Nur langsam verlieren sie die Scheu und mustern alles. Ein Kochtopf ist ihr Entzücken, schnalzend betasten sie die Bohlen und Bretter des Schiffs, ein inniges „Whau" wird beim Anblick der Kabine ausgestoßen, die ihnen ein Königspalast zu sein scheint. Wenn etwas ihre Begriffe übersteigt, zucken sie die rechte Achsel. Wir zeigen ihnen einen kleinen Spiegel. Es dauert lange, bis sie sich darin sehen können, dann lachen sie hell auf und zeigen sich die Zunge. Bald aber haben sie den eigentlichen Zweck des Spiegels als eines Toiletteninstrumentes erfaßt und fangen an, sich die Haare aus der Oberlippe zu rupfen. Dabei verwechseln sie links und rechts und werden ganz verwirrt.

Eine Uhr erregt resigniertes Achselzucken und macht keinen Eindruck. Geld möchten sie gerne sehen, sind aber enttäuscht; sie dachten sich das ganz anders. Selbst ein Goldstück läßt sie kalt, ein Fetzchen Papier ist ihnen viel lieber. Dagegen imponiert ihnen unser Vorrat an Patronen kolossal. Zucker essen sie nicht. Trotzdem wir ihnen voressen, glauben sie, es sei Gift und tragen ihn sorgsam in der Hand. Einzelne Streichhölzer stecken sie in den krausen Bart; Bilder sind ihnen unverständlich.

Wir lassen durch Bourbaki anfragen, ob wir dem großen Feste beiwohnen können, ob sie uns dann aufessen würden. Nach genauer Prüfung unserer Glieder lautet die Antwort beruhigend.

Nach einer Stunde verlassen sie uns wieder, zwar weniger ängstlich als sie gekommen, aber doch froh, das Schiff mit all seinem unheimlichen Teufelszeug verlassen zu können. Bourbaki macht sich über ihre Einfältigkeit lustig und kommt sich enorm gebildet vor, schwadroniert und renommiert; er ist aber selbst noch sehr roh und traut meinem Photographenapparat nur halb. „Der weiße Mann weiß zu viel," meint er gelegentlich.

Es regnet den ganzen Tag. Gegen Abend hellt es auf. Einige Eingeborene bleiben die Nacht über am Ufer. Sie machen Feuer und singen. Unsere Boys an Bord verhöhnen sie, ahmen ihren Gesang nach und fühlen sich weit erhaben über die wilden Buschleute. Und vor wenigen Jahren noch waren sie selbst nicht viel besser und werden, wenn sie in ihr Dorf zurückgekehrt sind, bald alle Zivilisation wieder abgestreift haben.



Ahnenhäuschen und Trommelgruppe am Tanzplatze in Atchin.

Die Ahnenhäuschen tragen als Firstbalken einen roh geschnitzten Vogel. Davor sind Steinaltäre, auf denen bei Opferfesten getanzt wird.

B. 17



Ein Tanzplatz auf Atchin.

Hinter mächtigen Feigenbäumen säumen Ahnenhäuschen, Opfertische und Trommelgruppen den Platz.

Allmählich wird es still, nur die ewige Brandung rauscht bald stärker, bald schwächer. Im Silberdufte der Nacht schaukeln die Boote hinter dem Schiff als dunkle Massen, und leichte Wolken treiben an den klaren Sternen vorbei. Wir schlafen auf Deck. Aber plötzlich weckt uns ein Platzregen, grollend retten wir uns in die enge Kabine.

An den folgenden Tagen zeigten sich die Eingeborenen nur selten. Sie waren mit den Vorbereitungen zu ihrem Feste beschäftigt.

Wir haben nichts zu tun, sitzen am Strande oder im Boot und rauchen. Fischfang und Jagd haben wir wegen Mangel an Fanggeräten und jagdbarem Vieh bald aufgegeben. Unter grauem Himmel, bei gebrochenem Lichte und Staubregen packt uns Langeweile, und diese löst allerlei unruhige Gedanken aus. Man bemerkt die Unbequemlichkeiten des Lebens, die man anscheinend zwecklos ertragen muß, man hat das Gefühl, seine Zeit zu verlieren, kostbare Tage zu vergeuden. Man wird reizbar und stößt sich an Kleinigkeiten, macht seinem Tatendrang durch unnützen Ärger Luft. Wenn mein Gefährte weniger mürrisch wäre. So aber fehlt die ruhige Plauderstunde abends bei einer Pfeife und einer Tasse Tee. Alleinsein wäre besser als diese Einsamkeit zu zweien.

Ich sitze auf dem Deck und lausche der Brandung. Oft tönt sie wie ein Schnellzug, der rasch vorbeibraust. Fernher streicht über das Meer der kühle Nachtwind, woher? Ich verstehe zum ersten Male jene Sehnsucht, die den Wind Kunde bringen läßt von der Heimat. Ist es Heimweh? Ich gebe mich den weichen fruchtlosen Träumereien ganz hin, sie beleben mir die drückende Einsamkeit der Nacht und die Farblosigkeit der Tage, helfen mir die Zukunft vergessen ob sie mir je anderes als diese halbe Tätigkeit bringen wird?

Wie üblich weckt uns ein Regenschauer aus dem ersten Schlafe, wir kriechen in die Kabine.

Es kamen einige klare Tage, dann ist die Stimmung anders. Das Boot rollt zutraulich im Morgenwinde, die Sonne glüht gelb und trocken. In prächtigen Kaskaden fällt der grüne Teppich des Urwaldes zum hellen Korallenstrand, an dem das Meer wie spielend plätschert. Es ist totenstill, nur manchmal lockt ferne im Dickicht ein Vogel. Dann tut es gut, im Sande zu liegen und zu vegetieren, ohne Gedanken, nur der Wonne des Seins hingegeben.

Zwei große Wildschweine kommen am Abend an den Strand und scharren aus dem Sande den Jams, den die Eingeborenen dort vergraben haben. Eine erfolglose Jagd zerstreut uns und gibt Bewegung. Wir entfernen uns jetzt ohne Angst recht weit vom Boote, denn die Eingeborenen sind alle oben in ihren Dörfern.

Herrliche Sonnenuntergänge beschließen klare Tage. Eine schwere Wolkenbank verdeckt die Sonne, unten scheint sie glühend sich mit dem Meere zu verbinden. Über sie hinaus schießen fünf hellgelbe Strahlen in den stahlblauen Himmel. Es ist wie eine jener alten Darstellungen Gottes in der Wolke. Dann löst sich alles in einem Feuermeer und bald ist es Nacht; die Sterne blitzen auf, zuerst das Kreuz des Südens. Halleys Komet ist noch schwach zu sehen.

Am Morgen ist es anders. Da ist der Himmel wolkenlos und durchläuft alle Farben, bis die hervorbrechende Sonne ihm leuchtendes Blau schenkt. Dann sieht man jeden Stein am Meeresboden, sieht die wunderbaren Korallenbänke, die bizarren Formen der einzelnen Gruppen, die gedämpften und doch feurigen Farben, Rosa, Violett und Gelb, das wie gediegenes Gold schimmert. Darauf liegen große blaue Seesterne; große Fische in leuchtenden Farben streichen langsam und wohlig mit leisen Schwanzschlägen durch die Klippen, kleine Fische schießen hastig, oft wie toll hin und her, einige schimmern in reinstem Blau. Alles atmet Wohlbehagen und Frieden.

Bourbaki kommt mit seinem jungen Bruder. Heute abend soll das große Fest beginnen. Ich frage ihn, ob sie viele Schweine zum Töten hätten. „Oh," meint er, „das hat jetzt nichts zu sagen, wir haben einen Menschen. Gestern haben wir ihn im Busch getötet, und heute abend werden wir ihn essen." Er sagte das mit der ruhigsten Miene der Welt, als ob er vom Wetter spräche. Ich mußte mir Gewalt antun, nicht von ihm wegzurücken, und sah ihm etwas unruhig ins Gesicht. Er blickte verloren ins Weite, als ob er schon jetzt am Mahle schwelgte, dann nahm er eine Kokosnuß und riß mit seinem tierischen Gebiß die Schale vom Kern. Sonst aber war er an dem Morgen recht vergnügt, dienstfertig und folgsam.

Am Mittag ging Bourbaki wieder weg, und während zweier Tage sahen wir keine Eingeborenen. Sie waren alle oben, im Dorfe beim großen Feste. Wir verbringen die Tage in dumpfer Ruhe. Grau, wie die See und der Himmel, deren Eintönigkeit nichts unterbricht, vergeht uns die Zeit. Leblos, wie versteinert, liegt der Strand und der Urwald, eine Kulisse, hinter der sich langsam schwere Regenwolken heranschieben. Wie ist man doch von der Umgebung abhängig! Ein Sonnenstrahl, der Leben in die Gegend bringt, hebt auch unsere Stimmung im Nu, daß wir freudiger atmen.

Am dritten Tage kam Bourbaki zurück, etwas müde und abgespannt, aber sichtlich befriedigt. Einige Freunde begleiten ihn. Er bringt eine Botschaft vom Häuptling, die uns sehr erfreut. Der Häuptling läßt sagen, daß er uns wohl gesinnt und nicht abgeneigt sei, uns Boys zu verschaffen. Er sei aber jetzt noch im Dorfe beschäftigt und werde erst in zehn Tagen ans Meer kommen, um uns zu besuchen. Bis dahin mußten wir uns gedulden.

Um die zehn Tage auszunützen, beschlossen wir, sofort nach Tesbel-Bai im Süden zu segeln, um dort unser Glück im Werben zu versuchen. Wir hatten auch von dort einen Boy, Macao, an Bord, durch den wir zum Ziele zu kommen hofften. Bourbaki, der in den wenigen Tagen, die er zu Hause zugebracht hatte, etwas verwildert war, bekam Urlaub bis zu unserer Rückkehr. Er sollte in der Zeit tüchtig für uns agitieren. Er schien über diese Ferien hoch erfreut zu sein, wir waren daher um so erstaunter, als er kurz vor unserer Abfahrt an Bord zurückkehrte und sich ohne Erklärung nützlich machte. Wir sahen darin ein Zeichen seiner Anhänglichkeit und verziehen ihm gerne seine nicht seltenen Unmanierlichkeiten.

Der Wind war unserer Fahrt sehr ungünstig. Die ganze Nacht kreuzten

wir, ohne vorwärts zu kommen. Regenschauer strichen über die See, dann wieder regte sich kein Hauch. In der Höhe aber trieben schwarze, zerrissene Wolken nach Westen, da und dort sahen wir einige Sterne in voller Stärke. Das Deck ist beengt durch zahlreiche Gegenstände und Kisten; man weiß noch weniger als sonst, wo man sich aufhalten soll, wenn man nicht in der Kabine ersticken will.

Wenn kein Wind weht, pfeifen ihn die Boys herbei, eintönig, unermüdlich und sind völlig überzeugt, daß sie es waren, die den nächsten Luftzug herbeiriefen.

Ein dicker Alter singt stundenlang in Fistel in drei Tönen. Es ist unausstehlich einfältig und aufregend, aber man kann den armen Teufel doch nicht dieses hohen Kunstgenusses berauben.

Man ist feucht, unruhig, übernächtig und versucht auf alle möglichen Arten zu schlafen, mit keinem Erfolge. Am nächsten Abend endlich sind wir am Eingang einer Bai. Das Ruderboot muß uns zu unserem Ankerplatz remorkieren, denn der Wind ist wieder gefallen; Bourbaki jauchzt und legt sich mächtig ins Ruder, die anderen anfeuernd.

Tesbel-Bai ist eine hübsche Bucht, eingerahmt von hohen Korallenfelsen, von denen große Blöcke abgebrochen sind, in malerischer Unordnung am schmalen Strande liegend. Weiß schäumt zwischen den Felsen die Brandung; wo nur eine Handbreit Boden ist, sproßt üppiges Grün.

Hinter den ebenen Plateaux von Korallenkalk steigen die runden Hügel einstiger Vulkane auf, teils von hohem, gelblichem Grase bestanden, teils mit Urwald überzogen. Wir sehen in ein flaches Tal, das sich weit ins Innere, bis an den Fuß eines hohen Berges verfolgen läßt, dessen Haupt immer eine Regenwolke verdeckt. Ein Flüßchen mündet zwischen hohem Schilf hinter einer Sandbank ins Meer. Spät noch brach die Sonne durch und bot uns ein lieblich friedliches Bild, nach dem vorigen düsteren Ankerplatz eine wohltuende Abwechselung, und versprach uns einen angenehmen Aufenthalt. Vielfach steigt aus dem Walde blauer Rauch; er kommt von den Feuern der Eingeborenen.

Am Ufer waren zwei halbbekleidete Männer. Ich engagierte sie für den nächsten Morgen, um mich von ihnen zu den Dörfern im Innern führen zu lassen.

Bourbaki und sein Freund Macao marschieren ab, fröhlich winkend, um die Nacht im Dorfe Macaos zu verbringen.

Nach Sonnenaufgang lasse ich mich ans Ufer rudern, um ins Innere zu gehen. Halbwegs sehe ich Macao am Strande, der wie ein Besessener sich geberdet, schreit und winkt.

In Hörweite ruft er mir zu: „Bourbaki ist tot, kommt und helft mir." Ich nehme ihn ins Boot und fahre nach dem Schiff zurück. Macao zittert am ganzen Leibe, stößt wilde Verwünschungen aus, stöhnt, sinkt weinend zusammen. Zwischen die Finger der Linken hat er seine Patronen geklemmt. Es ist nichts Vernünftiges aus ihm herauszubringen. Alles, was er sagen

kann, ist, daß man gegen Morgen Bourbaki erschossen habe, und daß er selbst geflohen sei.

Wir nehmen an, daß Bourbaki sich irgend etwas habe zuschulden kommen lassen, immerhin halten wir es für nötig, wenigstens seinen Leichnam zu holen. Genugtuung zu erhalten konnten wir kaum erwarten.

Macao sagt, das Dorf sei ganz nahe. Wir bewaffnen uns und die Boys; nach zehn Minuten landen wir.

Den Jüngsten, einen Vierzehnjährigen, lassen wir zurück; er soll sich mit dem Ruderboote nahe am Ufer halten. Sein älterer Bruder, ein großer Kerl, zieht ebenfalls vor, im Boote zu bleiben. Wir lassen ihn zurück und sind noch fünf Mann. Macao geht voraus, auf schmalem Pfade in den Urwald, wir folgen, scharf links und rechts spähend.

Es war ein unangenehmer Moment, dieser erste Schritt ins Dickicht, aus dem wir jeden Moment einen Überfall erwarteten, und ich kann es dem dicken Sänger nicht zu sehr verübeln, daß er zurückblieb und „das Ufer bewachte". Wir ließen ihn laufen, denn wir durften keine Zeit verlieren und mußten möglichst rasch im Dorfe erscheinen, bevor die Mannschaft dort sich durch Zuzug aus anderen Dörfern verstärken konnte.

Der Weg war sehr schlecht: schlüpfrige Abhänge, wild verknotete Wurzeln, Steine, Bäche, hohes Gras. Wir hatten genug zu tun, auf den Boden zu achten, und waren nur wenig auf unserer Hut. Wir beruhigten uns damit, daß die Eingeborenen nicht gut schießen und uns jedenfalls zuerst durch einen Fehlschuß auf ihre Gegenwart aufmerksam machen würden.

Gegen einen Schuß aus der Nähe, aus einem Gebüsch am Wegrande, waren wir allerdings nicht gesichert; doch hofften wir, Macao werde mit seinem scharfen Auge alles Verdächtige erkennen.

Wir gingen eine Stunde, ungeduldig fragten wir Macao, wie lange es noch dauern werde, er meinte regelmäßig: „Wir sind gleich dort."

Nach eineinhalb Stunden schnellen Gehens wurde uns die Sache aber recht ungemütlich. Wir hatten keine Ahnung, was wir treffen würden, ob ein ruhiges Dorf, eine einzelne Hütte oder eine gerüstete Kriegerschar, und wenn wir zum Rückzug gezwungen würden, wäre derselbe bei seiner Länge und der Ungeschicklichkeit des Weißen im Urwalde jedenfalls verderblich geworden.

Aber wir hatten uns einmal in das riskierte Unternehmen gestürzt, es galt, es zu Ende zu führen.

Unvermutet traten wir nach zwei Stunden auf einen Dorfplatz. Ein Dutzend Männer und ein halbes Dutzend Weiber standen und kauerten herum, offenbar in Erwartung irgendeines Ereignisses. Die Gegenwart der Weiber zeigte uns sofort, daß hier die Stimmung friedlich sei. Wir boten guten Tag. Ein älterer Mann, ein Verwandter Macaos, schloß sich uns an, wir folgten den beiden durch eine enge Schlucht.

Wieder langten wir plötzlich auf einem Dorfplatze an. Etwa 30 Männer standen dort stumm und verlegen mit ihren Flinten.

Macao sprach mit ihnen, sie legten die Gewehre zu Boden und führten uns zu zwei Hütten abseits. Dort lag Bourbaki tot auf dem Rücken, er hatte vor einer Hütte gesessen, als man ihn von hinten, à bout portant erschossen hatte. Die Kugel durchbohrte ihn und grub sich noch tief in die Erde. Bourbaki war aufgesprungen, hatte offenbar fliehen wollen, war aber nach einigen Schritten zusammengebrochen und jedenfalls sofort gestorben. Sein Gewehr und seine Patronen fehlten.

Die Männer umstanden uns und sprachen heftig auf uns ein. Wir verstanden sie nicht, aber offenbar hatten sie keine feindlichen Absichten. Wir bedeuteten ihnen, sie sollten Bourbaki begraben, was sie auch sofort begannen; mit gespitzten Stöcken gruben sie in kurzer Zeit in der weichen schwarzen Erde ein Grab.

Dann verlangten wir das Gewehr und die Patronen Bourbakis und fragten nach den Mördern. Es sollten ihrer zwei gewesen sein. Nach einiger Beratung entfernten sich einige Männer, darunter ein prächtiger, weißhaariger Greis, noch nach alter Sitte mit Bogen, einer Handvoll feiner, vergifteter Pfeile mit Knochenspitze und der großen Keule am Tragbande bewaffnet.

Nach ungefähr einer halben Stunde kamen sie zurück; zwei Männer drückten sich scheu auf den Dorfplatz und standen abseits. Die Eingeborenen hockten unentschlossen herum, leise zusammen sprechend, bis uns einer am Ärmel zupfte und uns auf die zwei Männer zuführte. Wir verstanden, daß diese die zwei Mörder seien und griffen jeder einen. Sie wehrten sich nur wenig. Es erhob sich aber ein allgemeiner Tumult, die Eingeborenen sprachen wild durcheinander, einige fluchten den Missetätern und bedrohten sie mit den Gewehren, andere, ihre nähere Verwandtschaft, wollten sie nicht ausliefern. Wir sagten ihnen aber, daß wir mit der Auslieferung der Schuldigen uns zufrieden erklären wollten, andernfalls würden wir das Kriegsschiff benachrichtigen, das dann am ganzen Dorfe Rache nehmen werde. Da mein Gefangener sich sträubte, fesselte ich ihn. Noch damit beschäftigt, höre ich einen Schuß, alle Männer stehen mit den Gewehren schußbereit da, und schon dachte ich, der Friede sei zu Ende, als mir Georges zurief, der andere Gefangene sei entflohen. Er hatte die Unterhandlung von Georges mit den Eingeborenen benutzt, um sich loszureißen und im Walde zu verschwinden. Ein Schuß hatte ihn nicht aufgehalten.

Die Stimmung wurde aber jetzt derartig erregt, daß wir es fürs Beste hielten, uns zurückzuziehen. Wir führten also den Gefangenen ab und kehrten nach der Küste zurück. Einige Eingeborene folgten uns. Als wir das Dorf verließen, brachen die Verwandten des Gefangenen in lautes Wehklagen aus; sie dachten, wie auch der Gefangene Belni selbst, wir würden ihn auf dem Schiffe verzehren oder auf irgendeine Weise zu Tode martern. Belni zitterte am ganzen Leibe, war weich und weinerlich wie ein gestraftes Kind und völlig resigniert. Er fragte anhaltend Macao, was wir nun mit ihm tun würden. Macao hat ihm jedenfalls die Hölle heiß gemacht, denn er war wütend und wollte um jeden Preis seinen Freund Bourbaki rächen.

Einstweilen ließen wir Belni im Schiff einsperren und teilten dann dem Dorfe mit, daß wir die Auslieferung des Flüchtlings, das Gewehr und die Patronen Bourbakis und zwei Hauerschweine bis Mittag des anderen Tages verlangten. Wir lernten dabei auch die Ursache des Mordes kennen: Belnis Bruder hatte sich mit einer Frau des Häuptlings eingelassen und war von diesem zur Zahlung einiger Schweine verurteilt worden. Er war aber arm, hatte keine Schweine und wollte seine Schuld daher, nach hier allgemein üblicher Sitte, durch Töten eines Mannes sühnen. Der unglückliche Bourbaki kam ihm gerade gelegen, und er stiftete darum Belni an, ihn zu ermorden. Die Brüder plauderten während der ganzen Nacht mit ihrem Opfer und Macao, ließen sich von ersterem sein Gewehr zeigen und spielten damit. Als Macao sich einige Augenblicke entfernte, benutzten sie die Gelegenheit, Bourbaki von hinten zu erschießen und flohen dann. Damit war die Schuld gegen den Häuptling gesühnt. Eine merkwürdige, kaum verständliche Sühne.

Nun sich die erste Aufregung gelegt hatte, überkam unsere Boys, auch die zwei, die sich am Morgen mutig gezeigt hatten, die Furcht. Trotzdem sie auf dem Wasser in völliger Sicherheit waren, dachten sie sich allerlei Racheakte aus, welche die Verwandten Belnis uns antun konnten; z. B. fürchteten sie, diese könnten in der Nacht einen Sturm herzaubern, der uns stranden machen würde. Wir lachten sie aus, aber sie ließen es sich nicht ausreden. Macao meinte, sein Vater im Dorfe werde aufgegessen usw. Wir selbst waren auch nicht in guter Stimmung, denn durch das Ereignis war unsere Werberei bei den Big Nambas zu Ende. Nach hiesiger Anschauung würde der Häuptling uns für die Ermordung Bourbakis verantwortlich machen und uns nach dem Leben trachten, wenn wir ihn nicht durch große Geschenke befriedigen könnten. Hier in Tesbel-Bai war unseres Bleibens nicht mehr, zumal die Diener nur mit Mühe dazu gebracht werden konnten, ans Ufer zu fahren und Wasser und Feuerholz zu holen. Wir behielten uns die Entscheidung für den folgenden Tag vor.

Am Abend holten wir Belni aus dem Schiffsraume. Er erschien, wehmütig und weinerlich, war sich aber offenbar keines Fehlers bewußt. Er hatte eben einen Mann getötet, aber das schien ihm doch eher eine Ehre als eine Schande. Die Boys scheuten ihn sichtlich, nur Macao fütterte ihn, kauerte vor ihm nieder, wilden Haß im Auge, und stieß leise Drohungen aus. Eiskalt, grausam, mit stierem Blick und zusammengekniffenen Lippen, ähnlich einer Giftschlange, quälte er Belni, der sich wehmütig verteidigte, verlegen mit dem Jams spielend, dem Macao ihm gegeben, von einer dunkeln Ecke in die andere blickend. Es war so unheimlich grausam, daß ich Belni wieder einsperren ließ; dann wachten wir die Nacht durch, denn Macao wollte den Gefangenen töten.

Es war eine helle, trockene Mondnacht. Einer der Boys wand sich in Bauchweh auf dem Deck, wir konnten ihm nicht helfen; sie glaubten alle, er sei von den Verwandten Belnis krank gezaubert worden, und wollten sofort wegsegeln. Den nächsten Morgen verbrachten wir an Bord in Er-

wartung der Eingeborenen. Sie erschienen ca. 20 Mann stark, aber ohne den Flüchtling von gestern; sie behaupteten, der Schuß hätte ihn getroffen, und in der Nacht sei er gestorben. Das konnte sein, und da wir doch nichts gegen das Dorf unternehmen konnten, gaben wir uns zufrieden. Die Flinte und die Patronen brachten sie uns zurück und zwei große Schweine. Damit, sagte der Häuptling, hoffe er, unsere Ansprüche an ihn selbst befriedigt zu haben, und von jetzt an hätten wir es nur noch mit den beiden Mördern zu tun.

Da wir den guten Willen der Leute erkannten, erklärten wir uns zufrieden gestellt und kehrten an Bord zurück. Die Schweine wurden zu Belni gesperrt, nach einigem Quieksen und Geschrei scheinen sie sich ganz gut vertragen zu haben; dann lichteten wir die Anker und fuhren nach Norden bei einem Winde, der uns in vier Stunden den Weg machen ließ, zu dem wir vorher 24 Stunden gebraucht hatten. Vor Kälte schauernd verbrachten wir eine eiskalte Nacht; es war zwar immer noch etwa 20 ° C.

Georges beschloß nach Hause zu fahren, weil wir fürchteten, unsere Boys würden Belni ermorden, hatten sie doch mehrmals, wenn besonders hohe Wellen kamen, gefragt, ob sie ihn jetzt nicht ins Meer werfen dürften.

Die Rückkehr geschah schnell, aber bei hoher See. Die Wellen schlugen donnernd über das Boot, wir waren völlig durchnäßt; in der Kabine schwammen Wolldecken, Tabak und Kochgeschirr in wirrem Knäuel im Meerwasser.

Wir trösteten uns im Gedanken, daß wir bald zu Hause und im Trockenen sein würden. Reinlichkeit und Bequemlichkeit lockten ungemein nach den vierzehn Tagen, die wir auf dem kleinen Kahne zugebracht hatten.

Es lag für uns zwar gar kein Grund vor, von unserer Werbereise befriedigt zu sein, aber solche erfolglose Fahrten gehören zum Handwerk. Übrigens planten wir eine zweite Reise zu den Big Nambas, um den Häuptling zu besänftigen.

Inzwischen begrüßten wir mit Freude die ewig von Regenwolken bedeckten Küsten von Espiritu Santo und brachten unseren Gefangenen heil ans Land. Was mit ihm geschehen sollte, war noch unbestimmt. Einstweilen sollte er auf der Plantage arbeiten. Bei der Ankunft sahen wir, daß das alte Schiff zum vierten Teil voll Wasser gelaufen war, daß wir also nur noch wenige Stunden uns hätten über Wasser halten können. Daß wir dies nicht schon unterwegs gemerkt hatten, war in diesem Falle sehr angenehm gewesen.

Fünftes Kapitel.
Dao.

Nach der Rückkehr von dieser Reise stand das Problem, vom Canal du Segond in ein günstigeres Arbeitsgebiet zu kommen, nur desto dringender vor mir. Die einzige Hoffnung, die sich zeigte, war die eventuelle Ankunft des Paters von Port Olry, im Norden von Santo, mit seinem Kutter, in dem er gelegentlich Fahrten zu seinem Kollegen unternahm. Er tat das alle paar Monate, und es war mein Glück, daß er zufällig nach etwa 14 Tagen durch den Kanal segelte und bei dem dortigen Missionar ankerte. Ich machte ihm meinen Besuch und besprach meine Lage mit ihm. Er riet mir, mit ihm nach Dao zu fahren, wo er sich zur Reparatur seines Kutters einige Wochen aufhalten müsse, und später mit ihm nach Port Olry zurückzufahren. Ich ergriff diese Gelegenheit, aus der verlorenen Ecke des Canals du Segond kommen zu können, mit Begierde. Das meiste meines Gepäcks mußte ich zwar zurücklassen, aber der Kapitän der „Marie-Henri", des Segelschiffs der Vermessungsexpedition, das öfters nach Norden fuhr, versprach mir, meine Habseligkeiten in Port Olry in kurzem zu landen.

Während wir auf günstigen Wind warteten, brach eines Nachts das stärkste Gewitter los, das ich je in den Inseln erlebt habe. Von Sonnenuntergang bis zum Morgen folgte ein Donnerschlag dem andern, und die einzelnen Blitze waren oft kaum mehr zu unterscheiden. Dazu prasselte ein ungeheurer Regen nieder; der Wald grollte dumpf, man hörte die Äste brechen, und unter dem Wellblech des Hauses war ein Gespräch fast unmöglich. Bald flossen ganze Ströme am Hause vorbei, und von fern hörte man den Sarakatta rauschen. Am Morgen stand das Haus mitten in einem See, die Pflanzung war verwüstet und der ganze Kanal gelb gefärbt.

Man sah, wie der Sarakatta große Stämme, ja ganze belaubte Bäume weit ins Meer hinaus trieb. Erst am folgenden Tage gelang es, durch den verwüsteten Wald den Fluß zu erreichen. Der tobte wie ein Wildbach in seinem engen Kanale und schwoll erst nach mehreren Tagen wieder ab; auch das Meer klärte sich nur langsam.

Wir segelten ab; allein bei dem ungünstigen Winde brauchten wir zu der kurzen Fahrt fast zwei Tage. Da das Schiff durchaus nicht mehr seetüchtig war, begrüßten wir Dao mit Erleichterung. Dao ist ein kleines Eiland, Malekula im Nordosten vorgelagert. Wenn man der graugrünen, leblosen Küste von Malekula entlang segelt, berührt der Anblick von Dao wie ein



Tanzplatz auf Vao.

Unter dem Schatten der Feigenbäume befinden sich Opfertische und Trommelgruppen, neben denen mehrere hundert an Gerüste aufgehängte Schweinekiefer vom Reichtum des Dorfes zeugen.

B. 19



Hofzaun auf Vao.

Aus niederen Mauern und hohen Rohrwänden bestehend. Man erkennt, wie die Wege zwischen solchen Wänden durchführen. In den Höfen pflanzt man farbige Krotonbüsche, die den Anblick durch grelle Farben beleben.



Strand von Vao.

Hinten sieht man Malekula, auf dem feinen Sande spielen Knaben um ein Kanoe mit zierlichem Segel. Hinten links ein Bootshaus.



Korallenplatte, für einen Opfertisch bestimmt,
auf einem Transportschlitten, bestehend aus zwei Kufen und Querstangen. Als Zugstränge dienen starke Lianen, an denen etwa 100 Mann zogen.



Opfertische aus Korallenplatten,
an der Peripherie der Tanzplätze in Vao errichtet, dahinter Hofmauern und links Bambuswand.



Männerhaus in Vao.

Sehr sorgfältig gebaut, von einem Kreise von verästelten Baumstrünken umgeben. Am Giebel ist ein Vogel angebracht; vorn und hinten bilden riesige Korallenplatten die Schwelle, rechts sind an einem Gerüst zahlreiche Schweinekiefer ausgestellt.

B. 22

Sonnenstrahl, der durch feinen Wolkenschleier durchbricht und freudige Stimmung in die Gegend bringt. Dieser Stimmungsänderung wird man nur allmählich gewahr, wie man einen lauen Frühlingshauch erst spät entdeckt, und prosaische Gemüter, verwetterte Kapitäne und alte Hebridensegler, werden wohl kaum mehr empfinden als einen besseren Appetit und größeren Durst. Es ist nicht leicht, zu erkennen, was dem kleinen Flecken Erde die wunderbare Gabe verleiht, den Reisenden aufatmen zu lassen, wie wenn er von drückender Enge befreit würde, denn von ferne zeigt sich Vao, wie alle jene zahllosen Inseln und Inselchen des Archipels: ein grüner Schaum, der auf den weißen Brandungsstreifen zu schweben scheint, und von nahem bietet sich der helle Strand, begrenzt vom dichten Urwalde, wie allenthalben. Aber was den Reisenden anderswo bedrückt, wehmütig, ja traurig stimmt: die ewige Einsamkeit und Leblosigkeit der Gegend, wo die Natur alle ihre goldene Schöpfungskraft allein auf die Pflanzenwelt ausgegossen und Mensch und Tier vergessen zu haben scheint, diese Starrheit ist hier gehoben, und eine wohlige Daseinsfreude umgibt als ein feiner Duft alles, was das Auge erfaßt, und hebt die Schöpfungen der Natur zu doppelter Bedeutung und Schönheit. Was die Entdecker von der paradiesischen Lieblichkeit der Südseeinseln berichtet haben, scheint hier erhalten; es wärmt die Seele, wie die leise Erinnerung an einen schönen Traum, wie ein Abglanz jener überreichen Vorstellung, die jeder von den Gefilden der Seligen hegt und nährt. Kaum einer, der jenem Einfluß sich hingibt, wird dessen Grund suchen. Er wird vielmehr eilig sich ans Ufer rudern lassen und ins Dickicht dringen, getrieben vom unklaren Wunsche, ein Wunderding zu finden.

Erst später, nach halbgesättigter Neugier, gibt man sich Rechenschaft, daß der Zauber der Gestade von Vao auf dem reichen, emsigen Leben beruht, das die ganze Insel durchdringt. Vao ist wohl der am dichtesten bevölkerte Ort der Neuen Hebriden; 500 Seelen, auf einer Insel 1½ km lang und 1 km breit, genügend, um überall menschliche Tätigkeit erkennen zu lassen, und dieses Leben, dieses sorglose fröhlich-träge Dasein ist es, das Vao dem Besucher wie ein befreundetes Haus erscheinen läßt, das Jauchzen und Spielen der Bewohner ist es, das den Reisenden einlädt, sich hier auszuruhen, sein Zelt aufzuschlagen und sich wieder unter Menschen zu fühlen, auf bewohnter Erde, nach der starren Einsamkeit, die aus dem dichten Urwalde anderswo ihn erkältet, als ob ein kühler, feuchter Lufthauch aus dem Blättermeer ihm entgegenwehte. In Vao sind Hütten und Herdfeuer und lebhafte Menschen, deren Lebenswärme wie milder Sommerwind den Fremden umspielt, seine Einsamkeit hebend und Freude bringend.

Etwa siebzig Auslegerboote von allen Größen liegen am Strande. Es **B. 20**
sind Einbäume, durch Querstangen mit dem Schwimmer verbunden, der sie vor dem Umkippen schützt. An der Spitze tragen sie einen geschnitzten Reiher, wahrscheinlich ein halb vergessenes Totemzeichen der Eingeborenen. Je nach dem sozialen Grade des Besitzers ist die Schnitzerei mehr oder weniger reich ausgeführt, und streng wird darauf geachtet, daß keiner sein Boot mit einem

Schnitzwerk ziert, das seinem Range nicht entspricht. Dazu kommen noch kleine Querstäbe, die am Vorderteil befestigt werden, und deren Zahl sich ebenfalls nach dem Range und der Bedeutung des Besitzers richtet. Unter besonderen Schutzdächern, im Schatten des Uferwaldes sind einige große Segelboote europäischer Fabrikation zu sehen, welche die verschiedenen Sippen sich gekauft haben, und in denen die Männer weite Reisen nach den großen Nachbarinseln Espiritu Santo, Aoba, Ambrym usw. unternehmen, um Schweine einzuhandeln. Sie ersetzen die alten Kriegsboote, riesige, aus mehreren Stücken zusammengesetzte Pirogen, die 30—40 Mann zu tragen vermochten, und in denen blutige Beutezüge ausgeführt wurden. Denn die Bewohner Vaos waren regelrechte Piraten und überall gefürchtet, weil sie, unvermutet am Morgen vor einem Dorfe landend, die Bewohner überraschten, töteten und mit reichem Raube zurückkehrten. Aber europäischer Einfluß hat diesem Sport ein Ende bereitet, und mit Einfuhr europäischer Boote sind auch die großen Fahrzeuge verschwunden und ungepflegt am Ufer verfault. Ihre Nachfolger, die noch aus alter Tradition wie die Kriegsboote für die Weiber tabu sind, dienen lediglich friedlichen Handels- und Vergnügungsfahrten.

Am frühen Morgen ist der Strand leer, einige Stunden nach Sonnenaufgang belebt er sich. Truppweise, je eine Sippschaft zusammen, kommen die Bewohner ans Ufer. Nahe am Strande teilt sich der Pfad, einer ist für die Weiber, der andere für die Männer. Letzterer führt zu einem der Bootshäuser; dort lassen sich die Männer nieder, strecken sich im warmen Sande,
B. 29 rauchen und schwatzen. Die Weiber ihrerseits, beladen mit Kindern und Körben, hocken im Schatten der knorrigen Bäume, die ihre stammartigen Äste wagerecht über den Strand breiten und so ein natürliches Schutzdach
B. 20 gegen Regen und Sonne bieten. Die halbwüchsigen Burschen verteilen sich am Ufer. Sie sind noch zu lebhaft, um am beschaulichen Faulenzen der Älteren Geschmack zu finden. Dorfklatsch und wichtige Beratungen interessieren sie wenig; sie spielen zwischen den Booten, waten am Ufer, suchen Muscheln oder fahnden zwischen den Korallenklippen nach Fischen.

So vergeht ein Plauderstündchen in wohliger Nacktheit, denn die Männer tragen nur einen breiten Rindengürtel um die Hüften und die Weiber eine kleine Schürze aus geflochtener Grasmatte. Die Kinder sind ganz nackt, wenn man nicht Armbänder und Ohrringe zur Kleidung rechnen will. Die Sonne hat den Sand angenehm gewärmt; nach kühler Nacht tut das doppelt wohl, eine leichte Brise kühlt die Hitze der Atmosphäre. Hier und da badet eine Mutter ihren Säugling im Meer und spült ihn sorgsam, daß seine kupferbraune Haut in der Sonne glänzt; und der kleine Wurm scheint an der Prozedur großes Behagen zu finden und strampelt fröhlich in dem Elemente, das ihm später beinahe zur zweiten Heimat werden soll.

Hat man sich genügend ausgeruht und den Entschluß gefaßt, so bereitet man sich gruppenweise zur peinlichen Arbeit. Es gilt, über den etwa 1000 m breiten Meeresarm nach dem Festlande zu rudern, wo die Pflanzungen sich

befinden, vom Urwalde gegen die Ostwinde geschützt, und dem Besucher bietet sich nun der reizendste Anblick, den der Strand Daos gewähren kann.

Ebbe und Flut treiben das Wasser so heftig durch den Meeresarm, daß eine Strömung entsteht, die einen starken Fluß vortäuschen kann. Weht der Wind der Strömung entgegen, so wirft er kleine, lebhafte Schaumkronen auf, deren blendendes Weiß auf dem reinen Blaugrün des Meeres hinzuhuschen scheint. Gelblich schimmern die Untiefen durch das klare Wasser, während sich die Korallenriffe als purpurne und violette Flecke zeichnen, ein Anblick, der immer wechselt, immer in neuen Nuancen spielt und trotz der vielfältigsten Farben nie der Harmonie und Lieblichkeit entbehrt. Am Festland trennt der helle Strandstreifen das braungelb schimmernde Grün des Urwaldpolsters vom Meeresblau, ein klarer, wolkenloser Himmel wölbt sich über das Ganze, beleuchtet die braunroten Leiber der Menschen, die sich jetzt an den Booten zu schaffen machen und mit ihren roten Tüchern und Matten die Farbenpracht des Anblicks vollenden.

Mit plötzlichem Eifer haben die Weiber die Boote erfaßt und ans Wasser geschoben; die jungen Mädchen, schlank, kräftig und schmiegsam wie Jünglinge, die Mütter und Alten, etwas steifer, beschwert durch mindestens ein Kind, das sie in einem Tuche auf der Hüfte oder auf dem Rücken tragen, während ein größeres sich an das klammert, was unsere Röcke ersetzt. Man lacht hin und her, neckt sich mit den Männern, die unberührt der Arbeit ihrer Frauen zuschauen, nur dann und wann eine helfende Hand bietend. Man holt aus dem Schuppen und den Verstecken am Ufer die zierlichen Segel, dreieckig, aus Palmbast, durch Bambusstangen gestützt, und bindet sie auf den Fahrzeugen fest; dann stößt man vom Lande und schwingt sich, hochgeschürzt, in das enge Boot, das kaum erlaubt, die Füße nebeneinander zu stellen. Die kleinen Säuglinge sitzen auf dem Schoß der Mutter oder hängen an ihrem Rücken in bedenklicher Nähe des Wassers, in das sie mit den großen, dunklen Augen hinabblicken. Was kaum gehen kann, macht sich dagegen wichtig, mit Schreien oder indem es den Alten im Wege ist. Gruppenweise fahren die Boote ab, Rufe tönen hin und her, dann bewegt sich die kleine Flotille, von den kräftig rudernden Weibern getrieben, dem Ufer entlang, gegen die Strömung, um ihr möglichst viel Weg abzugewinnen. Manchmal watet noch ein Bursche durchs Wasser und setzt sich zu einigen Freundinnen ins Boot, vor sie hin und ihnen den Rücken kehrend, wie es die Etikette verlangt. Dann ist die Landzunge erreicht, wo der frische Wind in die Segel fährt und die Boote schnell voran treibt.

Zehn bis fünfzehn Boote gleiten über das helle Meer, wie große, gelb- B. 10
braune Vögel mit den zweispitzigen Segeln. Die kurzen Wellen spritzen am Boot in die Höhe. Eine Frau steuert, die anderen schöpfen mit Kokosschalen das Wasser aus dem Fahrzeug — eine Danaidenarbeit — manchmal hebt sich ein Ausleger aus dem Wasser, das Boot droht zu kippen, aber blitzschnell haben sich die Frauen auf die Verbindungsstangen geworfen und das Gleichgewicht wieder hergestellt.

In wenigen Minuten ist der Kanal durchquert, und die Boote fahren in die zerklüfteten Korallenriffe am Festland, die Insassen springen heraus und tragen die Boote auf den sicheren Strand.

Einige Nachzügler, gewichtige Männer, die durch Staatsgeschäfte zurückgehalten wurden, und ledige Burschen, die noch für niemand zu sorgen haben, folgen später; auf Dao bleibt nur eine Schar Knaben und was sonst von der regelmäßigen Arbeit abgehalten ist.

Zuvorkommend, wie die Leute hier sind, nimmt uns ein Bursche gerne in sein Boot und bringt uns ans andere Ufer, und seinem Geschick allein ist es zu danken, wenn wir nicht umkippen.

Schmale Pfade, beidseitig von undurchdringlichem Urwalde begrenzt, führen über die Korallenblöcke zu den Pflanzungen auf der Höhe. Bei einigen Kokospalmen hält der Führer und klettert behende an dem schlanken Stamm zu der Krone, mit den Füßen sich am Stamm haltend, wie wenn er eine Leiter erstiege. Drei schwere, grüne Nüsse fallen dumpf zur Erde. Mit einigen geschickten Messerhieben werden sie geschält und geöffnet und die erfrischende, säuerlich schmeckende Milch in ihrem natürlichen Becher wird mir dargeboten als ein Gastgeschenk.

Seitenpfade führen vom Weg zu den Pflanzungen. Jedes Individuum besitzt ein Stück Land, aus dem es seinen Lebensunterhalt ziehen kann. Da sind fleischige Bananen, mit den großen saftigen Blättern, Yams spinnt an korbartigem Geflecht empor und bildet farbige Blumenkörbe. Dazwischen sind Kokospalmen, Brotfruchtbäume, rotblühende Crotonsträucher und starkduftende Kräuter. In dieser grünen Fülle verbringt der Eingeborene den Tag, ein wenig arbeitend, viel faulenzend. Er schießt die großen Tauben und die kleinen Papageien und verzehrt sie als willkommene Zugabe zum gerösteten Yams beim vorläufigen Mittagsmahl.

Gegen Sonne und Regen sind Schutzdächer errichtet, wo sich um Mittag alles versammelt und ißt — und schwatzt. Vor langer Zeit waren hier Dörfer. Ein riesiger, jetzt zerbrochener, aber einst 5 m hoher Monolith zeugt vom Unternehmungsgeist der früheren Bewohner; sie schleppten den Stein von der Küste hierher, als Zierde ihres Dorfplatzes, vielleicht auch zu einem Monument auf einer Grabstelle.

Während am Nachmittage die Weiber den Vorrat für das Abendmahl sammeln, kehren wir nach Dao zurück. Der Wind hat sich verstärkt, und mitten auf dem Kanal war das schwerbeladene Boot einer Alten umgekippt. Sie klammert sich an den Einbaum und schreit jämmerlich um Hilfe. Den Männern am Ufer macht das ungeheuren Spaß, und nicht allzu eilig bringen sie ihr Hilfe. Ganz harmlos sind übrigens derartige Abenteuer nicht, denn es wimmelt von Haien.

Nach glücklicher Erledigung dieses Zwischenfalles wenden wir uns zum Innern der Insel Dao. Erst führen die Pfade durch wirren Uferwald, dann durch mannshohes Schilf, dann gehen wir zwischen Steinmäuerchen, rechts und links kleine Pflanzungen. Bald weitet sich der Weg, beidseitig sind reihen-

weise Steinblöcke aufgestellt, und wir treten unter die weite Wölbung eines
jener ungeheuren Feigenbäume, aus dem Sonnenglast in tiefen Schatten,
aus der Mittagshitze in feuchte Kühle.

Nur allmählich erkennen wir die Umgebung. Wir stehen auf einem B. 17
weiten Platze, den die knorrigen Äste des Riesenbaumes weit überdachen.
Zur Linken ist der Stamm, an sich schon mächtig genug, aber noch verstärkt B. 19
durch die vielen Luftwurzeln, die wie schwere Taue sich von der Krone zur
Erde strecken, stellenweise den Stamm völlig verdeckend, wie ein Flechtwerk B. 18
oder wie die Taue eines Schiffsmastes. Einige Lianen schlingen sich in ver-
zerrten Windungen durch die Äste, als ob Riesenschlangen im Kampfe er-
starrt wären.

Wir befinden uns auf einem der Opferplätze Daos. Die Steinreihen
am Wege haben sich verdoppelt und verdreifacht und fassen den Platz ein.
Beim Stamme des großen Baumes ist ein Steinaltar, um denselben sind
Opfertische, mächtige Steinplatten, die auf starken Steinblöcken ruhen. Ein
Felsblock liegt mitten auf dem Wege, auf einem Holzschlitten, von Geröll
und Erde halb begraben. Eine dicke Liane diente als Zugstrang. Ein halbes
hundert Männer mögen daran gezerrt haben, um den schweren Block vom
Ufer auf den kleinen Hügel zu transportieren. Halbwegs ist ihnen die Arbeit B. 21
verleidet und auf spätere Zeiten verschoben worden.

Rechts vom großen Altare stehen die „Tam-Tams", ausgehöhlte Stämme,
die als Trommeln dienen. Am oberen Ende sind sie zu einem Menschen- B. 19
antlitz geschnitzt, mit breitem, lächelndem Munde und runden Hohlaugen.
Schief eingerammt, nach allen Richtungen neigend, stehen sie da als tölpische,
hämische Gespenster, brutal den Beschauer verhöhnend, wie wenn sie die
Fäuste auf dickem Leibe eingestemmt hätten und unmäßig lachten, lachten
über ihre eigene Größe und die Kleinheit des Menschen; über seine Menschlich-
keit unter dem gigantischen Baume mit seiner erhabenen Ruhe.

Ihnen gegenüber stehen Mannsfiguren, aus Stämmen roh geschnitzt,
kurzbeinig, mit langem Leib und überlangen Gesichtern, oft nur ein Kopf,
mit demselben schiefen Mund wie die Trommelbäume, einer langen Nase,
schmalen Augen. Sie sind rot, blau und weiß bemalt und im Dunkel nur
schwach zu erkennen. Mit den Köpfen stützen sie Riesenvögel, mit ausgebreiteten
langen zerkrümmten Schwingen. Es sind wieder Reiher, schwebend, als
ob sie eben mit Krachen durch die Zweige gedrungen wären und jetzt laut-
los über dem Platze kreisten.

Das ist alles, was auf dem Platze zu sehen ist, aber es genügt, um einen
bedeutenden Eindruck zu machen. Denn wenn draußen die Sonne sticht,
wenn die Blätter im Winde rascheln und die Wolken am Himmel streifen,
ist es hier dunkel und kühl, wie in einem Dome. Kein Wind weht und nichts
regt sich.

Eine wohlige Stimmung, ein wunschloses Sichgehenlassen, eine befreiende
Ruhe dringt auf uns ein; eine erhebende Gedankenlosigkeit, ein erbauliches
Träumen wird ausgelöst vom Schatten d es Riesenbaumes, von der feuchten,

etwas moderigen Luft, vom weichen Waldboden und vom grünen Moose, das alles überzieht, die Steine, die Trommeln und die Idole.

Draußen strahlt die Sonne auf purpurblühende Bäume, und die rote Glut leuchtet durch das Laubwerk, wie die Sonne durch Kirchenscheiben; draußen singen die Vögel, hier huschen sie still durch die Blätter; draußen arbeiten die Menschen, hier ist es einsam; draußen ist das Leben, hier breitet der Riesenbaum seine Äste schützend gegen die Außenwelt und bildet einen feierlichen Tempel.

Der Platz wäre würdig des erhebendsten Gottesdienstes; so mag es ausgesehen haben in den heiligen Eichenhainen, um die Steinaltäre der Druiden.

Hinter dem Platz ist eine kleinere Lichtung, wo, von den rotblühenden
B. 22 Bäumen umstanden, das große Männerhaus sich befindet. Auf mannsdicken Pfählen ruht ein schweres Giebeldach, das bis zum Boden reicht. Vorne und hinten verengen den Eingang große Steinplatten. Wirr verästelte dürre Stämme bilden einen Haag um die Hütte; auf der einen Seite ist ein Gestell, an dem Hunderte von Schweinskiefern befestigt sind.

In der Hütte sind einige Feuerstellen und primitive Betten, aus einem Rost von nebeneinander gelegtem Bambus bestehend, ein Nachtlager, das auch einem anspruchslosen Europäer etwas hart und holprig vorkommen dürfte. Unter dem Dach sind allerlei Kuriosa verborgen. Tanzmasken, merkwürdige Fische, Schweinskiefer, Knochen, alte Waffen usw., alles von den beinahe immer brennenden Feuern mit dichter Rußkruste überzogen. Diese Männerhütten sind eine Art Klubhaus, die Männer versammeln sich dort, gelegentlich verbringen sie auch dort die Nacht. Bei Regenwetter sitzen sie schwatzend und rauchend um die Feuer oder basteln an irgendeinem Gegenstand.

Jede Sippschaft besitzt ein solches Männerhaus, das natürlich für die Frauen streng tabu ist, und einen der eben beschriebenen Festplätze. Auf Vao sind deren fünf, entsprechend der Zahl der Sippen.

In der Nähe, mehr oder weniger um das Männerhaus herum gelagert, sind die Wohnungen, getrennt in einzelne Höfe.

B. 20 Jeder Hof ist von einer ungefähr einen Meter hohen Mauer umgeben. Korallenblöcke sind lose aufeinander geschichtet, so lose, daß man sich nicht an die Mauern lehnen darf. Hinter den Mauern sind über mannshohe Schirme, aus Schilfgras geflochten, aufgestellt, beinahe undurchsichtig für den Außenstehenden. Diese verhindern unerwünschte Blicke ins Innere des Hofes. Eine Öffnung in dieser Wand bildet die Tür; aber durch ein System von Wänden wird auch hier jeder Einblick verhindert. Da die Höfe eng aneinandergrenzen, sind die Wege zwischen denselben ganz schmal, man geht wie in engen Gäßchen zwischen den Steinmäuerchen und den Schilfwänden. An den Krümmungen des Pfades kann man nicht selten einige Weiber sich kichernd zurückziehen und kleine Kinder schreiend Reißaus nehmen sehen, als ob sie ein Raubtier erblickt hätten; der Weiße ist dort für die Kinder ein Erziehungsmittel, wie für die unsrigen der „schwarze Mann“.

Hat man sich mit den Bewohnern am Ufer einigermaßen bekannt gemacht, so kann man gelegentlich in die geheimnisvollen Höfe eintreten, natürlich

immer begleitet und sorgsam bewacht von einem männlichen Bewohner, denn der Eingeborene von Dao ist äußerst eifersüchtig.

Man erblickt wenig Sehenswertes. Ein Dutzend einfache Hütten stehen kreuz und quer im Hofe, einige halbzerfallen, einige als Schweineställe dienend. Eine Hütte ist die des Hausherrn, daneben sind die seiner Frauen. Jede Frau hat ihr eigenes Haus, das sie mit ihren Kindern bewohnt und in dem sie Herrin ist. In der freien Fläche des Hofes tummeln sich junge Schweinchen, Hunde und Hühner in mehr oder weniger friedlichem Durcheinander mit Kindern und Erwachsenen.

Das Schwein ist in Dao, wie beinahe in ganz Melanesien, das geachtetste und geschätzteste Tier. Um das Schwein dreht sich das ganze Sinnen und Trachten des Eingeborenen, denn durch das Schwein kann er alles Begehrenswerte erlangen. Er kann einen Feind damit aus der Welt schaffen lassen, er kann viele Frauen kaufen, er kann die höchsten sozialen Stufen ersteigen, er kann sich das Paradies damit sichern.

Es ist daher kein Wunder, daß die Schweine ebenso sorgsam oder noch sorgsamer gepflegt werden als die Kinder, und daß es der alten Weiber wichtigste Pflicht ist, über das Wohlergehen der Schweine zu wachen. Es ist auch eine Ehre für die jungen Mädchen, den Namen: Schweinefüßchen, Schweinenase, Schweineschwänzchen u. dgl. zu tragen.

Es sind aber nur die männlichen Schweine, die derart geachtet sind; das weibliche Schwein gilt gar nichts, man läßt es frei laufen und kümmert sich wenig darum; es hat aber gerade deshalb ein viel angenehmeres Leben als das männliche Tier, das jahraus jahrein mit kurzem Stricke an einem Pfahle angebunden sich kaum rühren kann. Es wird zwar täglich gefüttert, aber auch dieser Genuß wird ihm während langer Zeit derart vergällt, daß nur größter Hunger es zum Fressen treiben kann; es hat nämlich zeitweise ganz fürchterliches Zahnweh, und das kommt daher, daß man ihm die oberen Hauer ausgebrochen hat. Die Hauer des Unterkiefers finden keine Fläche mehr, an der sie sich abreiben können und wachsen zu erstaunlicher Größe, bilden einen Kreis, bis sie wieder auf den Kiefer stoßen, und wachsen weiter, immer weiter; sie dringen in die Haut der Wange ein, eine Wunde entsteht, die nur ganz langsam heilt; dann graben sie sich in den Kiefer, es bilden sich um das Loch Knochenwucherungen, — die Zähne wachsen immer weiter, bis sie wieder zum Kiefer heraustreten, ringeln sich ein zweites Mal, und wenn das arme Schwein lange genug lebt, ein drittes Mal.

Diese Schweine mit den gebogenen Zähnen sind der Stolz und Reichtum der Eingeborenen. Macht und Ansehen richten sich nach der Anzahl von solchen Schweinen, die ein Mann besitzt, und nach der Größe ihrer Zähne; darum werden sie so sorgsam gehütet und angefesselt, damit ja kein Unglück sie treffe und sie ja nirgends ihre Zähne abbrechen. Reiche Leute besitzen eine große Zahl solcher Tiere, andere nur eins bis zwei und ganz arme Leute gar keins.

Sechstes Kapitel.
Vao.
(Fortsetzung.)

Es muß hier einiges über den Schweinekult und die damit eng verknüpfte soziale Organisation der Eingeborenen mitgeteilt werden, da dies den Schlüssel zur Lebensauffassung der Eingeborenen bildet.

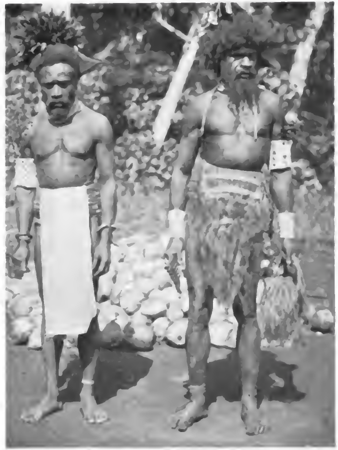
Es sei aber vorher betont, daß die folgenden Ausführungen nicht darauf Anspruch machen, in allen Punkten das Richtige zu treffen, auch sollen die endgültigen Anschauungen in einem Werke wissenschaftlichen Charakters niedergelegt werden. Es ist sehr schwierig, Forschungen in diesem Gebiete zu machen, da die Ideen der Eingeborenen selbst über diese Dinge sehr unklar und ihnen die abstrakten Begriffe der Weißen fehlen und ihnen deren Fragen zum großen Teile unverständlich sind. Ohne genaue Kenntnis der Sprache und großes Beobachtungsmaterial ist es kaum möglich, zu einwandfreien Resultaten zu kommen, zumal die Alten ihre Kenntnisse nicht preisgeben und die Jungen nur weniges wissen. Dolmetscher sind kaum von Nutzen, auch hilft direktes Ausfragen der Leute wenig, da sie dann mißtrauisch werden oder bald geistig ermüdet diejenigen Antworten geben, die, wie sie glauben, am ehesten befriedigen, um möglichst rasch dem Verhör ein Ende zu machen. Es bedarf völliges Beherrschen der Lokalsprache, große Kenntnis der Eingeborenen und ihrer Sitten und ihr Vertrauen, um der Lösung solcher Probleme näher zu kommen, und dies sind Bedingungen, die sich beim Missionar am ehesten vereinigen. Es muß leider gesagt werden, daß die Missionare in den Neuen Hebriden anscheinend sehr wenig Interesse an dem gerade hier so wunderbar ausgebildeten Kultus nehmen, so daß man in Ermangelung von Besserem mit meinen persönlichen Anschauungen der Sache vorlieb nehmen möge.

Der Schweinekult, nennen wir ihn fortan die Suque, ist über große Teile Melanesiens verbreitet. Wohl am schönsten entwickelt finden wir die Suque in den Zentralhebriden und in den Banksinseln. Sie beherrscht das ganze Leben des Eingeborenen, bildet aber dennoch nur einen Teil seiner Religion und zwar anscheinend einen jüngeren, während die Grundidee Ahnenkult ist.

Man muß, wie schon bemerkt, nicht erwarten, daß man irgendwo klare Begriffe finde, findet man ja sogar nicht einmal in benachbarten Dörfern Übereinstimmung der Kultformen und der Vorstellungen übers Jenseits. Es



Mädchen und junge Frau aus Nord=Malo.
Sie sind etwa 10 und 15 Jahre alt, mit Muschelperlschnüren geschmückt oder bekleidet.



Männer aus Nord=Malo.
Mit Federbüschen, Kämmen und Armbändern. Der Mann rechts trägt eine von Aoba bezogene geflochtene und gefärbte Matte in einem Gürtel, der aus vielen Windungen einer etwa fingerdicken Schnur besteht. An den Unterarmen und Knöcheln trägt er Trochusringe.



Ein Häuptling der Big-Nambas mit dem Nasenschmuck aus Steinzylindern und dem großen Armband aus Muschel- und Kokosnußperlen.



Blick der Küste von West-Santo entlang, vom Rande eines steilen Abfalls aus. Man sieht unten die Wellen gegen das Ufer gleiten, das Riff und die Bergzüge, die quer zur Küste steil ins Meer abfallen.



Eine Kokosnußkrabbe, auf eine Palme kletternd. Die großen Tiere erklettern die Kokosnußpalme und nähren sich von den Nüssen. Mit ihren außerordentlich starken Scheren öffnen sie die Nüsse mit Leichtigkeit. Sie liefern wohlschmeckendes Essen und werden von den Eingeborenen eifrig gejagt.

darf nicht vergessen werden, daß ein Dogma nirgends festgelegt ist, daß sogar bei festgelegten Dogmen die Religionsbegriffe oft leicht wechseln können, wie viel mehr noch bei Religionen, die nur mündlich und jedenfalls in unklarster Form überliefert werden. Da verändert sich, dem Gesetze alles Irdischen folgend, Kultform und Vorstellung beständig und spaltet sich in zahlreiche Lokalvarietäten. Es ist nun die Aufgabe des Forschenden, aus der Mannigfaltigkeit der äußeren Form den gemeinsamen, vielleicht von den Eingeborenen schon längst vergessenen Grundgedanken aufzuspüren, ihn von allem verdeckenden Schmuck zu befreien und rein darzustellen.

So kam ich zu folgendem Bilde: Die Seele verläßt beim Tode den Körper und treibt sich in der Umgebung herum. Sie scheint aber noch einige Zeit hindurch in Verbindung mit dem Körper zu bleiben, denn man nährt den Körper an einigen Orten noch fünf und mehr Tage lang; z. B. hier auf Vao durch eine Bambusröhre, die von der Oberfläche dem Begrabenen in den Mund führt.

Bei Leuten geringer Kaste verliert sich die Seele bald; je höher aber die Kaste des Toten, desto länger scheint die Seele auf Erden zu bleiben, doch hat man, vielleicht erst seit Eindringen des Christentums, die Vorstellung von einem Paradiese, das der hohen Kaste alle erdenklichen Genüsse und Freuden bietet, und wohin die Seelen zuletzt gelangen. Es zeigt sich dies darin, daß man dem kastenlosen meist nach fünf Tagen das Totenmahl macht und annimmt, daß die Seele dann verschwinde, für die höheren Kasten findet es meist am hundertsten Tage statt, für höchste am dreihundertsten, ja sogar tausendsten Tage.

Trotzdem hat die Seele noch Kontakt mit der Welt und macht sich fühlbar als guter oder böser Geist von derjenigen Macht, die sie im Leben hatte, und diese Geister sich günstig zu stimmen, ist das Grundmotiv der Religion in den Neuen Hebriden.

Natürlich wird der Ahne seinen Nachkommen beistehen, wenn sie es nicht arg an Achtung für ihn fehlen lassen, und je mächtiger der gestorbene Ahn war, desto mächtiger und sicherer fühlen sich die Nachkommen unter seinem Schutze. Wer keinen mächtigen Ahnengeist hat, schließt sich einer starken Sippe an und wirbt um die Gunst ihres Geistes mit besonders kräftigen Opfern.

Wer der Geisterwelt am meisten Opfer bringen kann, erfreut sich natürlich besonders ihrer Gunst, wird intim mit ihr und tritt so schon im Leben halb ins Geisterreich über. Er ist noch bei Lebzeiten ein gefürchteter, einflußreicher Mann, denn die Geister tun ihm alles zuliebe, die Elemente gehorchen ihm, und er kann die fürchterlichsten Zaubereien vornehmen. So terrorisiert er das Land, ist Häuptling, geht beim Tode als einflußreichstes Glied in die Geisterwelt über und wird selbst verehrt, nachdem er verehrt hat.

Hier setzt nun die Suque ein, welche die Machtabstufung des Jenseits auf das irdische Leben übertrug und die Zahl der Kasten sowie die Art der Kastenerhöhung genau reguliert hat. Sie hat auf jeder Insel die Norm ge-

schaffen, nach der man im Rang steigt, um dann mit diesem in die Geisterwelt einzutreten.

Wahrscheinlich hat sich die Suque aus einer der in Melanesien so weit verbreiteten geheimen Männergesellschaften entwickelt, von denen später noch gesprochen werden soll.

Opfertier ist das Schwein, und daß es gerade das Schwein geworden ist, mag wohl dadurch erklärt werden, daß es das größte Säugetier der Inseln ist, weshalb dessen Opferung den beredtesten Ausdruck der Verehrung darstellt; es wäre auch möglich, daß das Schweineopfer an die Stelle von Menschenopfern getreten ist.

Die Suque ist die Vereinigung aller Männer, welche Schweine geopfert haben. Sie ist eine sozusagen internationale Gesellschaft, die aber in zahllose kleinere Gruppen zerfällt, nach Distrikten und Dörfern. Sie ist das einzige Mittel, um sich das Glück im Jenseits zu sichern und zu Macht und Reichtum auf Erden zu gelangen, und wer nicht zur Suque gehört, ist ein „out-cast", ein Mensch ohne Bedeutung, ohne Freunde, ohne Schutz der Himmlischen. Wer nicht ein „out-cast" und allen Mißhandlungen und dem Spott der anderen preisgegeben sein will, muß also der Suque beitreten. Nun ist es verständlich, warum die Suque diese alles absorbierende Bedeutung im Leben des Eingeborenen hat, denn sie ist der Ausdruck von Machtbedürfnis und von tiefer Religiosität.

Meist tritt schon der kleine Knabe der Suque bei, indem sein Onkel mütterlicherseits ein Schwein spendet, das im Namen des Knaben geopfert wird, nachdem dieser es mit der Hand berührt hat. Damit ist dem Knaben der Eintritt ins „Gamal", das Klubhaus der Suque, gestattet. Er arbeitet sich nun hinauf von Grad zu Grad, indem er unzähligen Festen und Zeremonien beiwohnt, endlose Gespräche über die Hauerschweine führt, Schweine entleiht, kauft, verleiht und opfert. Die Zahl der Kasten ist in den einzelnen Distrikten verschieden, in Ambrym sind deren 14, in Venua Lava 20, in Aoba 10.

Auf einzelnen Inseln, z. B. Santo, ist mit der Kastentrennung eine strenge Trennung der Feuer verbunden, derart, daß jede Kaste an besonderem Feuer kocht und ihren Grad verliert, wenn sie mit Feuer niederen Grades gekochte Nahrung ißt. Man sieht in jenen Distrikten auch den Boden des „Gamal" oft durch parallel am Boden gelegte Bambus oder Stangen in die einzelnen Feuerstellen eingeteilt. Die höchsten Grade sitzen am Vordereingang des „Gamal", der niederste am Hintereingang. Die niederen Kasten dürfen auch das „Gamal" nie von vorne betreten, um nicht über die Feuerstellen höherer Grade hinweg zu schreiten.

Bei jeder Graderhöhung wird dem Kandidaten von den höchsten Kasten auf einem besonderen mit Blumen verzierten Holze zum ersten Male das neue Feuer gerieben und mit einigem Zeremoniell mit diesem neuen Feuer die erste Nahrung gekocht. Dieses Feuer muß dann sorgsam im Herde bewahrt werden; geht es aus Versehen aus, so wird es am Holze wieder neu gerieben.

Die Anzahl der Schweine, die zur Kastenerhöhung geopfert werden müssen, ändert ebenfalls nach den Inseln, nimmt aber mit jedem Grade zu. Es gelten meist nur die Hauerschweine als Opfertiere, und es gibt Feste, bei denen bis zu vierzig solcher wertvoller Tiere geopfert werden; manchmal daneben aber auch junge Tiere.

Es ist natürlich auch den hohen Kasten, den reichen Alten, nicht möglich, die ganze Anzahl solcher Tiere zu halten, so daß wenige hohe Grade die volle Zahl der Schweine bei sich haben; es ist das aber auch nicht nötig, denn sie verleihen ihre Schweine an andere, die zu Kastenerhöhungen nicht die nötige Zahl Opfertiere haben, und so hat sich ein kompliziertes Kreditsystem entwickelt, durch welches die sog. Häuptlinge ihren Einfluß unterstützen und vergrößern und die Umgebung tyrannisieren können.

Der junge Mann besitzt in der Regel keine Opferschweine und muß deshalb, wenn er in der Kaste steigen will, solche von den reichen hohen Kasten entleihen. Diese sind gegen Wucherzinsen gerne bereit, ihm auszuhelfen. Der junge Mann muß ihnen zuerst reiche Geschenke machen und sich später verpflichten, an bestimmtem Termin ein noch wertvolleres Schwein wieder zurückzugeben. Der Handel wird geschlossen und dann vor der Versammlung der Bevölkerung mit einigem Zeremoniell vollzogen. An gewissen Tagen versammelt sich die ganze Bewohnerschaft eines Distrikts an bestimmtem Ort, und dann finden die Übergaben der Schweine des ganzen Distrikts statt, indem der Besitzer, das Schwein haltend, von dem zukünftigen Schuldner umtanzt wird.

Die Anwesenden dienen als Zeugen und ersetzen den Schuldbrief. Es sind auf diese Weise fast alle Männer den hohen Kasten verschuldet, von deren gutem Willen abhängig, und die Häuptlinge ihrerseits erreichen fast alles, was sie wollen, indem sie auf ihre Schuldner einen Druck ausüben. Die höchsten Kasten eines Distrikts schließen sich meist zusammen, sie sind die Hohenpriester, welche die Feste ansetzen und entscheiden, ob einem Kandidaten die Kastenerhöhung zu gestatten sei. Sie sind allmächtig, bis einer von ihnen die anderen übersteigt durch noch größere Opfer und so der Alleinherrscher wird. Sind keine Grade mehr zu ersteigen, so durchläuft man die ganze Skala nochmals und nochmals und sichert sich das Übergewicht in letzter Linie durch die größte Anzahl geopferter Schweine, deren Kiefer in Bündeln oder Reihen aufgehängt und zur Schau gestellt werden.

Wenn nun diese „Häuptlinge" mit den mächtigsten Geistern in Verbindung stehen und übernatürliche Kräfte haben sollen und deshalb ebenso gehaßt als gefürchtet sind, so läuft neben der Suque doch noch eine selbständige Zauberkunst, wie Regen und Wind machen, Gift und Amulett bereiten usw., die von Privaten betrieben wird. Diese sind nach Entrichtung bedeutenden Lehrgeldes bei einem Alten in die Lehre gegangen und geben ihre Kunst gegen Bezahlung an hoffnungsvolle Jünglinge weiter.

Die Frauen haben auch eine Suque, doch ist sie von der der Männer völlig getrennt, und ihre Grade sind leichter zu erlangen; immerhin er-

freuen sich Frauen hoher Kaste auch bei den Männern eines gewissen Ansehens.

Eigentliche Häuptlinge gibt es in den nördlichen Neuen Hebriden nicht. Vielmehr sind die höchsten Kasten die Häuptlinge, und sie haben je nach ihrer Persönlichkeit sehr großen Einfluß, auch in Sachen des äußeren Lebens. Sie scheinen zwar nicht direkt befehlen zu können, wirken aber indirekt durch Drohung und Ermunterung. Nach außen allerdings entscheidet die Versammlung der Suque.

Erblich ist, wie nach dem Vorhergehenden leicht ersichtlich, die Häuptlingswürde ebenfalls nicht, doch erreichen die Söhne oder vielmehr Neffen der hohen Kasten meist selbst hohen Rang, da sie in der Karriere durch die Suque von ihren Vätern oder Onkeln kräftig unterstützt werden können und so in einem jungen Alter oft eine Kaste haben, die andere erst im späten Mannesalter erreichen können.

So haben sich aristokratische Familien entwickelt, die sich besser als die übrigen dünken und sich nicht gerne mit anderen mischen. Es wird dies teils schon dadurch verhindert, daß die Mädchen aus solchen Familien teurer zu bezahlen sind als andere, und darum nur Reiche, d. h. hohe Kasten, sie kaufen können.

Arm sind natürlich die meisten jungen Leute, die von ihren Eltern nichts geerbt haben. Da hier eine Frau fünf Schweine kostet, können sie nicht heiraten, dagegen kaufen sich die reichen Alten nach Herzenslust die hübschesten jungen Mädchen — und die sozialen Folgen dieses Systems sind leicht ersichtlich. In Vao zwar ist es nicht so schlimm; es herrscht dort ein ziemlicher Wohlstand, auch ist an Weibern kein Mangel, so daß auch recht junge Burschen sich einen Hausstand zu gründen vermögen. Infolgedessen ist hier auch die Rasse recht gesund und lebenskräftig.

In Vao hatte ich Gelegenheit, einem Totenfeste beizuwohnen. Der Mann war zwar noch am Leben und erfreute sich bester Gesundheit, er wollte aber sicher sein, daß das Fest nicht versäumt werde nach seinem Tode, und feierte es daher schon bei Lebzeiten. Wenn nämlich ein Mann von Vao stirbt, so reist seine Seele nach der Insel Ambrym zum Vulkan und steigt nach fünftägiger Reise auf schmalem Pfade den Berg hinan. Damit die Seele auf dem Wege nicht verhungere, macht man oft ein kleines Kanoe, das man, mit Nahrung beladen, ins Meer stößt, in der Meinung, es werde der Seele nachtreiben. Es strandet aber meist hinter der nächsten Ecke und bringt den Nachbarn eine willkommene Zugabe zur Mahlzeit.

Es steht diese Sitte natürlich im Widerspruch zu der Ernährung des Körpers durch den Bambus, und man sieht, wie verschiedene entgegengesetzte Sitten nebeneinander her gehen können, ohne daß der Melanesier dadurch beunruhigt würde. Auf halbem Wege zum Krater sitzt ein krabbenartiges Ungeheuer mit zwei riesigen Scheren. Hat man dem Hingeschiedenen bis zum fünften Tage nicht eine beträchtliche Anzahl Schweine getötet, so ist die arme Seele allein, das Scheusal packt und verzehrt sie. Hat man aber das Opfer ge-

bracht, so trotten hinter der Seele her alle die Seelen der geopferten Schweine, diese frißt der Zerberus lieber als den Menschen. Der Mensch kann infolgedessen ungehindert seinen Weg verfolgen und kommt bald in ein Paradies mit vielen Schweinen, Frauen, Tanz und Essen.

Das Fest wurde längere Zeit vorbereitet; auf allen Opferplätzen wurden lange Bambusstangen zusammengetragen, an denen Yams angebunden wurde, verziert mit Gras und farbigen Blättern. Am Festtage wurden diese Stangen auf den Opferplatz des Festgebers gebracht, als Spende zu seinem Mahle. Der ganze Morgen verging mit Verteilen der Geschenke. Jede Familie erhielt einige Jamsknollen, ein Schwein, einen Kokossprößling und einige Bündel Geld. Dieses Geld besteht aus einer langen gefransten und gerollten Matte. Es ist ursprünglich ein Leichenkleid, wird aber den Leichen abgenommen, wenn sie einige Zeit in der Erde gelegen haben. Die unappetitlichen großen Rollen dienten früher als Kleingeld und repräsentieren noch heute einen Wert von ca. 1 sh. pro Stück, haben aber im täglichen Leben kaum mehr Bedeutung. Bei festlichen Gelegenheiten jedoch treten sie in ihre alten Rechte ein.

Alle die schönen Gaben wurden also gehäufelt, und nachdem der Festgeber sich überzeugt, daß keiner zu kurz gekommen, nahm er einen alten Knittel und schlug den an Pfählen angebundenen Schweinen die Schädel ein. Sie strampelten ein wenig, Hunde sprangen herbei und leckten das Blut, dann nahm jeder Mann sein Geschenk, trug es nach Hause und machte mit seiner Familie ein großes „Kai-Kai"-Essen. Das Fest hatte einen wenig festlichen Charakter, alles wurde in einer sehr geschäftlichen und gar nicht erhebenden Weise abgetan, und mir, dem kaum ein besseres Essen als gewöhnlich bevorstand, fehlte durchaus jene erbauliche Sonntagsstimmung, die doch das Resultat einer großen Feierlichkeit sein sollte, trotzdem man mir auch eine Geldmatte geschenkt hatte.

Früher wurden die Schweine wenigstens mit einem kunstvoll geschnitzten Hammer erschlagen, was allein schon genügt hätte, jene Handlung über das Tagewerk eines gewöhnlichen Schweineschlächters zu erheben. Aber jener Hammer hat schon lange seinen Weg in die Hände irgendeines Sammlers gefunden, und verstaubt jetzt irgendwo auf einem Kamin oder Estrich.

Glücklicherweise verlaufen nicht alle Feste so prosaisch. Es wäre eine Profanation der herrlichen Opferplätze, wenn schon es nicht mehr lange dauern wird, bis die rationalistisch gesinnte Jugend alle Zeremonien aufgeben und sich mit dem rohen Abschlachten einer möglichst großen Anzahl von Schweinen begnügen wird. Die europäische Zivilisation hat dann nicht mehr große Mühe, auch diesem kleinen Fleckchen des Erdballs den Stempel der Gewöhnlichkeit und Schablone aufzudrücken. Das ist wohl unvermeidlich, aber bedauerlich.

Trotz der äußerlich so rührigen und kultivierten Lebensführung sind die Leute von Vao noch überzeugte Kannibalen. Nur sind sie einem Einschreiten

der Kriegsschiffe zu ausgesetzt, weshalb sie selten wagen, dem Menschenfraße sich zu ergeben. Manchmal ist aber die Gelegenheit doch zu verlockend, und der Haß gegen die Inlandstämme, mit denen dauernd Fehde ist, zu groß, als daß man sich wieder einmal ein wenig Kannibalismus versagen könnte. Es wurde daher vor etwa einem Jahre ein im Kriege gefallener Feind aufgegessen, und zwar wurde jedem Individuum, Frauen und Kindern, ein kleines Stückchen gegeben, sei es, um Seele und Körper des Toten völlig zu vernichten, sei es als die größte Schmach, die einem Manne angetan werden könne.

Die nämlichen Leute können dann wieder so harmlos fröhlich, so naiv freundlich und zuvorkommend, so taktvoll und freigebig sein, daß man die oft verbürgten plötzlichen Ausbrüche tierischer Wildheit, teuflischer Bosheit, Undankbarkeit, Falschheit und Gemeinheit nicht glauben möchte, bis man selbst einiges erlebt hat. Aus dem schmeichelnden, zutraulichen Kinde kann plötzlich ein finsterer, hassender Mann werden, ohne daß man eine Ursache oft auch nur erraten könnte. Es fehlen eben jene Hemmungen, die uns zu konsequenterem Handeln zwingen, die Moral des Eingeborenen ist anders gerichtet, und Treue und Offenheit sind ihm leere Begriffe, wie auch Stetigkeit und Beharrlichkeit ihm im Grunde fehlen.

Der gleiche Mann, der seine Frau zu Tode foltern kann aus purer Grausamkeit, der ihre Glieder ins Feuer hält, bis sie verkohlt sind u. dgl., kann einige Tage lang über den Tod eines Kindes untröstlich sein und zeitlebens eine Locke, einen Zahn, ein Fingerglied des Toten in einen Lappen gewickelt als teures Andenken um den Hals tragen, und derselbe, der tagelang intrigiert und Mordpläne schmiedet, erzählt an reineren Abenden Märchen, die ein tiefes poetisches Fühlen enthüllen.

Der Pater kannte nicht wenige solcher Märchen, die ihm u. a. ein Alter erzählt hatte, der von seinen Verwandten lebendig begraben worden war, und den der Pater aus der Grube errettet und in einem Schiebekarren nach Hause gestoßen hatte. Der Pater hielt aber mit seinen Mitteilungen zurück, kannte die meisten Geschichten auch nur zur Hälfte; ein Bruchstück sei aber mitgeteilt, um zu zeigen, wie nett der Eingeborene Beobachtungen in der Natur, man möchte sagen, dramatisiert. Es schildert das folgende in reizender Weise die Entdeckung der Spiegelung des Wassers.

Eine Frau ging in den Wald, zum Wasserloche, um Trinkwasser zu holen. Da sah sie am Boden der Quelle eine köstliche rotleuchtende Frucht. Sie hatte großes Verlangen darnach, aber jedesmal, wenn sie dieselbe heraufzuholen versuchte, verschwamm und verschwand die Frucht, war aber immer wieder da, wenn die Frau die Hand aus dem Wasser gezogen hatte. Da die Frau die Frucht haben wollte, versuchte sie es auf andere Weise und begann, das Wasser mit der Hand aus der Grube zu schöpfen. Immer wieder sah sie die Frucht, als aber kein Wasser mehr in der Grube war, verschwand auch die Frucht wieder. Die Frau war sehr betrübt und wollte nach Hause gehen, da hörte sie über sich eine Stimme: „Was suchst du mich da unten,

hier bin ich." Die Frau sah erstaunt hinauf und sah dort an einem Aste die köstliche Frucht hängen, und was sie anfangs gesehen hatte, war nur das Spiegelbild in der Quelle gewesen.

Pointen haben die Geschichten selten.

Was dem erwähnten Gewährsmann des Paters passiert war, ist keine Seltenheit. Alte, die sich nicht mehr selbst helfen können, und die, weil nicht hoher Kaste, kein Ansehen genießen, sind leicht des Lebens müde und bitten sogar oft die Verwandten, ihrem mühseligen Dasein ein sanftes Ende zu bereiten. Blutenden Herzens tun es diese, indem sie die Alten nach einem letzten guten Mahle erdrosseln oder begraben.

Aber jener Gewährsmann war durchaus gegen seinen Willen beerdigt worden, und zweimal war es ihm gelungen, sich aus der nur lose und oberflächlich aufgeworfenen Erde herauszuwühlen und zu den Seinen zurückzukehren. Die behandelten ihn aber einfach als Luft, ja als Gespenst, denn er sei ja begraben worden und habe durchaus kein Recht mehr, sich unter die Lebenden zu begeben. Man erklärte dem Unglückseligen, er sei eben tot, gab ihm nichts zu essen und begrub ihn das dritte Mal etwas nachhaltiger, so daß der Arme wohl wirklich gestorben wäre, wenn der Pater ihn nicht aus seinem Grabe erlöst hätte. Er lebte dann noch ein halbes Jahr auf der Missionsstation, wollte natürlich von seinen Landsleuten, die ihn auch jetzt noch ignorierten, nichts mehr wissen und bekehrte sich.

Das zog dem Pater den Haß der Leute zu, und fast wäre es ihm ergangen wie seinen zwei Vorgängern, die vergiftet worden waren. Jetzt lebte der Pater aber in ganz gutem Verhältnis mit seinen Heiden. Man achtete sich gegenseitig, bekämpfte mit Humor und Eigensinn die andere Meinung, leistete sich aber trotzdem allerlei Dienste.

In Vao, besonders auch Atchin, haben sich die Ahnenhäuschen stark entwickelt, deren Firstbalken der schon erwähnte Vogel ist, der von einer Statue getragen wird, die wahrscheinlich den Ahnen vorstellt. In den Hüttchen ist meistens ein Steinaltar, unter dem wahrscheinlich der Kopf des Ahnen begraben liegt. Der Stil dieser Statuen ist für jenen Teil der Inseln typisch, es finden sich fast nur gerade Linien, und das Objekt hat die Tendenz, sich in Dreiecke aufzulösen. Der Kopf ist sehr stark entwickelt, so daß der Körper stark zurücktritt. Oft sind weder Beine noch Arme angedeutet. Da die Stücke im Freien stehen, erreichen sie kein sehr hohes Alter, und sind wie alle jüngeren Produkte nicht mit den ältesten Erzeugnissen zu vergleichen, von denen es mir gelang, eines vor einem Gamal von einem Alten zu erwerben. Es kostete lange Überredung, und der Mann meinte, der Geist seines betreffenden Ahnherrn werde sehr ungehalten sein, daß man sein Bildnis entferne; der Ahn sei zwar schon sehr lange tot, und da mache es nicht so viel, immerhin, man könne nicht wissen, und bevor er mir die prachtvoll gearbeitete, etwa 2 m hohe Statue übergab, opferte er auf dem Grabe des Ahnen ein Schweinchen, das ich auch noch bezahlen mußte.

Was in Vao die alte Kultur trotz des starken Kontaktes mit Europäern

erhalten hat, ist zum großen Teil die Abneigung der Männer, sich als Plantagenarbeiter engagieren zu lassen.

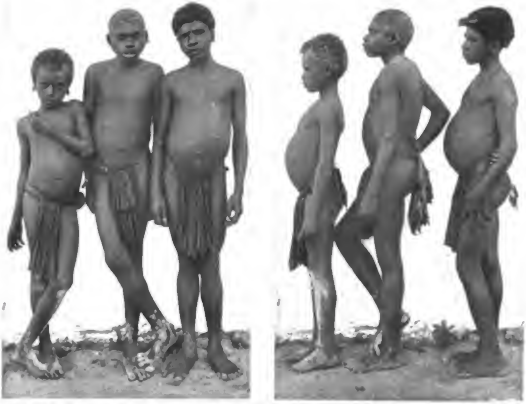
Eines schönen Morgens aber lag vor der Insel ein Schiff vor Anker, dem ein beleibter Beamter der französischen Vermessungsexpedition entstieg. Er ließ alle Männer auf dem Strand sammeln und eröffnete ihnen, er müsse bis zum Abend eine Anzahl Arbeiter haben, gegen gute Bezahlung und für leichte Arbeit. Man hätte ihm höhnisch ins Gesicht gelacht, wenn er seiner Bitte nicht in diesem Falle durch die völlig unlegale Drohung hätte Gewicht verschaffen können, er lasse die Insel im Weigerungsfalle räumen, denn die Société française des Nouvelles-Hebrides hätte sie vor Jahren gekauft. Bis zum späten Nachmittage dauerten die Verhandlungen. Bei Sonnenuntergang standen beinahe alle irgendwie disponiblen Männer am Strande. Große Ruderboote holten sie ab und verschwanden mit ihnen in der Dämmerung des Abends, lautlos versanken sie im Nebel und in der Dunkelheit, fern am Horizont zeigte ein braunroter Fleck, wo die Sonne untergegangen war.

Am Ufer blieben zurück die Alten und die Weiber. Gruppenweise saßen diese im Sande und weinten lauten Abschied; es war beinahe schauerlich, dieses Klagegeschrei von über hundert Frauen.

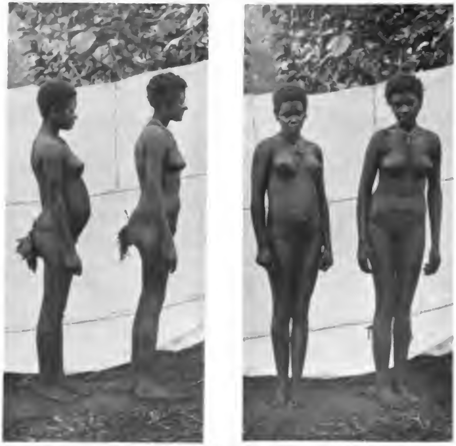
Jedenfalls war es ein trauriger Moment, auch für den unbeteiligten Zuschauer, diese Entblößung eines Stammes von seiner besten Kraft, dieses Zerstören jeder Eigenart, der rücksichtslose Eingriff in das Privatleben, die Brutalität der weißen Rasse, die sich ihrer hohen Zivilisation und Einsicht rühmt. Es ist nicht ein weichliches Mitleid mit denen, die zur Arbeit gepreßt worden sind, sondern das Bedauern, sehen zu müssen, wie ein Stück ehrwürdiges Altertum und Naturwüchsigkeit zerstört wird, gleich wie wenn ein altes Bauwerk verstümmelt oder profanem Gebrauch übergeben wird.

Am anderen Morgen war der Strand einsam. Frauen und Greise fuhren still in ihren Booten ab, die Kinder spielten und plätscherten wie sonst, aber es fehlte die Lebenslust und Freude, das fröhliche Hin- und Herrufen, es fehlten die schönen braunen Gestalten der jungen Männer. Die Alten waren mürrisch und trübe und sprachen davon, an einen abgelegenen Ort auszuwandern; ist es verwunderlich, daß der ganzen Rasse der Lebensmut fehlt, daß Kinder ihnen ein unerfreuliches Geschenk sind, dessen sie sich gerne entledigen? Welche trostlose Traurigkeit tönt aus den Worten, die ich einst von einer jungen Frau zu hören bekam: „Warum sollen wir Kinder haben, unsere Zeit ist vorbei, seit der Weiße gekommen; es ist besser, wir sterben."

Und sie sterben. Wo es früher von Menschen wimmelte, ist es heute einsam. Alle jene den großen Inseln vorgelagerten Eilande, außer Vao und den Nachbarinseln, die früher dicht bewohnt waren, sind schon heute verlassen; wo vor zehn Jahren noch zahlreiche Dörfer waren, sind jetzt tote Ruinen. In den letzten sieben Jahren ist in einigen großen Gebieten die Bevölkerung auf ein Drittel ihres Bestandes zurückgegangen, in fünfzehn Jahren wird



Knaben von Port-Olry. Sie sind immer dickbäuchig, aber hungrig und daher ziemlich aufgeweckt und harmlos heiter.



Frauen von Zentral-Santo. Dem Photographenapparat trauen sie nur halb.

B. 25



Männer von Port Olry.

Von den Männern in Profil trägt einer wohlriechende Kräuter hinten im Gürtel, der andere grell gefärbte Krotonblätter, deren Farbe seine hohe Stellung in der Suque andeutet.

B. 26

B. 27



Männer von Port Olry und eine Frau.

Am Mann links und an der Frau sieht man die durch eine ins Septum geschobene federnde Spirale deformierte Nase. Die Frau trägt die Witwentracht: eine mit Muschelperlen verzierte, schwarz gefärbte Schnur, die um den Leib geschlungen wird und erst am Ende der Trauerzeit, nach 100 Tagen, abgelegt werden darf. Das Beil des Mannes in der Mitte ist europäischer Herkunft.







Männer von Port Olry mit deformierten Nasen und Ziernarben.

Der Mann links hat das Haar in einzelne Locken gedreht und fleißig mit Kokosöl getränkt, daß an jeder Locke ein Schmutzklumpen baumelt. Er war ein »swell«, doch als ich ihm die vorliegende Photographie zeigte, erschrak er über sein Aussehen, lief weg und kam nach kurzer Zeit mit kurz geschnittenem Haar wieder.

B. 28

von einer eingeborenen Bevölkerung kaum mehr zu sprechen sein, und in einer Generation wird man schwerlich mehr Eingeborene finden.

Dieses Ereignis verminderte meine Aussichten, in Vao Diener zu finden, bedeutend. Alle jungen Leute, die irgendwie daran gedacht hatten, wegzugehen, hatten helfen müssen, die Zahl der verlangten Arbeiter vollzumachen, so daß alle meine Überredungskünste vergeblich wurden.

Der Kutter des Paters war repariert, darum stand der Abreise nichts im Wege. Wir nahmen vom gastlichen Vao Abschied und fuhren nach dem Canal du Segond.

Siebentes Kapitel.
Port Olry.

Nach zwei unangenehmen Regentagen, wie man das dort ja meist trifft, segelten wir der Ostküste von Espiritu Santo entlang. Auf den hohen Bergspitzen im Innern hingen noch die Regenwolken, die Sonne schien nur schwach durch die dunstige Atmosphäre, das graublaue Meer, das graugrüne Ufer und die braunen Felsen boten ein Bild in Grau, dessen einschläfernde Wirkung durch den lauen, müden Wind unwiderstehlich wurde. Wer nicht am Steuer saß, streckte sich auf Deck aus; wie im Traume trieben wir allmählich der Küste entlang, an einsamen Inseln und Buchten vorbei; wo man aufblickte, bot sich dieselbe Gegend, nur schienen sich die Kulissen ein wenig verändert zu haben. Die Haifisch- und Schildkrötenbucht wurden passiert, an einer kleinen Insel legten wir an und versicherten uns, daß ihr einziger Bewohner, ein älterer Franzose, noch am Leben war. Vor einem Jahre war er hier gelandet, ein mittelloser Mann, aber voll der bedeutendsten Pläne und schönsten Hoffnungen; bis jetzt hatten sie sich aber nicht verwirklicht; er vegetierte von den Früchten des Waldes, d. h. Kokosnüssen, rodete ein bißchen Wald aus und war von allem verlassen. Kein Schiff legt an, keine Menschenseele kümmert sich um ihn, er könnte schon lange tot sein, ohne daß irgend jemand es wüßte. Aber er hatte den Mut noch nicht verloren: wir konnten ihm mit nichts behilflich sein als mit einer Büchse Salz, und so fuhren wir weiter.

In „Hog Harbour" verbrachten wir die Nacht, labten uns andern Tags an einem echt englischen Frühstück bei den dort prosperierenden englischen Pflanzern Th. und verfolgten unseren Weg.

Die Gegend hatte sich stark verändert: die flache Küste hatte sich erhöht: eine mächtige Schicht von Korallenkalk bildete ein hohes Plateau, das senkrecht gegen das Meer abstürzte, während die jüngsten Arbeiten der Korallentiere erst einen schmalen, flachen Strand gebildet hatten. Die Plateaus waren durchschnitten von rasch sich verengenden, flachsohligen Tälern, aus deren Mitte nicht selten steilwandige Hügel wie riesige Bastionen hervorragten. Dieselbe Form zeigten die nahen Inseln: 200 m hohe, oben ganz flache Klippen. Über alles breitete sich der Waldteppich, nur selten waren die weißen Kalkfelsen sichtbar. Seiner Duft füllt die Täler mit violetten Tönen, heute war das Meer hell und der Wind frisch. Die Gegend präsentierte sich äußerst vorteilhaft. Es ist ein Bild, das der Großartigkeit nicht

entbehrt, die vielen Horizontal- und Vertikallinien geben der Landschaft Stil und lassen in ihrer Einfachheit die Elementargewalten ahnen. Denn man kann die Entstehung der Kalkgebirge wohl nirgends deutlicher erkennen als hier, wo man den Prozeß in allen seinen Stadien verfolgen kann, vom lebenden Korallenriff, das purpurn durch das Wasser schimmert, bis zur hohen Fluh. Es wird im Jura vor zahllosen Jahren einst ähnlich ausgesehen haben, und auch dort herrschte dieselbe tödliche Einsamkeit wie hier.

An einer Landzunge bei der Mündung eines Flüßchens warfen wir Anker, begrüßt von den Hunden, Katzen und dem Wächter der Missionsstation. Anwesend war auch ein Mädchen, das der Pater einst eigenhändig aus dem Grab gegraben hatte, in welches eine lieblose Mutter es bei gesundem Leibe gelegt hatte. Wiederum Gast im Hause des Paters, verlebte ich eine höchst interessante Zeit.

Die Bevölkerung von Port Olry, wie der kleine Hafen heißt, ist von der der übrigen Inseln des Archipels ziemlich verschieden. Sie hat dunklere Hautfarbe, anderen Gesichtstypus und ist viel größer als anderswo. Man mag sie als typisch melanesisch bezeichnen, während die Bewohner von Vao z. B. viel polynesische Elemente enthalten, worauf auch ihre Tradition deutet.

In Vao tritt einem eine recht wohlgefällige, schlanke und zierliche Rasse entgegen. In Port Olry finden wir dagegen meist sehr stämmige, muskulöse Gestalten mit groben, brutalen Zügen, anscheinend wenig Intelligenz und sehr anspruchsloser Lebensweise. Kleidung und Schmuck beschränkt sich aufs **B. 26**
einfachste, so daß wir hier wohl vor der primitivsten Bevölkerung des ganzen Archipels stehen. Der Schmuck besteht hauptsächlich aus Kämmen, die sich **B. 27**
zu sehr großen Formen entwickelt haben. Meist sind sie einfach gezähnte Bambussegmente, auf die einige unklare Figuren geritzt sind, oder es sind mit Spitzen versehene Bügel, auf die Schweineschwänzchen aufgesteckt sind. Gern befestigt man auch Schweineschwänze an Federkielen und steckt diese in die dichte, krause Perücke. Wer besonders elegant sein will, läßt das Haar lang wachsen, rollt dann die einzelnen Locken zusammen und legt sie schön parallel, so daß sie wie eine Unzahl kleiner Zöpfchen nach allen Seiten vom Scheitel herabhängen. Mit Kokosöl wird dieses Polster dann sorgsam getränkt, so daß die Löckchen mit Ruß, Schmutz und Fett verkleben und wie ebensoviel Klumpen am Kopfe baumeln und bei jeder Bewegung erzittern.

Eine merkwürdige Deformation der Nase wird von beiden Geschlechtern geübt und erzeugt einen Anblick von äußerst grotesker Häßlichkeit. Die Nasenscheidewand wird nämlich durchbohrt, aber man begnügt sich nicht **B. 28**
damit, in das Loch einen Stab oder dergleichen zu stecken, sondern man nimmt eine federnde Spirale, die sowohl das Septum nach unten preßt, als auch die ganze Nasenspitze nach außen und oben dehnt. Mit den Jahren entsteht eine ganz scheußlich große Nasenspitze, die nach oben, vorn und unten droht, als ob viele Wespen hineingestochen hätten. Es dauert sehr lange, bis der Neuling sich an diesen Anblick gewöhnt hat. Gern macht man auf diese auf-

dringliche Nasenspitze noch einen roten Strich, der von zwei schwarzen eingefaßt wird, was nicht dazu beiträgt, das Gesicht zu verschönern.

Viel hübscher ist es, wenn die Männer sich farbige Blumen in die Haare stecken. Eine violette oder rote Blüte über jedem Ohr sieht auf dem dunkeln Grunde äußerst kokett aus. In den Ohrläppchen trägt man Spiralen aus Schildpatt oder flache Plättchen aus Knochen. Auch da werden an die Spitzen Schweineschwänze gesteckt. Zum Ausgehen bemalen sich die Männer sehr oft das Gesicht mit einer Mischung von Ruß und Öl. Meist wird der obere Teil der Stirne so geschwärzt; auch der Nasenrücken und der untere Teil der Wangen. Kinder und Frauen ziehen den roten Fruchtsaft eines Baumes vor, mit dem sie sich ganz mystische Zeichen aufs Gesicht malen.

Die Kleidung der Männer besteht aus einem breiten Gürtel, der, mit Absicht lose geschnallt, sehr tief hängt und die schöne Schweifung der Lenden und Kreuzpartie hervorhebt. Vorn hängen in diesem Gürtel etwa sechs schmale Matten herunter. Früher und heute noch an Festen trug man auf dem Kreuz ein merkwürdiges Holzovoid, dessen Bedeutung den Ethnographen schon viel Kopfzerbrechen gemacht hat. Man wird dem Sinn des Holzes wohl am nächsten kommen, wenn man es als Sitz auffaßt, denn der Melanesier setzt sich nur ganz ungern auf die bloße Erde, sondern benutzt, wenn immer möglich, einen Knüppel. Mit diesem Kleidungsstücke war der Mann des Suchens nach einem solchen enthoben.

Bieten die Männer einen, wenn nicht schönen, so doch eindrucksvoll wilden Anblick, so sind die Frauen durch die Mode so entstellt, daß man einige Zeit braucht, bis man durch ihren Anblick nicht mehr abgestoßen wird. Sie haben kaum das Recht, viel Schmuck zu tragen. Ihre Haare müssen sie ganz kurz schneiden, dazu schmieren sie sich den Schädel mit Kalk ein, so daß der nackte Kopf lebhaft an einen jener weißköpfigen Geier erinnert, um so mehr, als die Nase vorragt wie ein Schnabel und der Mund nicht eben klein ist. Dazu sind den Frauen als Zeichen ihrer Verehelichung die mittleren oberen Schneidezähne ausgebrochen worden.

B. 25 Die Gestalten sind, außer bei den jungen Mädchen, meist verblüht, doch erkennt man leicht einen oft sehr feinen, ebenmäßigen Gliederbau. Die Kleidung beschränkt sich auf ein ganz kleines Blatt, das an einer dünnen Lendenschnur befestigt ist.

Hinten tragen Frauen und Männer immer ein Büschel Blätter, die Knaben und Frauen meist stark duftende Kräuter, die Männer farbigen Kroton, dessen Farbe sich nach der Kaste richtet. Die ganz hohen Kasten dürfen die dunkelste, fast schwarz schimmernde Varietät tragen. Den Vorrat dazu liefern die Krotonbüsche, die immer den Seiten des Gamals entlang gepflanzt werden, und die dann auch den prosaischen Tanzplätzen einige Farbe verleihen.

Halb Schmuck, halb Medizin sind die großen Narben, die man hier viel sieht, am meisten auf der Brust oder auf den Schulterblättern. Man macht sich nämlich gegen innerliche Schmerzen oft große Schnitte; auf der Brust

z. B., indem man sich eng mit einem Seil umschnürt, so daß die Haut zwischen den Windungen herausquillt. Dadurch wird sie ziemlich unempfindlich und kann aufgeschnitten werden. Man trägt dann Sorge, die Krusten immer wieder abzukratzen, bis eine recht dicke, vorstehende Narbe entstanden ist, die man zeitlebens hat, und die nicht für unschön gilt.

Bei Rheumatismus nimmt man einen etwa 20 cm langen Bogen. An dessen Sehne bindet man einen kleinen Pfeil an, der eine haarscharfe, messerartige Spitze trägt (jetzt meist einen Glassplitter). Mit diesem Pfeil schießt man reihenweise feine Schnitte in die Haut des leidenden Teiles, deren Narben fast gar nicht sichtbar sind, aber doch feine, oft recht nette Muster auf der Haut zurücklassen.

Einfach wie die Kleidung sind das Leben und die Kultformen.

Wir finden nicht, wie in Vao, die sorgsam eingehegten Höfe oder die stimmungsvollen Tanzplätze. Die Häuser sind im Dickicht versteckt, in regelloser Unordnung um ein Gamal, das einsam mitten auf leerem Platze steht. Skulpturen und stehende Trommeln fehlen, in Pfützen vor dem Gamal finden sich einige liegende Trommeln von bescheidenen Dimensionen.

Die Wohnhäuser sind einfache Giebeldächer, fast ohne Seitenwände, doch meist mit einer Hinter- und Vorderwand aus Bambus. Oft sind sie zweigeteilt, um den Schweinen einen Stall zu bieten, wenn man nicht vorzieht, mit den Schweinen zusammen zu wohnen. Einige flache Holzschalen sind fast das einzige Gerät, was die Natur dem Eingeborenen nicht fast fertig in die Hand gedrückt hat. Zum Kochen braucht man weiter nichts als Steine, die im Feuer erhitzt und dann um die in Blätter gehüllte Nahrung aufgetürmt werden. Diese Steine müssen natürlich feuerfest sein; Kalk ist nicht zu gebrauchen, und da solche Kochsteine in den Kalkformationen völlig fehlen, müssen sie oft weit her vom Meeresufer gebracht werden und werden deshalb recht sorgsam bewahrt. Gabel und Löffel braucht man nicht, und als Eßmesser zum Schälen der Früchte dienen Muscheln oder Bambussplitter. Mit diesen läßt sich nicht gut gegen sich zu schneiden, deshalb ist dem Eingeborenen die Gewohnheit geblieben, alle Früchte von sich weg zu schälen, auch mit dem Stahlmesser. Das Bett verschmäht man oder fühlt sich auf einigen parallel gelegten Bambus recht behaglich.

Nähern wir uns einem Weiler, so werden wir erst von einigen grunzenden Schweinen erschreckt, die sich schimpfend ins Dickicht retten. Dann werden wir angemeldet durch das Gebell zahlreicher Köter, die sich uns mit geheucheltem Eifer entgegenwerfen, um dann in enger Kurve vorbeizusausen und in sicherer Entfernung weiter zu kläffen. Einige Kinder spielen auf dem Platz vor der Hütte, zwischen Kot und Schweinen. Sie springen auf, drücken sich scheu beiseite, um uns bald zutraulich bei der Hand zu fassen und ins Gesicht zu starren. Um die Mittagszeit werden wir die Männer meistens im Gamal versammelt finden, bei der wichtigen „Lap-Lap"-Bereitung.

„Lap-Lap" ist das Nationalgericht der Bewohner der Neuen Hebriden, und sie verbringen auch gewiß den fünften Teil des Lebens bei der „Lap-Lap"-

Kocherei. Die Arbeit ist einfach und mühelos; es läßt sich dabei so bequem träumen wie beim Nähen und Stricken. Vor sich hat man eine Lage Bananenblätter übers Kreuz gelegt; neben sich einige Yamsknollen, die man schält und dann auf einem Reibeisen, einem Stück Korallenkalk oder der rauhen Blattrippe der Elfenbeinpalme zerreibt. Es entsteht ein zäher, weißer Brei, den man sorgfältig in die Blätter einpackt. Inzwischen ist in einer Grube ein Feuer ausgebrannt und hat die Kochsteine zur Glut erhitzt. Diese nimmt man mit einer Zange, einem gespaltenen Bambus, aus der Grube und legt den Brei in den Bananenblättern an ihre Stelle, bedeckt ihn mit den heißen Steinen, deckt diese wiederum mit einem Bündel trockener Blätter und wartet schlafend, schwatzend oder rauchend, bis das Gericht fertig ist. Es stellt dann eine Brotteig ähnliche Masse dar, der man mit allerlei Zutaten noch mehr Würze verleiht. Man übergießt sie mit der aus geraspelten Kokosnüssen ausgepreßten Milch oder mischt sie mit Kohl, mit Fett oder gerösteten Nüssen; es soll auch sehr schmackhaft sein, sie mit Fleischmaden zu versetzen. Außer mit Yams kann Lap-Lap auch aus Taro, Maniok oder halbreifen Bananen hergestellt werden.

Viel gegessen werden hier auch Bataten und in ihrer Saison die herrliche Brotfrucht, über dem Feuer geröstet; auch Nüsse, Bananen, Ananas, Mandarinen. Es gibt eigentlich immer etwas zu naschen, und wäre der Eingeborene etwas fürsorglich, so müßte er nie Hunger leiden.

Die Männer lassen sich durch unsere Ankunft nicht groß stören, sie rücken vielleicht beiseite und schieben uns ein Scheit zum Sitzen hin; einige Minuten schweigen sie, dann unterhalten sie sich über uns. Sie scheinen eine ganz harmlose Gesellschaft, und doch herrscht gerade hier Mord und Haß wie nirgends, und unter der Oberfläche wallt Blutgier mächtig und hat auch wenige Monate später zum blutigen Kriege geführt.

Wie in den Wohnhäusern, ist auch im Gamal wenig zu sehen, außer einigen Holzschalen. Es sind überall im Dachstroh Waffen versteckt, zu sofortigem Gebrauch bereit: Pfeile, Bogen, Gewehre. Die Keulen gehören fast mehr zur Ausgangstenue und werden immer mitgetragen. Sie sind entweder gerade Stöcke oder säbelartig gebogen. Man benutzt sie, anders als die Säbel, mit der konkaven Seite nach vorn.

Diese Keulen werden sehr geschätzt und sind oft alte Erbstücke. Man erprobt ihre Stärke gern an den Keulen anderer, und je mehr andere eine Keule zerschlagen hat, desto wertvoller ist sie. Man markiert sie für jeden Sieg mit einem Einschnitt, und ich habe ein altes Stück gesehen, das siebenundsechzig solcher Marken zeigte. Früher war der mit ca. 250 Knochenspitzen versehene Wurfspeer in Gebrauch, ist aber heute durch das Gewehr ganz verdrängt.

Die Knochenspitzen für Speere und Pfeile gewinnt man aus den Gliederknochen von Verwandten. Man begräbt die Leiche im Wohnhause ganz oberflächlich. Wenn der Körper verfault ist, was in etwa einem halben Jahr geschehen ist, gräbt man das Skelett aus. Den Schädel läßt man hier

liegen, die Knochen hingegen werden verarbeitet. Man nimmt an, daß mit den Knochen auch die geistige und körperliche Kraft auf den Träger übergehe, und die Knochen hoher Kasten sind daher besonders wirksam. Die Spitzen sind natürlich voller Leichengift und verursachen auch bei nur leichter Verletzung den Tod. Ebenfalls aus Menschenknochen bestehen die Pfeilspitzen, die nadelscharf geschliffen, nur ganz lose im Schafte sitzen, damit sie beim Herausziehen des Pfeils in der Wunde stecken bleiben. Diese sind dann vergiftet mit einer harzartigen Masse, deren Zubereitung nur wenige verstehen.

Die Pfeile sind überall im Archipel sehr sorgfältig gearbeitet, und auf jeder Insel findet sich ein eigener Typus, doch trifft man gewisse Formen überall: eben die mit den feinen Knochenspitzen, die bei der Einsatzstelle des Knochens mit äußerst feiner Spiralwindung von dünnen Fasern umwunden sind. Über diese Bindung wird dann noch eine weitere gelegt, durch welche winzige Dreiecke entstehen, die reihenweise rot, grün und weiß bemalt sind. Eine weitere noch mehr längs laufende Bindung mag die zweite decken. Die Fasern dieser letzteren sollen in der Wunde reißen, die Bruchstücke im Fleisch stecken bleiben und das Übeln der Wunde verschlimmern. Wie man sieht, kann der Melanesier ganz raffinierte Erfindergabe bei der Herstellung der Waffen entwickeln.

Auf die Fisch- und Jagdpfeile wird viel weniger Sorgfalt verwendet. Meist sind sie dreispitzig, mit schwach ausgeschnittenen Widerhaken; die Vogelpfeile haben oft gar keine Spitze, sondern einen Knauf. Dies bezweckt jedenfalls, daß der Pfeil nicht im Astwerk stecken bleiben soll.

Schilde fehlen. Es scheint auch, als ob hier der Pfeil nicht die wichtigste Kampfwaffe gewesen sei, sondern Speer und Keule. Bei Kriegen standen sich die zwei Parteien gegenüber; jeder Krieger hinter einem Baume wohl gedeckt, beständig schreiend. Man verschoß eine Unmenge von Pfeilen mit wenig Erfolg. Schließlich zog sich die eine Partei zurück, was der anderen den Mut zur Verfolgung gab; viel Tote gab es nicht, und die Kriege arteten meist in ein Morden aus dem Hinterhalt aus.

Hat man einige Zeit im Gamal gesessen, so kommt die höchste der anwesenden Kasten und legt uns einige schöne Yamsknollen vor die Füße. Es ist das Gastgeschenk, für das wir uns mit etwas Tabak bedanken.

Die Länge des Gamal richtet sich nach der Kaste des Höchsten, der das Gamal auch bauen läßt und wofür er sich den Männern dann durch ein Festmahl und kleine Geschenke dankbar erweisen muß. Für ganz hohe Kasten **B. 36**
kann das Gamal die bedeutende Länge von 60 m erreichen, und wenn heute diese Häuser, infolge des Aussterbens der Eingeborenen, auch unsinnig groß erscheinen und meist leer stehen, so hatten sie doch Sinn in den früheren Zeiten, als mit der Kaste auch die Gefolgschaft eines Mannes wuchs. Da hier alle Männer im Gamal schlafen, so waren denn auch diese Riesenhäuser einst voll von schlafenden Kriegern, die mit ihren Waffen zu Häupten dort in langen Reihen ruhten und bei einem Überfall sogleich

kampfbereit waren. Heute sind die langen, leeren, röhrenartigen Räume den Leuten selbst so unheimlich, daß sie meist neben dem großen noch ein kleines Gamal bauen, in dem die zusammengeschmolzene Schar sich behaglicher fühlt.

Um sich gegen Überfall zu schützen, fällte man rings um das Dorf den Wald und schuf dadurch ein Dickicht, das auch für den Eingeborenen undurchdringlich war. Allein seit Einführung der Gewehre ist das alles anders geworden, und jeder mordet jetzt links und rechts auf eigene Faust.

Einen Mann getötet zu haben, gleichviel auf welche Weise, ist eine große Tat, und mit Stolz trägt ein solcher Held einen schwarz-weißen Federbusch auf dem Kopf, an dem jeder sehen kann, was für ein tapferer Mann vor ihm steht. In Port Olry waren solche Federbüsche nicht selten zu sehen.

Jeder Mann hat seine eigene Feuerstelle und kocht sich selbst, denn wenn vielerorts die Frau dem Manne kochen darf, so wird sie hier nicht einmal dazu würdig erachtet. Überhaupt genießt die Frau hier, von allen Inseln der Gruppe; wohl am wenigsten Achtung, darf sie doch nicht einmal den Platz vor dem Gamal betreten. Die Frauenunt erhalten sich aber auf ihre Art recht gut, versammeln sich, wie die Männer, zu Schmausereien und kichern und schnattern den lieben langen Tag. Es liegt ihnen zwar die Bestellung der Felder ob, doch ist das keine so schwere Aufgabe, wie's scheinen könnte, wenn man sie am Nachmittage unter einer ungeheuern Last keuchend von den Feldern kommen sieht. Hoch aufgeschichtet tragen sie die Feldfrüchte für die Mittagsmahlzeit und dazu noch einen großen Stoß Brennholz nach dem Dorfe, und zwar auf eine in den Neuen Hebriden einzigartige Weise, nämlich auf dem Kopf. Es mag sein, daß sie noch einen Säugling auf dem Rücken tragen und ein größeres Kind sich von ihnen an der Hand nachziehen läßt. Leider aber ist solch ein Anblick bei der jetzt herrschenden Sterilität nicht häufig.

Die Arbeit auf den Feldern besteht lediglich im Sammeln der Früchte, im Ausgraben des Yams und wird in Gesellschaft bei fröhlichem Geplauder besorgt. Dazu findet sich immer etwas zum Naschen, und alle Augenblicke sitzt man im Schatten eines provisorischen Daches, ruht sich aus, schwatzt, lacht und raucht.

Ernst ist die Arbeit nur in der Pflanzzeit, wenn der Wald gerodet wird, und die Zäune um die neuen Felder gemacht werden müssen. Allein dann helfen die Männer mit, ganze Sippen schließen sich zusammen, um gemeinsam das Feld zu bebauen und in heiterer Geselligkeit geht die Arbeit dann spielend vonstatten. Ist sie beendet, so belohnt man sich gegenseitig für die Hilfe mit Festessen und Geschenken.

Die Zäune werden recht einfach dadurch hergestellt, daß man mannshohe Stämme des wilden Baumwollbaums, der überall massenhaft wuchert, in einem Doppelkreis um das Feld in die Erde steckt und den Zwischenraum mit den ausgerodeten Knüppeln und Ästen füllt. Die Baumwollstangen fangen alsbald wieder an zu sprießen und bilden lebende Hecken, denen man



Strand bei Süd-Malekula.
Mit den Riesenbäumen, die sich weit über den Sand strecken und kühlen Schatten spenden.



Haus eines geheimen Männerbundes auf Ambrym.
Umzäunter Vorplatz und kleines Vordach über der Tür.



Frauen in Ambrym auf dem Wege ins Feld.



Frauen von Ost-Malekula am Strand beim Händler.

im Urwald überall begegnet, und die als Zäune alter Felder nur zu häufig den Weg versperren. Deshalb winden sich die Pfade so vielfach, und auch, weil die Eingeborenen in herrlichem Egoismus die Felder meist quer über den Weg anlegen, da es ihnen selbst so paßt.

Die Zahl der Weiber beträgt hier höchstens ein Viertel der Männer, was das rasche Aussterben der Rasse erklärt. Eine der Ursachen dieses Weibermangels ist die Sitte, beim Tode des Häuptlings alle seine Frauen zu hängen, eine Sitte, die um so verderblicher wirkt, als die Häuptlinge immer viele junge Frauen besitzen, während die jungen Männer sich höchstens eine Alte kaufen können. Immerhin hat dieser Gebrauch, soweit der Einfluß der Missionare und der Pflanzer reicht, verdrängt werden können, nicht zum mindesten durch den Appell an die jungen Leute, daß sie sich damit selbst am meisten Schaden zufügten. Die Frauen aber waren damit nicht zufrieden gewesen, viele wünschten den Tod, da sie sonst von der Seele ihres entschlafenen Gemahls beunruhigt würden.

Die Exekution wird übrigens nicht sofort vorgenommen. Während gewöhnliche Leute in ihren Hütten begraben werden, ganz oberflächlich natürlich, werden die Häuptlinge nach geziemender Beweinung im dichten Walde in all ihrem Schmucke auf ein mannshohes Gerüst gelegt, über dem ein Strohdach errichtet ist. Nach dreiviertel Jahren haben die Fliegen und B. 38
das Klima ihr Werk getan, so daß nur noch das Skelett zu sehen ist.

Aber schon einige Wochen nach dem Tode war ein großes Totenfest mit Tanz und Schweineschlachten veranstaltet worden. Während des Tanzes wurde den durch das Fest wild erregten und halb sinnlosen Frauen ein Seil um den Hals geschlungen, an dem alsbald zwei Männer aus Leibeskräften zogen und die Frauen so erdrosselten.

Da ich immer noch keine Diener hatte, konnte ich nicht viel in den Dörfern inland unternehmen. Ich hielt mich meist auf der Missionsstation auf, wohin aber die Eingeborenen häufig kamen, so daß ich immer Leute um mich hatte, an denen ich meine Studien verfolgen konnte; so benutzte ich einst die Gelegenheit, Messungen an ihnen vorzunehmen, und diesmal ließ sich die Sache ganz gut an: es hängt nämlich viel von der Stimmung des jeweiligen Trupps ab, ob man viele Meßobjekte bekommen kann oder nur eines. Nehmen die Zuschauer die Prozedur beim ersten von der komischen Seite, so ist das Spiel verloren, denn freiwillig wird sich kein Zweiter dem Hagel von Witzen und Spottreden aussetzen, der auf den ersten und den Messenden selbst niederfällt. Günstiger ist es schon, wenn Furcht vor geheimer Zauberei die Leute zurückhält; Überredung und der klingende Lohn geben dann manchem Mut und Vertrauen zurück. Am günstigsten ist geheucheltes Verständnis für die tiefe Wissenschaftlichkeit der Sache oder absolute Gleichgültigkeit, die sich ohne weitere Gedanken als Objekt hergibt und dann mit einer Münze oder Tabak in der Hand nach Hause zottelt und über die vielen Verrücktheiten der Weißen den Kopf schüttelt.

Diesmal heuchelte man nun das wohlwollende Verständnis, so daß ich

mit Vergnügen von der Veranda die stattliche Zahl junger Männer überblickte und mit der Arbeit begann.

Ich war sehr erstaunt, als ein Herr Fusil, ein schwatzhafter Franzose, der sich in der Nähe seit einigen Tagen mit Schweinehandel aufhielt, plötzlich vor dem Hause auftauchte, während ich gerade mit Paul beschäftigt war, einem früheren Missionszögling, der mir schon öfters durch die Tadellosigkeit seines Körperbaus und seiner Samthaut aufgefallen war. Herr Fusil trat auf ihn zu und versetzte ihm einen heftigen Schlag auf die Brust mit den Worten: „Du hast mir mein Schwein gestohlen!" Neun von zehn Eingeborenen hätten sich das wahrscheinlich gefallen lassen, Paul aber, der ein sehr kräftiger Mensch war, wie er es soeben am Dynamometer gezeigt hatte, drehte sich um und stellte sich zum Kampfe. Das hatte Herr Fusil offenbar nicht erwartet; er zog ein Messer aus dem Ärmel und rettete sich mit zwei Sprüngen auf die Veranda des Hauses, die für die Eingeborenen „tabu" war. Es entstand ein allgemeiner Aufruhr. Unten tobte die wütende schwarze Menge, Paul an der Spitze, und wollte die Veranda stürmen, nur mit Mühe konnte ich Paul von derselben herunterstoßen; oben schüttelte Herr Fusil seine mörderischen Fäuste und schüttete seine Wut in vielen schnellen Worten aus.

Auf den Lärm kam der Pater aus dem Hause und konnte die Gemüter einigermaßen beruhigen, außer Paul, der vor Wut weinte und fortwährend Herrn Fusil zum Verlassen der Veranda aufforderte. Es gelang auch endlich, den Grund des Händels zu erfahren. Fusil beschuldigte Paul, der ihm ein Schwein verkauft hatte, und wohl auch mit Recht, die Stricke nach Empfang der Zahlung durchschnitten zu haben, so daß es wieder nach Hause lief. Statt des Schweins hatte Herr Fusil daraufhin einen Eingeborenen an Bord gepreßt und drohte, denselben auf einer Plantage zu verkaufen, wenn ihm das Schwein oder die Kaufsumme nicht wieder erstattet würde.

Der Pater erklärte, daß er in dieser Sache nicht viel tun könne, und ermahnte die Parteien zum Frieden, natürlich vergebens. Herr Fusil rannte auf der Veranda hin und her wie ein Raubtier im Käfig, Gift und Galle speiend, Paul folgte ihm unten und forderte ihn auf, den Kampf mit ihm am Ufer auszufechten. Herr Fusil höhnte, das sei ihm viel zu gering, und tat wohl daran, denn er wäre zum mindesten jämmerlich verprügelt worden.

Diese Szene dauerte etwa eine halbe Stunde, während deren Herr Fusil zum Gespötte aller Schwarzen wurde. Um der widerlichen und für das Renommee der Weißen durchaus unvorteilhaften Szene ein Ende zu machen, ließ der Pater, da die Eingeborenen zugaben, daß Herrn Fusil ein Schwein abhanden gekommen sei, dasselbe ersetzen, worauf auch der unschuldige Gefangene vom Boote ans Land gesetzt wurde. Dann entfernte der Pater Paul vom Schauplatz, und währenddem begleitete man Herrn Fusil sicher ans Ufer, von dem er alsbald schimpfend und grollend sein Boot gewann und das hohe Meer suchte. Die Eingeborenen zogen sich ihrerseits gegen

die Dämmerung hin zurück, beladen mit einigen Ermahnungen des Paters, aber fröhlich jauchzend über den Streich. Gemessen hatte ich aber keinen von ihnen, und daran trägt Herr Fusil die Schuld. So bald wird er aber in Port Olry auch keine Schweine mehr kaufen.

So geringfügig diese kleine Sache an sich auch ist, so ist sie doch typisch für die Art und Weise, wie Konflikte entstehen. Derselbe Streit hätte in ganz ruhiger und sachlicher Manier geschlichtet werden können, ohne das dumme, renommierend aufbrausende Auftreten des Herrn Fusil und seine Unfähigkeit, sich mit den Fäusten Geltung zu verschaffen. Der Diebstahl wäre wahrscheinlich bei einem anderen Weißen gar nicht vorgekommen, denn die Eingeborenen wissen genau, mit wem sie es zu tun haben. Daß Paul ihn begangen hat, war gewiß nicht schön, aber man darf von den „Wilden" nicht mehr Ehrlichkeit verlangen, als man selbst zu geben imstande ist.

Ich hatte aber an folgenden Tagen genügend Gelegenheit, meine Messungen und das Photographieren nachzuholen. Als ich einst einem jener Dandies mit dem geringelten und gesalbten Haar sein Konterfei zeigte, stieß er einen Schreckensschrei aus: „Bin ich das?", eilte weg und erschien nach kurzer Zeit mit kurzgeschorenen Haaren wieder. Die entstellte Nase allerdings konnte er sich nicht wieder zurecht kneten.

Großen Abscheu zeigten die Eingeborenen, mir Schädel und Skelette zu bringen. Da die Knochen in den Tropen sehr rasch verfallen, kann es sich nur um vor kurzer Zeit Verstorbene, wohl Bekannte, handeln. Bei diesen denkt man sich den „devil", d. h. Seele, wohl noch zu lebendig, als daß man gern ihre irdische Ruhe störte. Jedenfalls bringt man ungern seine eigenen Verwandten, dafür aber die der anderen. So sammelte sich bei mir denn nach und nach, durch Geld herbeigelockt, eine erfreuliche Anzahl Schädel und Knochen. Man brachte sie, in Blätter gehüllt und mit Lianen fest umwunden (damit der devil ja nicht herauskann), an langen Stangen die Pakete weit von sich haltend. Behutsam legte man die Bündel mir vor die Füße und sah mit bewunderndem Entsetzen zu, wie ich die Objekte aus der Hülle schälte und handhabte wie andere Gegenstände. Alles, was die Knochen berührt hatte, Blätter und Stangen, war Gegenstand größter Scheu. Sie machten sich aber doch gern das Vergnügen, sie einem Harmlosen unter die Füße zu schieben, und jubelndes Gelächter belohnte dessen Luftsprung, wenn er von der nahen Gefahr unterrichtet worden war. Die Schädel wurden reihenweise von mir in die Sonne gestellt. Öfters kamen Leute, die sich mit Kopfschütteln und Ekel dieses Museum betrachteten. Es scheint übrigens der physische Ekel bei diesem Gebaren eine große Rolle zu spielen, davon merkt man allerdings bei Schweinekadavern und -knochen nichts, denn man kann in dieser Hinsicht die unappetitlichsten Dinge sehen.

Am furchtsamsten waren die Alten, die Jungen waren die Emanzipierten und meine Hauptlieferanten. Auch gab es einige, die gelegentlich sogar einen Knochen mit dem Fuß aufhoben.

Ähnliche Furcht hatten die meisten vor Schlangen. Es gibt hier eine zirka 3 m lange Boa, von denen mir einst auch eine in Blätter gehüllt zugetragen wurde. Als ich sie tötete und häutete, umstand mich in weitem Kreise eine fluchtbereite Menge; vor der leeren Haut noch nahmen sie kreischend Reißaus. Diese Vorstellung wurde jedoch von meinen Gehilfen so oft wiederholt, daß sie zuletzt in ein bloßes Spiel ausartete und Gesang, Tanz und Jubel den Tag beschlossen, während die Haut im Spiritus ruhte.

Achtes Kapitel.
Port Olry.
(Fortsetzung.)

Ich war schon etwa drei Wochen in Port Olry und spähte jeden Tag sehnlichst, ob nicht die „Marie-Henry" auftauche, die mein Gepäck bringen sollte. Ich hatte nur das durchaus Nötigste mit mir, Kleider und Wäsche gingen auf die Neige, und meine wissenschaftliche Ausrüstung war so spärlich geworden, daß ich überall mit Unzulänglichkeiten zu kämpfen hatte. Besonders schmerzlich war, daß mir die Utensilien zum Konservieren zoologischer Objekte fehlten. Ich hatte hier ein recht reiches Feld zum Sammeln; hauptsächlich Vögel schienen in vielen Arten vertreten zu sein. Die „Marie-Henry" kam denn auch eines Morgens und hielt vor der Station, aber mein Gepäck brachte sie nicht. Man hatte es vergessen. Ich war sehr enttäuscht und sah vorderhand keine Möglichkeit, es zu bekommen.

Die „Marie-Henry" fuhr nach Talamacco, der Pater und ich benutzten die Gelegenheit, um mit ihr zu fahren; er, um seinen Kollegen zu besuchen, ich, in der Hoffnung, dort Diener zu finden. An Bord war auch Herr F., ein englischer Pflanzer von Big Bai. Er war ein sehr freundlicher, altruistischer Herr und versprach mir, seinen ganzen Einfluß bei den Eingeborenen daranzuwenden, mir Diener zu verschaffen.

Bei dumpfigem Regenwetter kreuzten wir auf dem großen Segelschiff in der Bai gegen Süden. Es war nach den Fahrten auf den kleinen, 2—3 t haltenden Kuttern ein komfortables Reisen auf dem 150 t-Segler, auf dessen Deck man hin und her wandern konnte, und der eine ansehnliche Kabine faßte. Statt Kisten hatte man einen wirklichen Eßtisch, und regelrechte Stühle waren ebenfalls vorhanden. In der Kabine fanden sich geräumige Schlafstellen, und das Menu der Mahlzeiten war recht einladend. Wir litten darum nicht unter der Fahrt, trotzdem sie sehr langsam vonstatten ging, zumal auch wir Reisende an Bord uns alle gut verstanden. Herr F. hatte zwar weder Bildung noch Erziehung, hatte aber den Vorzug, den fast jeder Engländer auch aus niederer Gesellschaftsschicht hat, daß er das Ideal des Gentleman nie aus den Augen verlor. Zudem war er ein Mann, der sich auf seine Weise für vielerlei interessierte und über alles sich belehren wollte. Der vierte Passagier war ein Offizier der Vermessungsexpedition, ein sehr interessanter Mann, von wohltuender Natürlichkeit. Der Kapitän war ein rechter See-

mann, rauh, leichtsinnig und vergnügt. Er sorgte dafür, daß die Flaschen nicht zu lange gefüllt blieben, und daß die Konversation nicht in gar zu hohe Sphären sich verstieg.

Am nächsten Morgen ankerten wir bei Talamacco in Big Bai. Der Pater ging zu seinem Kollegen, der Offizier und ich ließen uns in dem kleinen Hause des Herrn F. nieder. Es regnete in Strömen. Auch die überreiche Gastlichkeit des Herrn T. konnte die Langeweile nicht bannen. Das Grammophon spielte zwar ohne Aufhören, und alle halbe Stunden mußten wir Herrn F. in einem Glase Gin Bescheid tun, aber es war zweifellos langweilig, ja trostlos, während ein Tag und ein zweiter vergingen. Herr F. hatte seinen Aufseher, den „Moli", überall hingesandt, um Boys für mich aufzubieten. Am zweiten Nachmittage kamen einige herbei, und Herr F. war unermüdlich, sie den ganzen Nachmittag zu bearbeiten, bis zuletzt vier sich entschlossen, für zwei Monate sich zu verdingen. Ich war überfroh und Herrn F. sehr dankbar und brachte die kostbare Beute gleich an Bord, damit sie sich nicht noch anders besinnen und fortlaufen könnte.

Am Abend fuhren wir zurück. Der Wind war heftig. Als wir das Kap Quiros umschifft hatten, wehte er uns direkt entgegen, wir mußten wieder einmal kreuzen.

Als ich bei Tagesanbruch an Deck trat, bot sich ein imposanter Anblick. Mächtige Wellen wälzten sich heran, das große Schiff hob und senkte sich schwer und wuchtig, mit gurgelndem Zischen pflügte es durchs Wasser, stieg auf die Kämme und ließ die Wellen unter seinem Kiel sich durchpressen. Unter dem Druck des Windes legte es sich auf die Seite, in der Takelung pfiff der Sturm, und allein schon die volle Schwellung der Segel bot einen ästhetischen Genuß — für ein Laienauge. Der Kenner hätte allerlei Defekte gesehen, morsche Taue, zerrissene Segel, denn die Takelung war in schlechtem Zustande. Bald bemerkte auch ich, daß der Kapitän besorgt den Mast prüfte, das und jenes Tau verstärken ließ und das Wachsen eines Risses im Hauptsegel verfolgte.

Eine heftige Welle brachte am Steuer etwas in Unordnung, es war Zeit, daß wir am Nachmittag in den Hafen von Port Olry einlaufen konnten, um die Havarien zu reparieren.

Ich machte mich sofort auf den Weg zu den Herren Th. Ich wußte, daß einer derselben im Begriff war, Santo zu umsegeln. In dem Falle wollte ich ihn bitten, mir mein Gepäck zu bringen.

Der Aufseher des Herrn F. war mit uns gefahren. Er wollte dem Missionar in Hog Harbour eine alte hölzerne Speiseschale bringen. Es war das schönste Stück seiner Art, das ich je gesehen, in Form einer Schildkröte, vortrefflich geschnitzt. Er ging den ganzen Weg vor mir, die Schale auf dem Rücken, so daß ich das saure Vergnügen hatte, das seltene Objekt, das mir nicht bestimmt war, stundenlang vor Augen zu sehen.

Die Herren Th. konnten mir mein Gepäck nicht abholen, doch wollten sie die Eingeborenen dazu bewegen, die Fahrt in ihrem Boote zu machen.

Es würde das zwar etwa eine Woche in Anspruch nehmen, aber spät war besser als nie.

Am folgenden Tage kehrte ich zurück. Der Südost tobte noch in gleicher Stärke, aber die „Marie-Henry" war abgefahren, als ich Port Olry wieder erreichte.

Bei den Herren Th., jungen Männern von guter australischer Herkunft, konnte ich den Betrieb auf einer wohlgehaltenen englischen Pflanzung kennen lernen. Was mir am ersten auffiel, war die Sauberkeit der Anlage, die schönen Quartiere für die Arbeiter, die Ruhe, mit der alle Arbeit vor sich ging, und das nette Verhältnis, das die Herren mit den Arbeitern hatten, und nicht zuletzt das gute und fröhliche Aussehen derselben.

Die Herren Th. hatten sich eben einen ganzen Häuserkomplex erstellen lassen, dessen schneeweiße Kalkwände freundlich aus dem hellen Grün der jungen Kokospalmen hervorleuchteten. Da war eine geräumige Küche, ein Warenhaus, ein Werkzeugschuppen, eine Bäckerei, ein Wohnhaus und ein offener Kiosk, wo man in dem frischen Seewind in der Kühle bequem dinierte und abends seinen Whisky trank. Eine prächtige Aussicht auf die blaue Bucht und die steilwandigen Inselplateaus weckte Ahnungen an paradiesische Gefilde, während die Palmen leise im Luftzug fächerten. Da waren auch ein großer Hühnerhof, ein Schweinekäfig, Pferde- und Viehweiden, während am Ufer Bootshäuschen im Schatten alter Bäume sich bargen und mit Werkschöpfen, Lagerhäusern und Kopratrockenhäusern eine kleine Stadt bildeten.

Dahinter waren die Quartiere der etwa sechzig Arbeiter. Die Ehepaare hatten jedes eine eigene kleine Hütte, die ledigen Burschen schliefen zu je achten in geräumigen, luftigen Häusern, jeder hatte eine erhöhte Schlafstelle, unter der er in einer Kiste seine Habseligkeiten verwahrte, während am Dache allerlei gemeinsamer Hausrat hing, Netze, Fischspeere, Bogen, Vogelflinten und dgl. Solche Plantagenarbeit, wo es weder an Nahrung noch an Pflege für die Schwarzen mangelt, kann für die Rasse nur von Vorteil sein, und es ist darum nicht zu verstehen, warum die Missionare es nicht gern zu sehen scheinen, wenn ihre jungen Burschen sich zur Arbeit dort verdingen. Wegen der guten Behandlung, deren die Eingeborenen bei den Herren Th. sicher waren, hatten diese auch immer genügend Arbeiter und konnten ihre Pflanzung glänzend entwickeln. Diese bestand zum großen Teil aus Kokospalmen, die aber noch nicht zum Ertrag gekommen waren, aber in langen Linien viele Hektar deckten, welche einst alle dem Urwalde hatten abgerungen werden müssen; und immer noch pflanzten die unternehmenden Männer weiter. Durch systematische Arbeit hatten sie in acht Jahren zirka 35 000 Bäume gepflanzt, und wenn man als jährlichen Minimalertrag einer Palme 1 sh rechnet, so kann man leicht ersehen, daß, wenn mit zehn Jahren der Baum Ertrag bringt, es sich wohl lohnt, einige entbehrungsreiche Jahre daran zu setzen, um dann zu einem sicheren und sehr schönen regelmäßigen Einkommen zu gelangen.

Die Pflege und Pflanzung der Kokospalme ist höchst einfach. Man rodet

erst den Urwald, eine, besonders wo große Bäume stehen, sehr mühevolle Arbeit. Sind die geschlagenen Stämme gut ausgetrocknet, so schichtet man das Kleinholz in Haufen und legt Feuer an, das in etwa acht Tagen fast alles verzehrt, außer die ganz großen Hartholzstämme, die man liegen und verfaulen läßt. Es ist vorteilhaft, nach einigen Wochen das neu sprießende Unkraut auszurupfen, dann nochmals zu versengen und nun erst mit dem Pflanzen zu beginnen.

Dazu verwendet man schon gesproßte Kokosnüsse, die man am besten ½ m tief eingräbt in 30 m Distanz. Man hat von jetzt an nur noch Sorge zu tragen, daß das Unkraut und die Lianen die jungen Pflanzen nicht ersticken, das übrige besorgt die treibende Natur, so daß man in acht bis zehn Jahren die Früchte seiner Arbeit ernten kann.

Man sammelt die reifen Nüsse, die zur Erde gefallen sind, spaltet sie und trocknet sie über einem Feuer. Der Kern schrumpft dann zusammen und kann leicht von der Schale losgelöst werden. Er bildet die Kopra, die zur Öl- und Seifenfabrikation jährlich mehr und mehr Verwendung findet.

Um die Arbeitslöhne und die anderen bedeutenden Unkosten, die der Betrieb einer Pflanzung verursacht, zu decken, trieben die Herren Th. eifrig mit den Eingeborenen Handel, indem dauernd einer von ihnen im kleinen Kutter Santo umfuhr oder andere Inseln anlief, um von den Eingeborenen Kopra und hauptsächlich Sandelholz einzukaufen, das an den Hängen von West-Santo noch zu finden ist. So gedieh die Plantage vortrefflich und war ein typisches Gegenbeispiel zu den verlotterten Besitzungen vieler Franzosen, ein Beweis, daß ehrlich am längsten währt, nämlich daß gute Behandlung der Eingeborenen sich direkt lohnt, und daß Energie und Sparsamkeit auch hierin zum Ziele führen. Die Herren Th. haben meinen Bestrebungen stets großes Interesse entgegengebracht und mir viel geholfen. Ich bin ihnen zum größten Danke verpflichtet, nicht nur hierfür, sondern auch für die vielen netten und frohen Stunden, die ich in der Gesellschaft der gebildeten Herren verbringen durfte.

Einige Tage später kehrte ich von Port Olry zu ihnen zurück, um einem Opferfeste das in ihrer Nähe gefeiert werden sollte, beizuwohnen.

Es erforderte dies einen mehrstündigen Marsch durch den Urwald.

Meine Diener hatten sich alle in ihre Sonntagskleider geworfen, Hosen und Hemden und ihren grellsten Kaliko. Das Haar über der Stirn war frisch mit Holzasche bestrichen, einige sogar hatten sich rasiert. Kurzum, sie waren denkbar schön, elegant und verführerisch.

„Well boys, are you ready!“ — „Yes Master!“ tönt es überzeugt zurück, und dabei werden noch die Bündel geschnürt. Man wartet eine kleine Weile, sagt dann: „Well, me, me go.“ — „Allright, you go“ ist die Antwort. Man geht ein paar Schritte und wartet. Einer erscheint vor der Hütte und sucht einen Stock um das Bündel zu tragen, der andere sucht seine Decke. Zuletzt gelingt es aber doch, mit etwa viertelstündiger Verspätung



Blick in ein Waldtal von Zentral-Santo.

Gibt einen Begriff von der üppig-undurchdringlichen Vegetation, welche die ganze Insel überzieht.

B. 31



In Zentral-Santo.

Die lastentragenden Frauen eröffnen den Zug, dann folge ich, hinten meine Träger. Die Frauen tragen hier, im Gegensatz zu anderen Distrikten Santos, die Lasten auf dem Kopf.



Rast an einem Quellflusse des Jordan.

Die reiche Vegetation verbirgt völlig die Ufer; Kies und Geröll bilden das Bachbett.



Aufbruch zu einer Inlandreise.
Da man sich auf Verpflegung durch die Eingeborenen nicht verlassen kann, muß man für die ganze Kolonne Nahrung mitnehmen. Da man nur wenig Träger findet, sind die Lasten sehr groß, und neben den wissenschaftlichen Apparaten bleibt wenig Möglichkeit, dem eigenen Komfort Dienendes mitzuführen.



Heimwesen des Herrn D.
Einfache Wohnhütte, daneben das Koch- und Koprah-Trocknungshaus, ein Tank, um das Regenwasser aufzufangen. Diese Häuser sind die typischen Wohnungen angehender Kolonisten und sind recht wohnlich.

B. 33



Letztes Lager am Jordan bei der Rückkehr aus Zentral-Santo.

Der durch schwellende Uferbänke sanft fließende Fluß bot einen heimatlich-freundlichen Anblick und ein erfrischendes Bad.

B. 34

abzumarschieren, was um so weniger Bedeutung hat, als man keinen Eisenbahnzug zu erreichen braucht.

Die Eingeborenen jauchzen und lachen, doch in wenigen Schritten sind B. 31
wir im Walde. Da wird es plötzlich dunkel und still, und es ist, als ob die Düsterheit des Waldes sich um unsere Seele legte, denn alle schweigen, und man spricht nur das nötigste gedämpft. Hier ist nicht die frohe, sinnliche Üppigkeit, die man dem tropischen Urwalde gern anträumt, sondern eine düstere Herbe, ein beengender Kampf um die erste Stelle, eine brutal sachliche Konkurrenz um Raum und Leben.

Riesenstämme mit weiten Kronen erdrücken alles um sich her, töten jeden Nebenbuhler und lassen nur kleinem, unschädlichem Gesträuch das Leben. Zwischen ihnen drängen sich kleinere Bäume zum Licht. Auf dünnen Stämmen sind sie kerzengerade zur Höhe geschossen, um sich erst ihren Platz an der Sonne zu sichern und später in die Breite zu wachsen. Andere suchen das Licht auf Umwegen, indem sie in schlanken Windungen die Hindernisse umgehen und in weicher Schmiegsamkeit die Lücken benützen, welche die aufs Ziel steuernde Starrköpfigkeit der anderen freigelassen. Das alles bildet die oberste Decke des Waldes, ein hohes Dach, unter dem die jüngeren, schwächeren Individuen mühsam um ihr Leben kämpfen. Junge Stämme strecken sich nach oben, fingerdickes edles Hartholz, das langsam wächst und weniger Blätter bedarf, daneben allerlei nutzloses Gesträuch mit wirr verzweigten Ästen und weichen, breiten Blättern. Um und durch das alles winden sich die Schmarotzer, Lianen, Rotang, einige wie Taue von einem Stamm zum andern gespannt, einige im Bogen vom Erdboden sich hebend, einige sich eng an gerade Stämme schmiegend, mit tausend Wurzeln das fremde Leben saugend, und wieder andere in verzerrten Krümmungen in der Luft sich verschlingend, wie kämpfende Schlangen. Und das alles wächst und gedeiht auf den Leichen vergangener Generationen, auf dem moderig feuchten Boden, wo Blätter faulen und morsche Stämme zerfallen, wo es immer feucht ist, weil nie ein Sonnenstrahl hineindringt.

So ist es traurig im Urwald und unheimlich ruhig wie in einem Friedhof, denn auch der Wind vermag nicht in sein Inneres herabzudringen. Rauschend fährt er über die Wipfel hin, wo man manchmal hellgelb die Sonne scheinen sieht, so daß man zum Licht und zur Luft aufblickt wie aus einer engen Schlucht.

Wie Männer im härtesten Kampfe schweigen und alle Kraft ans eine Ziel setzen, so fehlt auch hier, in dem verbissenen hastigen Kampfe jede Äußerung frohen Lebens, es fehlen Blumen und Farben. Endlos vertieft sich das dumpfe Grün ohne Abwechslung, nur in ewiger Veränderung der Formen.

Selbst die Tiere scheinen die dunkle grüne Tiefe zu meiden. Auf den höchsten Bäumen baden in der Sonne einzelne Tauben, fliegen schwer auf und streichen über die Gipfel, und fernher, wie aus einem anderen, leichteren Elemente, tönt ihr Lockruf, matt, melancholisch, wie im Fiebertraum, der auch uns zu bedrücken scheint.

Ein verlorener Falter huscht irrend zwischen den Stämmen, ein feines Wesen, das dieser Welt fremd ist, das in verbotenem Leichtsinn aus der Sonne ins Dunkel sich gewagt hat und nun vergebens nach einem Auswege sucht; hier und da grunzt ein unsichtbares Schwein auf, und von seiner koboldartigen Flucht zeugen das Brechen der Äste und das Rascheln des Laubes.

Feuchtigkeit und unheimliche Dumpfheit schweben über dem morastigen Boden, man würde sich nicht wundern, wenn er sich plötzlich bewegte und ringelte, als ob ekel-schleimige Schlangen, eng verknotet, durcheinander glitten. Dornen haken sich in die Kleider, tückische Schlingpflanzen legen sich um die Füße, und ein spitzes Hohngelächter versteckter Gespenster zu hören, würde den Stolpernden nicht überraschen.

In der feuchten Hitze fühlt man sich müde, gequält, unruhig, wie in gefährlicher Gegend, man ist einsam und folgt fast verzagt dem Führer, der lautlos auf dem weichen Boden schreitet, mit einem Zweige die unzähligen Spinnennetze vor sich her abstreifend, die sonst klebrig und ekelhaft sich aufs Gesicht legen. Lautlos folgt hinten auch die Kolonne, nur hin und wieder bricht ein morscher Ast, oder es knarrt ein Stamm, der sich im Winde an einem anderen reibt.

In dieser Öde geht es auf dem kaum sichtbaren Pfade stundenlang weiter, ohne Ausblick, ohne Ziel und Richtungspunkt in dem unendlichen, überall gleichen Waldmeere, an tausend und aber tausend Stämmen vorbei, über zahllose Lianen, durch dichtes Gebüsch. Manchmal treffen wir eine Lichtung da, wo ein alter Baumriese niedergebrochen, oder wo einst ein Dorf gestanden. Aber schon hat das junge Grün von dem Fleck Besitz ergriffen und deckt alle Spuren am Erdboden. Hier und da liegen mächtige Korallenblöcke im Dickicht, an ihrem Fuße haben die Schweine gewühlt. Es ist ein sinnverwirrendes Marschieren, oft fühlt man sich wie schwindlig von den dauernd vorbeistreichenden Stämmen und Ästen. Der Europäer wäre verloren in dieser Wildnis, dem Eingeborenen ist sie die Heimat. Er sieht alles, jede Tierspur, jeden Vogel, und an jedem Baum und jeder Liane findet er Merkpunkte und Wegweiser, Absonderlichkeiten der Form oder Gruppierung, die er mit scharfem Blick erkennt, wie auch die undeutlichsten Zeichen des Pfades: eine Fußspur, einen Messerhieb auf dünnem Äste, ein zerrissenes Blatt. Wie sich der Weiße in einer großen Stadt an auffallenden Gebäuden seinen Weg merkt, wie er auf den Straßenbahnen die Schilder zu lesen versteht, so liest der Schwarze im Urwald am Baum und auf dem Boden. Er kennt jede Pflanze und weiß, wozu sie dienen kann, er kennt das beste Holz zum Feuerreiben, weiß, wo er frisches Wasser finden kann und welche Liane das zäheste Seil liefert. Und dennoch scheint auch er sich dem Schauer des Urwaldes nicht ganz entziehen zu können und seine drohende Macht zu empfinden.

Steil bergauf und bergab führt der Pfad, über lose, zermürbte Korallen, zwischen denen Farne und Moose sprießen; an Lianen erklettern wir Felsbänke und mit dem Messer hauen wir uns frei von den Umgarnungen dorniger

Ranken oder dichten Gestrüpps. Links und rechts führt der Weg, oft rückwärts um gefallene Bäume und Moräste, daß die Strecke sich aufs Drei-, ja Vierfache verlängert. Der Führer braucht sein Messer leicht und ruhig, er sieht, wo die Lianen haften und welcher Ast das Hindernis trägt, und mit wenig Hieben fällt das Wirrsal zu Boden und der Weg wird frei bis zum Gürtel, und einige Schläge klären auch den Weg durchs Unterholz.

Man schmäht oft die Trägheit des Eingeborenen, der die Wege nicht reinige, Stämme nicht am Boden kappe, sondern etwa fußhoch, und der lieber ein Hindernis jahrelang umgehe, als einmal in halbstündiger Arbeit einen Weg durchzuhauen oder der einen störenden Stamm, quer über den Weg, nicht entferne, sondern ihn lieber viermal des Tages mühselig überklettere. Man mag in vielem recht haben, heute könnte der Eingeborene gewiß die Wege viel besser imstand halten, als er es tut. Allein es liegt dem doch viel mehr als nur Trägheit zugrunde. Stämmchen kappt er hoch, damit er nicht darauf trete und den Fuß verletze, und Hindernisse auf den Wegen liebt er zum Schutz, da er annimmt, sie schaden dem mit ihnen unvertrauten Feinde mehr als ihm, und dann lebt in ihm noch die Erinnerung an jene Zeiten, da er kein Eisen besaß und das Zerhauen eines auch nur mittelstarken Stammes mit dem Stein- oder Muschelbeil eine sehr mühselige Arbeit war. Zweifellos denkt der Eingeborene nicht sehr gemeinnützig, ja nicht einmal vorsorglich und das Hindernis, das er selbst überwunden, kümmert ihn nicht weiter, obschon er weiß, daß er es noch täglich zu nehmen haben wird. Nur hier und da rafft sich ein Dorf auf und macht an steilem Hange Stufen und Schwellen im Lehmboden oder schont an einer Felswand einige Lianen als Kletterseile, ja einmal habe ich sogar eine Brücke getroffen.

Endlich, es scheint schon eine Ewigkeit, seit wir im Walde dahinschreiten, tönt fernes Rauschen durch das grüne Gewirr, es wird stärker, bald erkennen wir einzelne Stöße wie Pulsschläge. Es ist das Meer, und plötzlich lichtet sich der Wald, wir treten an den Strand, geblendet von der Fülle des weißen Lichtes, das uns anstrahlt, befreit aufatmend im frischen Winde, vor dem weiten Horizonte, in dem weiten, weiten Raum. Wir möchten die Glieder strecken, um die Freiheit der Luft ganz zu fühlen nach der drückenden Enge des dunklen Waldes, und wie aus der Tiefe des Wassers aufgetaucht, atmen wir die reine Meerluft.

Nach kurzer Rast geht es weiter; wir haben noch die Hälfte des Weges vor uns, und tauchen wieder hinein in das Halbdunkel.

Gegen Abend erreichen wir die Pflanzung der Herren Th., rasten und essen. Dann brechen wir auf durch die Nacht. Es ist kein Mondschein, und es ist rabenschwarz. Die Diener haben sich Fackeln gemacht aus Palmblättern, die sie durch fortwährendes Schwingen in Glut erhalten. Sie flackern rot und beleuchten die nächste Umgebung. Mühsam winden wir uns durch die Stämme und Lianen, die den Pfad einengen. Dann und wann schwingt ein Schwarzer seine Fackel stärker, daß sie hell auflodert; dann sehen wir einige Stämme, einige große Blätter, die bald wieder in der Nacht versinken.

Mir ist, als ob wir plan- und richtungslos umhertappen, wie wenn man nachts im dunkeln Zimmer ein Streichholz sucht. Wir sind unseres Weges nicht sicher, denn die eingeborenen Führer haben uns im Stiche gelassen.

Dann und wann hört man ein dumpfes Getöse. Es sind die Trommeln, die am Festorte zum Tanze geschlagen werden. Dieser Lärm hilft uns die Richtung halten, und nachdem wir das hohe Plateau erstiegen und noch ein paarmal fehlgegangen sind, sehen wir von fern roten Feuerschein und unterscheiden den Gesang von Männern und Frauen.

Unbemerkt übersteigen wir den Zaun und betreten den Festplatz. Eine Gruppe von Männern fällt uns zuerst in die Augen. Sie stehen im Kreise um ein großes Feuer, vor dessen Röte sich die Silhouette ihrer Gruppe scharf abhebt. Es ist ein Gewirr von Keulen, Gewehren, Federbüschen, krausen Perücken, runden Köpfen und heftig sich bewegenden Armen. Ein ungeregeltes Jauchzen, Gellen, Pfeifen und Jodeln ertönt aus der Schar; manchmal stimmen sie einen monotonen Gesang an und stampfen dazu den Takt. Etliche drehen sich, andere springen gegen das große Feuer an, in dem öfters ein mächtiges Scheit umstürzt, einen Funkenregen hoch in die Luft sendend. Dann gellt alles freudig auf und beginnt den Tanz und Spektakel mit neuer Kraft. Alle sind heiser, alle keuchen. Der Schweiß rinnt ihnen in Strömen über das Gesicht und die nackte Brust.

Wenn uns einer bemerkt, so springt er etwa zum Spaße drohend auf uns zu und schwingt die Keule. In der Dunkelheit leuchten aus seinem Gesicht nur die weißen Zähne und glitzern die Augen. Dann kehrt er eifrig zum Feuer zurück, tanzt und schreit. Halbwüchsige Knaben winden sich durch das Gewühl. Sie sind die eifrigsten, stampfen mit ihren unverhältnismäßig großen Füßen den Boden mit aller Kraft, werfen die Beine hoch in die Luft und kreischen wild.

Dieses ist die Gruppe der Gäste; die Festgeber halten sich getrennt bei einem Gerüst, an dem Yamsknollen hängen. Die Männer umkreisen langsam diesen Altar. In den Händen tragen sie dicke, verzierte Bambusstäbe, mit denen sie im Takt auf den Boden stampfen, daß ein dumpfes Donnern erzeugt wird. Sie singen eine monotone Melodie, ein Vorsänger stimmt an. Dazu hüpfen sie im Takt von einem Fuß auf den anderen, langsam und federnd. Auf zwei Seiten dieses Kreises von Tanzenden stehen in Linie die Frauen, in Evas Kostüm, am ganzen Leibe mit Ruß beschmiert. Ist der dumpfe Gesang der Männer zu Ende, so singen sie den Refrain, dieselbe Melodie, in hohen, dünnen Stimmen. Auch sie tanzen. Dann und wann schließt sich eine den Männern an und macht mit ihnen eine Runde, denn es ist Ball und Damentour. Selten nur tritt eine Pause ein. Ein paar ganz Alte halten sich abseits, sie kennen den Spaß aus alter, zahlreicher Erfahrung.

Das Ganze bietet den grotesk schauerlichen Anblick eines Hexensabbats, einer Walpurgisnacht, gemischt mit Kinderei und harmloser Tanz- und Lärmlust. Aber es ist romantisch, imposant in seiner Natürlichkeit, un-

heimlich in seiner Wildheit und Leidenschaftlichkeit und prächtig schön durch die roten Lichter, die auf den nackten, glänzenden Leibern spielen. Nichts ist sichtbar in der Schwärze der Nacht, kein Himmel, keine Erde, keine Umgebung außer diesen rotbeleuchteten Gruppen von zweihundert Menschen, die sich rückhaltlos ihrem Vergnügen hingeben, unbekümmert um das Morgen, allein der Lust der Gegenwart sich überlassend.

Dieses Getümmel dauert die ganze Nacht (NB. ohne Alkohol). Immer begeisterter wird die Menge, toller die Sprünge, lauter der Gesang. Wir stehen abseits, unfähig, mitzufühlen oder nachzuempfinden, was diesen Menschen die Lust ist, was sie zu solcher großen Arbeitsleistung begeistert; in einer völlig fremden Welt, die uns ganz verschlossen.

Ein dicker Alter hält sich zu uns und macht eifrig die Honneurs. Ich beachte ihn wenig, bis meine Diener mir sagen, daß dies der „big fellow master" sei, der Häuptling, der das Fest gibt und der morgen durch das Opfern der Schweine eine ganz hohe Kaste erreichen wird. Daraufhin erhält er natürlich eine Handvoll Tabakstangen, und ebenso natürlich bittet er mich um mehr, diesmal um meine gute, treue Pfeife. Diese Bitte war — auch wieder natürlich —, ganz unmöglich zu erfüllen. Um ihn nicht zu beleidigen, sagte ich ihm, die Pfeife sei „tabu", und da er als Häuptling die Heiligkeit des tabu in erster Linie anerkennen mußte, nickte er verständnisvoll und gab sich zufrieden. Ich versprach ihm dann noch, morgen seinem Ehrentage beiwohnen zu wollen, und empfahl mich.

Es war nicht zu früh, denn kaum auf die Pflanzung zurückgekehrt, brach ein fürchterlicher Regen los; es mochte ungefähr 4 Uhr morgens sein.

Am anderen Tage stiegen wir wieder zum Festorte hinauf. Es regnete noch immer, und von den Sträuchern streiften wir die Tropfen ab, so daß wir in kurzer Zeit ganz durchnäßt waren. Wenn dieses an sich schon nicht geeignet ist, um Feststimmung zu erzeugen, so wurde dieselbe auch nicht geweckt durch das Schauspiel, das uns erwartete. Um den Platz, im nassen Walde, standen und hockten die Eingeborenen in Gruppen, schlotternd und übernächtig. An einigen Feuern suchten sie sich zu wärmen, aber mit geringem Erfolge. Planlos und gelangweilt schauten sie uns stumm an und ließen uns vorüber gehen. Einige Weiber hatten sich aus großen Blättern Regenschirme geflochten, flache Scheiben, die sie auf dem haarlosen Kopfe balancierten. Die Schwärze der Festtracht hatte der Regen gründlich abgewaschen.

Der Festplatz selbst war öde. Eine Meute triefender Hunde kleffte uns an wie gewöhnlich, einige Kinder wälzten sich im Kote, sonst war er leer. Nur manchmal kam ein steifer Alter aus der Hütte — kurzum, es war eine rechtschaffene Katerstimmung.

Was wir am Abend nicht hatten erkennen können, war jetzt sichtbar: das Gamal, auf dessen Frontlinie ein Dutzend Pfeiler eingerammt waren: einige mit Weiden umflochtene Stangen, deren Inneres mit Yamsknollen gefüllt worden war.

Etwa aller Viertelstunden brachte ein Mann ein Hauerschwein am Stricke

auf den Platz. Da einige dieser Tiere recht bösartig sind, bedurfte es oft zweier Männer, um das Tier zu halten. Der Häuptling tanzte einige Male um das Tier herum und dann, mit dem Kopfe wackelnd, in die Hütte hinein.

Es ist einem Manne von wenig Besitz nicht leicht, sich jeweils die nötige Anzahl Schweine für die Erlangung einer Kaste zu entleihen. Es gibt daher zahlreiche Amulette, die dem Suchenden auf seinen Bittgängen helfen sollen. Meist sind es absonderlich geformte Steine, manchmal sind es kleine Schweine aus weichem Tuff geschnitzt, die man in der Hand oder im Gürtel trägt und die alle Herzen hilfreich stimmen. Solche Amulette vererben sich oder werden für hohe Summen gekauft. Es beanspruchte den ganzen Vormittag, bis alle Schweine umtanzt waren. Wir verbrachten ihn meistens frierend im Freien, dies dem Aufenthalt in der Hütte vorziehend. In derselben lagen kreuz und quer übereinander, in den unbequemsten Stellungen, eine große Anzahl der Tänzer vom vorigen Abend und schnarchten. Andere klapperten vor Frost mit den Zähnen, wieder andere blickten mürrisch ins Freie. Man bot uns zwar einen Ehrenplatz an, und der wäre — er bestand in einem Knüppel — auch ganz angenehm gewesen. Allein ein am ganzen Leibe zitternder Alter schmiegte sich wärmesuchend an mich, was auch noch erträglich gewesen wäre, weniger schon, daß er im Halbschlummer sein ölgetränktes, zottiges Haupt mir auf die Achsel legen wollte; am unangenehmsten aber waren Legionen heißhungrigster Flöhe, vor denen ich mich durch eine leider viel zu späte Flucht zu retten suchte.

Am Nachmittage waren etwa sechzig Schweine auf dem Platze angebunden. Der Häuptling nahm einen alten Flintenlauf, schlug ihnen die Schädel ein und zerstörte so etwa 600 £ an Geldeswert.

Hunde und Menschen stürzten sich auf die zuckenden Opfer. Die Hunde leckten ihnen das Blut von der Nase, die Menschen trugen sie heim zum Festessen, der „big fellow master" konnte sein Haupt um einige Zoll höher erheben, wennschon das Fest im eigentlichen Sinne ins Wasser gefallen war; wir gingen tropfnaß durch den tropfenden Wald zurück — und wechselten möglichst bald die Kleider.

Früher wurden bei solchen Gelegenheiten oft auch Menschen verzehrt, um die Festlichkeit des Anlasses zu erhöhen. Das letzte Kannibalenmahl ereignete sich in dieser Gegend Anno 1906 und trug sich also zu: Mehrere junge Leute gingen, wie immer, mit ihren geladenen und gespannten Gewehren auf der Schulter durch den Wald, einer hinter dem anderen. Dabei entlud sich das Gewehr eines jungen, freund- und verwandtenlosen Burschen und tötete seinen Hintermann, den Sohn eines einflußreichen Mannes. Alle waren darin einig, daß keine mörderische Absicht vorgelegen habe, sondern lediglich ein unglücklicher Zufall die Schuld trage. Dennoch verlangte der betrübte Vater eine beträchtliche Summe von dem armen Jüngling, der sie selbst nicht zahlen konnte, und dem niemand die nötigen Schweine leihen wollte. Da der Vater aber drohte und drängte, flüchtete er sich in ein Nachbardorf. Dort wurde er zwar freundlich aufgenommen, insgeheim

schickten die Leute aber Botschaft zum Vater und baten um Instruktionen, was sie mit dem jungen Mann tun sollten. Die Antwort lautete: Tötet und verzehrt ihn. Die Dorfbewohner bereiteten daraufhin ein großes Fest, zu Ehren ihres lieben Gastes, wie sie sagten, und als derselbe erwartungsvoll auf die Gaumenkitzel am Feuer saß, schlugen sie ihn mit einem Beil tot und zerlegten und brieten ihn kunstgerecht. Das Dorf des geprüften Vaters wurde eingeladen und ein großer Schmaus abgehalten. Einem Manne war ein Vorderarm mit Hand zugefallen. Als er an dem Fleische des Armes nagte, zerrte er offenbar an den Flexoren, so daß sich die Finger der Hand schlossen, als ob sie ihm in die Wange greifen wollten: „All same he alive." Darauf warf er voll Grausen seinen Bissen weg und flüchtete in den Wald.

Ich kehrte nach Port Olry zurück, wo ich den Pater nicht mehr traf. Er war auf einem vorbeifahrenden Schiffe zu irgendeinem Amtsbruder gefahren, da seine Berufspflichten ihm dazu viel freie Zeit ließen. Er hielt nämlich in Port Olry einen ziemlich verlorenen Posten, da die Eingeborenen von der Mission gar nichts wissen wollten, wennschon sie ihr nicht besonders feindlich gegenüberstanden.

Aber ein inneres Bedürfnis zur Bekehrung empfinden sie nicht, und da die arme katholische Mission ihnen keine großen Vorteile bieten konnte, im Gegensatz zu der auch äußerlich als Herrin auftretenden presbyterianischen Mission, sahen sie keinen Grund, warum sie ihren alten Glauben aufgeben sollten. Der gute Pater lebte in großer Ärmlichkeit in dem baufälligen Hause mit einem eingeborenen Ehepaare aus Malekula und einem alten Einsiedler aus der Nähe, der ein unabhängiger, mutiger Charakter, sich nicht unter die Autorität des Häuptlings hatte fügen wollen und sich von seiner Sippe getrennt hatte. Der gute Mann hätte sich gern verheiratet, aber die wenigen freien Mädchen der Gegend hatten eine Todesangst vor ihm, weil er schon doppelter Witwer war und einst in bester Absicht seine zweite Frau erwürgt hatte, als sie sehr krank gewesen war und er an ihrem Aufkommen verzweifelte. An diese kleine Episode mußte ich immer denken, wenn ich die knochigen, gekrümmten Finger des ruhigen, zielbewußten Mannes sah.

In Abwesenheit des Paters verlief das Leben wie üblich. Ich besuchte täglich die Dörfer, fahndete nach Schädeln oder ging auf die Jagd oder auf Fischfang.

Paul und ein Freund benutzten meine Unerfahrenheit und verkauften mir zwei niedliche Schweinchen, von denen das eine gleich in den Kochtopf wanderte. Am nächsten Tage kam ein schüchterner Mann und beklagte sich bei meinen Dienern, Paul hätte ihm die Schweine gestohlen. „Natürlich wieder einmal Paul," dachte ich und eilte nach dem Dorfe mit grimmen Vorsätzen, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Ich finde ihn in der Hütte am Feuer lang ausgestreckt. Er gesteht in großer Harmlosigkeit, er selbst habe die Tiere zwar nicht gestohlen, sie aber für seinen Freund, der sie gestohlen hatte und der nicht Bichelamar sprechen konnte, verkauft. Ich fand seine Ruhe dabei so bemerkenswert, daß es mir beinahe leid tat, die Kauf-

summe, einigen Tabak, zurückzufordern. Er gab ihn willig her, und dann setzten der Dieb und der Bestohlene sich zusammen ans Feuer und besprachen den Fall ruhig und sachlich, als ob sie gar nicht dabei beteiligt wären. Ich aber kehrte unbefriedigt zurück und wußte nicht, ob Paul sehr naiv oder außerordentlich gerieben ist.

Einige Tage später klagt mir ein Eingeborener, sein Bruder sei sehr krank, ich solle ihm Medizin geben. Ich kann schließlich soviel aus ihm herausbringen, daß des Kranken Leib geschwollen sei, und erfahre dabei auch die Ursache, nämlich, daß er vor etwa acht Tagen an einem Totenmahl allein ein ganzes Schweineviertel verzehrt habe. Man will das aber nicht als Grund der Krankheit gelten lassen, sondern behauptet bestimmt, er sei von dem und jenem vergiftet worden.

Ich gab dem Manne Kalomel mit der Weisung, es dem Kranken sofort zu bringen, denn offenbar war es höchste Zeit. Allein der Mann verplauderte sich, es wurde Nacht, und da wagte er es nicht mehr, allein durch den dunklen Wald zu gehen und schlief an der Küste. Am nächsten Morgen starb dann der Kranke; der Bote zuckte die Achseln und sagte, es sei nun eben einmal so.

Der Tod machte natürlich die Vergiftung zur Gewißheit, und darum wurde der Leichnam nicht begraben, sondern in der Hütte aufgebahrt in all seinem Schmucke. Ich besuchte das Haus. Um ihn herum saßen die Weiber. Ein entsetzlicher Geruch füllte die Hütte, in der die Frauen noch zehn Tage lang bei dem verwesenden Leichnam in einer Wolke von Fliegen kauerten. Zum Schutze gegen dieselben verbrennen sie starkriechende Kräuter, und um die Zersetzungsflüssigkeiten vom bewohnten Teil der Hütte fernzuhalten, wird quer durch dieselbe ein Graben gezogen.

Nase und Mund des Toten waren mit Erde und Kalkbrei verstrichen, wohl um die Seele im Körper zu halten. Den Körper umgab man in der Hütte mit einem Miniaturhäuschen aus Bambus und ließ ihn darin verwesen.

Im nahen Gamal saßen die Männer, grollend und rachsüchtig, und planten Krieg. Dieser brach dann bald nach meiner Abreise von Port Olry aus und brachte auch den Missionar in große Gefahr.



Bewässertes Tarofeld in Nord-Santo.

Man erkennt die Terrassen, durch Dämme getrennt, in Stufen angelegt. Die Wasser des Kanals durchfließen in Schlangenlinien die einzelnen Beete.

B. 35



Gamal bei Port Olry.
56 m lang, jetzt meist leerstehend, früher immer besetzt. An der Länge des Hauses zeigt sich die Macht einer hohen Kaste.



Dorfplatz bei Tatamunu.
Rechts ist das Vorrats- und Gasthaus mit erhöhtem Boden und Giebeldach, links sieht man einige der Steintische, auf denen der Opfernde beim Schlachten der Schweine tanzt. Auf der Mitte des Platzes ist ein Gerüst, zum Aufhängen von Taro und Fleisch.



Pflanzlinien aus Bambusstangen auf einem Yamsfeld.
Bei Wora, West-Santo. Man erkennt auch die Konstruktion der Feldzäune.



Blick von der Höhe der Nordküste Ambryms entlang.
Man sieht in der Ferne das halb unter Wasser stehende Riff und die dichte Walddecke.



Grabstätte eines Häuptlings in Port Olry.

Es wird die kleine Hütte extra gebaut, mit einer Plattform unter dem Dache. Dorthin wird die Leiche gelegt. In etwa 10 Monaten sind alle Weichteile verschwunden. Die Witwen kommen alle Tage zum Häuschen und beweinen den Toten.



Tanzmusik in Tavuds.

Auf den großen Trommeln spielt man die Melodie, die kleinen geben die Begleitung. Hinten ist das Männerhaus.

Neuntes Kapitel.

Maevo.

Die Herren Th. hatten die Freundlichkeit gehabt, mich zu einer Tour nach Maevo, der nordöstlichsten Insel der Gruppe, einzuladen. Nachdem wir mehrere Tage lang auf gutes Wetter gewartet hatten, fuhren wir erst nach Aoba, wo wir die Nacht verbrachten, dann dessen Küste entlang, an der wir nicht weniger als zwölf Werbeschiffe sahen, die natürlich alle mindestens ein halbes Dutzend Eingeborene zu finden hofften. Wenn man bedenkt, daß dies mehr als sechs Monate des Jahres so dauert, und daß nur diejenigen Eingeborenen sich engagieren, die aus irgendeinem Grunde sich zu Hause nicht mehr wohl fühlen, wird man einsehen, daß die nicht mehr zahlreiche Bevölkerung der relativ kleinen Inseln den Bedürfnissen der Pflanzer nicht genügen kann.

In guter Fahrt durchquerte der kleine Kutter den Kanal zwischen Aoba und Maevo. In kaltem Regen warfen wir Anker bei Naroworowo. Nach der üblichen Dynamitexplosion am Morgen brachten wir einige Arbeiter an Land, die ihr Jahr bei den Herren Th. ausgedient hatten. Einen Teil ihres Lohnes hatten sie in Waren umgesetzt, jetzt schmückten sie sich mit all jenen Herrlichkeiten, um sich in voller Pracht den Ihrigen vorzustellen. Nagelneue Dungaree-Hosen, prächtige weiße Trikothemden, farbige Krawatten, elegante Hüte, Schuhe, die sie am Gehen hinderten, Regenschirme. Sie sahen bemitleidenswert aus in dem Staat, denn sie fühlten sich selbst recht unbequem in den Kleidern und hatten harte Arbeit, sich in einen Rock hineinzuschlängeln oder zwei Paar Hosen übereinander anzuziehen.

Es kamen gegen Mittag Freunde und Verwandte an die Küste, um sie abzuholen. Der Empfang war aber auf beiden Seiten denkbar kühl, kaum daß man sich grüßte, es war, als hätte man sich erst gestern getrennt. Das ist hier so Etikette. Mit mehr Enthusiasmus wurde der Inhalt der „Bocase", der Kiste, untersucht, die jeder Arbeiter erhält, und in welcher der Rest der Waren ist, die er nicht an den Leib hängen konnte: Lampen, Petroleum, Kaliko, Messer u. dgl. Meistens werden diese Koffer von den lieben Anverwandten schon an der Küste geplündert, so daß dem armen Mann wenig Lohn für seine Arbeit bleibt. Hier aber ließ man den Schatz intakt und trug die schweren Kisten in die Berge. Ohne großen Abschied von ihrem „Master" drückten sich die Burschen den Koffern nach in die Büsche.

Maevo ist berühmt für die schönen Flechtarbeiten, die dort verfertigt

werden; kleine und große Matten aus Pandanus von oft wirklich sehr guter Arbeit. Einige Weiber hatten ziemlich viele vor uns ausgebreitet, und wir konnten eine große Menge kaufen. Sonst wird aber wenig Gutes in Maevo produziert, Holzschnitzerei fehlt ganz.

Die Bevölkerung ist von der Santos verschieden, auch sind die Sitten andere als dort. Die Männer tragen nichts als ein Blätterbüschel vor dem Leib, die Frauen tragen eine ähnliche Matte wie die Weiber in Malekula. Es fiel mir auf, wieviel lockiges Haar man sieht, meist mit heller Hautfarbe verbunden. Auch sind besonders die Weiber groß und zu Fettleibigkeit geneigt. Einige der Männer sind ebenfalls hochgewachsen und haben Hakennasen. Es dürfte das auf polynesischen Einschlag hindeuten. Neben diesem Typus findet sich ein kleinerer, dunkler, mit Kraushaar, der melanesisch ist. Leider erlaubte die Kürze des Aufenthaltes nicht, das Problem eingehend zu verfolgen.

In dem Kalkstein, der die Küsten der Insel bildet, sind verschiedene Höhlen, die teils noch heute von den Eingeborenen als Nachtlager benutzt werden, wenn sie zur Küste kommen. Eine derselben war sehr tief, vor ihr fürchteten sich die Schwarzen und wollten uns bei unserem Besuch derselben nicht begleiten. Wir fanden nichts weiter als Fledermäuse, die, aufgestört, uns um die Köpfe flatterten. Die anderen Höhlen waren nur überhängende Felsen. Ich grub dort in den Feuerstellen, ob ich vielleicht alte Steinwerkzeuge finden könne. Allein die Brandstellen waren nur oberflächlich, und einige Muschelsplitter waren alles, was ich fand.

Eines Tages unternahm ich eine Durchquerung der Insel, die an jener Stelle sehr schmal ist. Mein Diener von Santo war sehr furchtsam und warnte mich, die Leute von Maevo seien sehr gefährlich. Er wollte unbedingt Waffen mitnehmen, und um ihn zu beruhigen, ließ ich ihn die Jagdflinte schleppen. Er belud sich dazu noch mit einer ganzen Schachtel Patronen und hatte demnach im Sinne, sein Leben sehr teuer zu verkaufen. Natürlich hatten wir die Waffen nicht nötig, die Leute waren durchaus friedlich und gastfreundlich, sahen sie doch in der unwegsamen Insel nie Weiße. Für die Händler bietet die an Kopra arme Insel kein Interesse, und das Klima ist so feucht, daß die Missionare sich alle nach kurzer Zeit, an Rheumatismus leidend, zurückziehen mußten. Es besucht jetzt ein Missionar der melanesischen Mission die Insel je auf einige Wochen im Jahre und läßt im übrigen das Werk in den Händen der „Teacher".

Der Weg war ausnehmend steil, und mein Diener war für seine dumme Ängstlichkeit durch die Patronenlast genügend bestraft. Mich belohnten die malerischen Ausblicke für die Mühe. Die Flora war viel reichhaltiger als in Santo, und die Zerrissenheit des Geländes schuf die anmutigsten Vegetationsbilder. Bambus, Feigenbäume und Baumfarne belebten den Wald. Besonders üppig waren die Feigenbäume entwickelt. Ihre Riesenkronen dienen den Eingeborenen als Wegmarken, die Pfade führen darum immer an solchen Bäumen vorbei. Da diese ihre Wurzeln von den Ästen aus nach

der Erde senken, überspannen jene bei alten Bäumen oft den Weg, so daß dieser manchmal auf mehrere Meter durch den Stamm hindurchführt, als wäre ein Torbogen darin ausgehauen.

Von der Paßhöhe aus, die wir in zirka drei Stunden erreicht hatten, bot sich durch den Wald ein herrlich weiter Blick auf den Stillen Ozean, die endlose Wasserfläche, die ich in San Francisco von Osten her einst bewundert hatte. Wir standen so hoch, daß der Horizont in ungeheurer Ferne lag und ich eine Riesenfläche überblickte, aus deren unsichtbarem Rande graue Wolkenballen sachte hertrieben. Das Wasser schien leblos, wie eine matte Silberscheibe. Der Abstieg nach der Ostküste war beinahe senkrecht, aber noch lohnender als der Weg auf dem Westabhang. Die einst dichte Bevölkerung hatte hier ihre Gärten gehabt, die jetzt verwildert sind, aber doch noch Spuren einstiger Kultur zeigen. Es waren verfallene Kanäle zu sehen, alte Steinaltäre, Hausplätze. Besonders nett waren die kleinen Bäche, die sich überall in wildem Gesprudel zur Tiefe stürzten, reizend ein kleines Brünnchen, eine Bambusröhre, die das Wasser leitete. Wie die beiden Knaben, die mich führten, in ihrer sattbraunen Nacktheit, mit den roten Blüten über jedem Ohr, sich unter den Strahl stellten, um das kühlende Wasser im Munde aufzufangen, wird mir immer eine hübsche Erinnerung sein. Man bedauert in solchem Falle besonders lebhaft, daß die Farbenphotographie noch nicht praktisch verwertbar ist, oder auch, daß man mit der Kamera zu spät kommt, denn zum Posieren kann man die Eingeborenen natürlich nicht bringen.

Unten an der Küste brach sich das freie Meer in mächtigen Wogen an den Klippen, tosend glitt der Gischt über den flachen Strand ans Ufer. Riesige, wild gestaltete Blöcke, die eben erst von der Höhe herabgerollt zu sein schienen, lagen in dem weißen Gebrause, wie Vorwerke, die die Küste vor dem ewigen harten Anprall des Meeres zu schützen hatten. Es war ein urweltlicher Anblick und die Einsamkeit wurde noch erhöht durch die Erkenntnis, daß ich an der langen Küste der einzige Weiße, ja beinahe der einzige Mensch war; denn die Eingeborenen wohnen auf der Höhe, und nie wagt sich ein Schiff an die klippenreiche, immer vom Meere umtobte Küste.

Obschon es ein ruhiger Tag war, brach sich ein Meer, wie man es an den Westküsten der Inseln und an den, dem großen Bassin zugekehrten Ufern nur bei starkem Sturme zu sehen bekommt. Aber der in den Wintermonaten fast unaufhörlich wehende Südostwind findet auf der ungeheuren Wasserfläche Gelegenheit, eine dauernde, „solide" Dünung aufzuwerfen.

Eine Kokosnuß und ein Stück Zuckerrohr erfrischten mich zum mühseligen Aufstieg. Halbwegs erreichten wir ein Dorf, das recht reinlich war, dessen Häuser auf Fundamenten aus starken Steinen standen. Die Unebenheit des Geländes und die große Feuchtigkeit des Bodens scheinen das zu bedingen.

Die Leute waren sehr zutraulich, besonders zeigten die Weiber nichts von der anderswo für den Besucher so langweiligen Scheu. Auf meinen Wunsch brachten sie mir eifrig ihre Schätze: Matten, Waffen, Steinbeilklingen, Schweinehauer, Muschelperlenbänder u. dgl.

In der Nähe der Häuser waren die wohlgepflegten Tanzplätze, umstanden von farbigen Büschen, dabei Steinringe, von denen man mir sagte, es seien Häuptlingsgräber; etwas entfernt im Gebüsch mehr als mannshohe Monolithen, über deren Bedeutung man mir keine Auskunft mehr geben konnte. Zweifellos sind es Reste eines alten Kultus, den die heutige Generation vergessen hat, zu dessen Spuren sie aber noch mit scheuer Verehrung emporsieht.

Bei der Rückkehr auf die Westküste fand ich in einem Dorfe die Arbeiter, die wir zurückgebracht hatten. Einige waren noch in ihrer, jetzt schon sehr beschmutzten Pracht, die anderen hatten sich wieder an das Nationalkostüm gewöhnt, den einfachen Lendenschurz aus Kaliko. Das bloße Blätterbüschel aber war ihnen denn doch zu primitiv. Sie veranstalteten gerade eine Kawatrinkerei, waren sehr geschäftig an der Arbeit — und schon ziemlich betrunken.

Es geschieht das Kawatrinken aber höchst prosaisch und formlos, von der zeremoniösen Bereitung des Trankes, der dessen Genuß in den polynesischen Inseln beinahe zu einem religiösen Akte gestaltet, ist hier, im brutaleren Melanesien, nichts zu entdecken. Zweifellos verknüpften sich auch hier einst gewisse Gebräuche mit Kawatrinken, darauf deutet verschiedenes, und es dürfte das vielleicht ein Überbleibsel aus jener alten Zeit sein, da die polynesische Kultur hier noch lebendig war.

Jetzt trinkt man hier Kawa wie wir Bier, d. h. wenn man dazu Lust
B. 65 und Gelegenheit hat. Die Wurzel wird an einer scharfen Koralle zerrieben und die Fasern mit Wasser verknetet. Der dünne Brei wird durch einen Fetzen Palmblattscheide in eine Kokosschale gegossen und der Rückstand hart ausgepreßt. Der Trank ist dann fertig, sieht aus wie mit Wasser verrührte Erde und schmeckt wie Seifenwasser und Pfefferminze. Er brennt im Munde, so daß die Trinker sich anhaltend den Mund mit Kokosmilch spülen müssen. Der Rückstand wird mit kräftigem Schwunge immer an denselben Baum geworfen, an dessen Stamm er sich zu Haufen ansammelt. Die Kokosschalenbecher, aus denen die Kawa geschlürft wird, müssen uralt sein, denn nicht wenige haben durch den langen Gebrauch eine perlmutterähnliche Glasur erhalten.

Der Effekt bei großem Genuß ist eine schläfrig zufriedene Stimmung und Lähmung der Beine. Einer der Zecher schlich mit merkwürdig gebogenen Knien wie im Schlafwandel umher, wobei er aber mit erstaunlicher Sicherheit an Felswänden und Steintrümmern entlang ging, was ihm nüchtern kaum möglich gewesen wäre.

Die Wolken, die ich am Morgen hatte übers Meer schleichen sehen, hatten die Berghöhen umhüllt und ergossen sich als Platzregen. Ich wurde aber wieder trocken auf dem Marsche zur Küste zurück.

Nachdem wir bei immer schlechter werdendem Wetter noch einige Tage an der Küste herumgelungert hatten und dabei zwei Eingeborene hatten rekrutieren können, fuhren wir nach einem anderen Ankerplatz, mehr im Norden.

Einen sonnigen Morgen benutzte ich, um auch dort auf die Höhe zu steigen. Statt der schmalen Kämme aus anstehendem Gestein besteht hier die Insel aus gehobenem Korallenkalk. Die Höhe desselben ist zirka 300 m, das Terrain war eben und wohl bebaut. B. 10

Nach einem Gange aufs Geratewohl erreichte ich ein größeres Dorf, das aber fast ganz verlassen war. Ich wußte, daß die Männer alle sich nach einem anderen Dorfe zu einem Feste begeben hatten. Ich fand daher nur Schweine, und sah in der Ferne einige Kinder, die sich furchtsam hinter den Bäumen hielten, als sei ich der leibhaftige Satan.

Nur vor einem Hause traf ich einen älteren Mann beim Mittagsmahle, der furchtbar erschrak, als er mich sah, sich aber dennoch nicht entschließen konnte, wegzulaufen und das Mahl im Stiche zu lassen. Er hatte einen großen Mund, lange Zähne und eine stark gekrümmte Nase. Aus diesem Geiergesicht sahen mich die dunkeln Augen bösartig an. Ich erwartete, er werde jeden Moment aus Verzweiflung aufspringen und mir mit irgend etwas den Schädel einschlagen. Statt dessen blieb er aber in sichtlichem Unbehagen sitzen und schob mit mechanisch hastiger Bewegung große Klumpen des gekochten Kohls in den weiten Rachen und verschluckte die Speise in seiner Erregung, ohne zu kauen. Es erinnerte mich der Anblick stark an jene Jahrmarktsfiguren, die unaufhörlich enorme Bissen in einen klaffenden Mund fallen lassen, und wie diesen schmeckte meinem Manne das Essen sichtlich nicht. Er tat mir leid, und ich ließ ihn stehen. Am Ende des Dorfes fand ich, in einer Hütte vereinigt, eine Anzahl Weiber und Mädchen. Diese waren weniger erschrocken und kicherten mich über den Zaun neugierig an, darauf beschränkte sich unsere Unterhaltung. Ich folgte dem Weg zurück, bei dem Manne vorbei, der inzwischen sein Mahl beendigt hatte und mich steif anstarrte. Eine Weile wurde ich noch von fern von den Knaben verfolgt, die sich wahrscheinlich versichern wollten, ob der böse Gast auch wirklich weggehe. Er tat das und kehrte nach dem Meer zurück.

Wir waren indessen des erfolglosen Wartens an der Küste müde geworden, die Eingeborenen ließen sich nicht sehen, und so lichteten wir die Anker und segelten wieder nach Aoba.

Die letzte Nacht war die unangenehmste gewesen. Fauchend, heulend und knatternd hatte sich der Wind von der hohen Felsküste Aobas ans Meer hinuntergestürzt, hatte den kleinen Kutter soweit abgetrieben, als es die Ankerkette erlaubte, war dann unter dem Segeldache durchgesaust, daß es sich aufblähte wie ein Luftballon, brachte kalten, feinen Regen mit sich, der in kurzer Zeit alles durchnäßte, und fegte zum Schluß, uns zum Hohne, das ganze Verdeck rein, auf dem eben der Abendtisch gedeckt worden war. Teller und Löffel klirrten über das Deck, und einige appetitlich dampfende Konservenbüchsen samt dem Teekessel glitten mit bedenklich wachsender Schnelligkeit dem Wasser zu, durch das heftige Stampfen und Rollen des kleinen Schiffchens um ihre Ruhe gebracht.

Wir retteten, was zu retten war, und begnügten uns ingrimmig mit den Brocken des lockenden Mahles, das um so lockender gewesen, als wir gründlich durchnäßt waren und froren. Die Abendpfeife brachte keine Lösung der inneren Spannung; bei dem Sturme war nicht gut rauchen; wir versuchten es mit dem Schlafe, müde waren wir ja. Koprasäcke sollten uns vor der Glut auf dem Verdeck schützen und eine Decke gegen den Regen. Die Säcke sogen sich nur zu bald voll, und wie eine kalte Hand strichen uns Regenschauer übers Gesicht. Mit allen Gliedern an Kanten und Vorsprüngen verankert, konnten wir uns nicht gegen das Rollen des Bootes helfen, das uns von einer Seite zur anderen warf wie einen jener Steine, die die Brandung immerwährend aufs Ufer wirft. Wir verbrachten eine Nacht, da unangenehme Träume abwechseln mit wachen Momenten, in denen man vergeblich sich behaglicher zu betten sucht. Aber nachdem er uns gründlich durchnäßt hatte, hörte der Regen auf, nur der Wind hielt an, machte die Drahtseile der Takelung leise singen, verwickelte sich im Segeltuch und knallte in den Tauenden zum Poltern des Steuerruders, das die Wellen hin und her warfen, wenn sie lärmend ans Schiff klatschten oder lautlos auf Deck leckten. Das Schiff zerrte an der Kette wie ein scheues Pferd an der Halfter. Wir fühlten die Kälte, als wären wir nicht in den Tropen, sondern im hohen Norden.

Fröstelnd begrüßten wir den Tagesanbruch mit Freude. Die dichte Wolkendecke, die uns gestern bedrückt hatte, war zerrissen. Der Wind jagte ihre grauen Fetzen schnell über uns hin; zwischen ihnen sahen wir den blauen Himmel und fühlten den Sonnenschein auf der Ostseite der Insel, den uns die hohen Ufer noch verdeckten.

Ein Schwarzer steckte den Kopf aus der Luke. Er mußte uns Feuer machen und das Frühstück bereiten. Zusammengekugelt blies er in den Ofen und erzeugte den unvermeidlichen Qualm, der beißend die Augen ätzt. Aber der warme Tee tat gut. Das Segeldach wurde abgebrochen und der Kutter reisefertig gemacht. Währenddessen wälzten sich wieder schwere Wolken über den Berg, in kurzem klatschte ein stechender Regen aufs Deck und kühlte mit unserem Leibe auch die Hoffnung auf einen Sonnentag.

Wir hißten das Segel, zerrten an der Ankerkette, das Boot neigte sich tief. Über dem Westen, unserer Fahrtrichtung, wölbte sich ein strahlender Regenbogen. Der Anker kam los, ein Windstoß faßte das Segel, und indem der Kiel rauschend das Wasser teilte, schossen wir vorwärts, mitten in den Regenbogen hinein.

Und der Regenbogen hielt sein Versprechen. Je mehr wir uns von dem Ankerplatz entfernten, desto klarer wurde der Himmel; bald schwelgten wir im Sonnenschein und ließen uns trocknen.

Wir hatten prächtigen Segelwind und konnten beinahe mit dem Winde fahren. Das Boot hielt sich fast ganz ruhig und schnitt scharf durch die Wellen, nur selten hob es sich und klatschte mit leichtem Schlage auf die Wogen, als versuche es dann und wann kurze Sprünge. Sanft glitten wir der Küste

entlang, sahen Felswände, Sandufer und enge Klüfte, in denen Wellen weiß aufspritzten. Manchmal erblickten wir eine Hütte von Kokosbäumen und Bananen umstanden, sahen ferne Wasserfälle als weiße Streifen im dunklen Grün; hier und da einen Eingeborenen, am Strande hockend oder im Schatten rauchend. Über unserem Ankerplatz wälzten sich wieder die Wolken, vor uns aber lag klares Blau.

Allmählich nahm die Fahrt des Bootes ab, die Wellen schaukelten uns stärker, dann lagen wir ruhig, ohne Wind, so daß das Segel müde und schlaff hin und her schlug. Noch hatten wir uns nicht weit von der Küste entfernt. Wir erkannten alle Einzelheiten, die großen Bäume, die hellen Palmen, die Schluchten und Felsen, während Santo noch unsichtbar war. Wir waren enttäuscht, aber das Segeln übt die Geduld; es blieb uns keine andere Wahl als zu warten.

Die Sonne stand schon hoch und glühte aufs Verdeck, auf dem alles ausgebreitet wurde, was des Trocknens bedurfte. Und der Körper selbst labte sich an der Hitze, fühlte sich seit langem wieder einmal trocken, hager, sehnig und frei von jener feuchten Weichheit, wie sie einem nassen Schwamme eigen ist. Auch die Schwarzen legten sich auf den Rücken, streckten die Glieder von sich und dachten wohl an nichts. Nur der alte Steuermann, in blauem Matrosenkittel und mehr als nur malerisch entformtem Strohhute, pfiff geduldig dem Winde in zwei bis drei Tönen, die nur mühsam seinen dicken Lippen zu entquellen schienen. Es half auch wenig, bis ein anderer am Mastbaum kratzte. Selbstverständlich kam dann bald der Wind; fern sahen wir die leichte Kräuselung auf dem Wasser, sahen sie näher kommen, bis das Segel mit einem Knall sich wieder spannte. Es war aber keine gute Segelbrise, nur ein tändelnder, schwächlicher, unstäter Hauch, der uns wenig vorwärts brachte. Doch milderte er die Hitze auf dem Verdeck, die zu quälen anfing; war doch das Holz so heiß, daß man nur ungern seinen Sitzplatz wechselte. Aber dennoch war die Glut erträglicher als die Regentage und erlaubte den Gedanken, sich von der Gegenwart und dem Gewicht der Materie loszulösen. Es wölbte sich ein hellblauer Himmel, gelblichweiß am Horizonte, wo das Meer violett erscheint und hart wie eine feste Fläche. In der Nähe spielte es in vielen Farben, purpurn und grün, die aber alle zu einem vollen, leuchtenden Blau sich einten. Ein Schwarm Vögel flatterte mit rauhem Gekrächz über den weißen Schaumkronen. Schnell schossen sie nieder und erhoben sich wieder, langsam kreisend. Sie jagten eine Bank Fische. Von allen Seiten strahlt Helle, silbern, gelblich, zitternd, und dennoch empfindet man mächtige Ruhe in der Bläue, in der man schwebt wie in einer riesigen Glaskugel. Alle Poren öffnen sich der Hitze, dem kühlen Wind, dem Licht und der ungeheuren Stille, denn ohne das Klatschen der Wogen am Bord, ohne das Girren und Knarren der Segel wäre die Stille zu einsam und der Ozean zu weit. Ich lege mich auf den Rücken. Hart schneiden die Segel und die weißen Taue den Himmel, ich lasse mich wiegen und empfinde es wie Flug, wenn das Boot langsam auf der Welle sich hebt, um mit sanftem

Ruck auf ihr herabzugleiten, wenn das Segel tief sich neigt unter dem Windstoß oder das Schiff stampfend und klatschend durch die Schaumkronen stößt. Immer und immer neue Wellen, große und kleine, rauschen wie ein Strom an uns vorbei, als eilten alle demselben Ziele zu.

Plötzlich aber werden die Stöße heftiger, das Schiff schwankt unregelmäßig, und statt der weiten, breitrückigen Wogen sehen wir in ein Gewirr kurzer, spitzer Wellen. Wir sind in einer Region, wo die Meeresströmung dem Wind entgegenfließt. Die beiden Elemente prallen hart aufeinander, Welle trifft auf Welle, keine will weichen und so bäumen sie sich aneinander auf, zu doppelter Höhe, und das Meer ist wild erregt, wie eine lärmende, kämpfende Volksmenge. Regellos, wie aus dem Nichts, steigen die Wellen auf, schnell, um ebenso schnell wieder zu versinken. Aber Schaum und Tropfen spritzen in die Höhe und werden vom Winde niedergeschlagen. Das ist unangenehmes Wasser, bei schlechtem Wetter gefährlich, weil die Wellen sich nicht vorhersehen lassen, weil sie, zu kurz, sich leicht brechen und aufs Deck niederfallen. Aber wir passierten ohne Gefährde; nach dreiviertel Stunden hatten wir die unangenehme Strecke hinter uns und vor uns wieder das ruhig gewellte blaue Meer.

Ein Dutzend kleine Seeschlangen, mit braunem Rücken und hellgelbem Leib, schlängelten an uns vorbei, nahe an der Oberfläche, alle nach der Küste strebend. Sind sie auf einer Wanderfahrt oder nur von der Strömung abgetrieben worden?

Jetzt ist die Küste weit weg. Ein feiner, bläulicher Dunstschleier liegt auf den Hängen, an denen schwach noch einige Rauchwolken von den Herdfeuern der unsichtbaren Dörfer zu erkennen sind. Der Bau der Insel zeigt sich deutlich, der erloschene Vulkan, von dessen flachgewölbtem Rücken die alten Lavaströme als starke Wülste radial zur Küste strahlen, durch enge Schluchten voneinander getrennt. In kurzem können wir die ganze Ausdehnung der Insel überblicken; sie liegt auf dem Meere wie eine riesige Kalotte, man könnte sich überreden, daß sie auf den Wogen schaukle und sacht nach Süden triebe.

Über dem Kamm der Insel quellen immer noch Wolken. Es ist die ungeheure Feuchtigkeit, welche die Winde auf ihrem Zug über den Stillen Ozean sammeln, und die sich zum Teil an der kühlen Waldinsel verdichtet. Einiges fällt als Regen auf der Ostseite nieder, der Rest wird weitergetrieben und befeuchtet die westlicheren Inseln. Heute aber ist die Sonne stark genug, um die Wolken rasch wieder aufzulösen. Was als dichter, grauweißer Ball über die Berge quoll, weitet sich aus, wird bald zur leichten, luftigen Sommerwolke, wird vom Winde zerzaust, daß die Fetzen sich rasch auflösen zu nichts oder zu Himmelsbläue.

In der Ferne strebt ein Segel uns entgegen, ein winziger, graublauer Strich am Horizont. Es neigt sich vorwärts wie ein eilender Wanderer und scheint auf und nieder zu schweben wie ein rasch ausschreitender Mensch Ein Sturmvogel ist plötzlich in der Nähe. Niemand hat ihn kommen sehen

Neugierig umkreist er mehrmals das Schiff; ohne Scheu mustert er alles, bleibt ein paarmal zurück, holt uns mit einigen Flügelschlägen wieder ein, um nochmals das große Ding auf dem Wasser mit klugen Augen zu betrachten. Ein Eingeborener will ihn niederknallen, aber ich kann ihm das Gewehr wegreißen —, Seevögel zu schießen ist gefährlich, es bringt Sturm. Der Vogel schwenkt in elegantem Bogen ab und verschwindet zwischen den Wellen. Jetzt steht die Sonne im Zenit. Immer noch gleiten wir durchs Blau. Wie im Halbschlaf vergeht die Zeit schnell; schweigend blicken wir in die Ferne, folgen mit dem Auge dem einförmig reizvollen Wogenspiel, das bald zu tanzen, bald zu wallen scheint, gedankenlos, zufrieden, energielos.

Nicht zu sehr vergeistigt sind wir jedoch, um einem frugalen Mittagsmahle nicht alle Ehre zu erweisen.

Dann löst sich aus dem Duft unser Ziel, eine flache, graue Küste. Hinter uns versinkt Aoba im Meer und im Dunst, es sieht zuletzt aus wie ein flaches Kreissegment.

Es folgt eine halbwache Siesta, unbequem durch zu starkes Schwanken des Bootes. Man muß sich halten, um nicht vom Deck zu rollen. Die Eingeborenen klammern sich an Seile und Leisten mit Fingern und Zehen und schnarchen; einer oder der andere summt ein Lied, immer die gleichen melodischen Töne, dazu improvisiert er unermüdlich den Text. Manchmal lachen die anderen hell auf, drehen sich um und schlafen weiter. Und wir schweben immer noch in der Bläue; schnell gleiten die nahen Wellen, langsamer die entfernteren an uns vorbei, aber nur unmerklich nähern wir uns dem Ziele. Bald ist es später Mittag, und schon zeigen sich die Abendtöne: das Blau des Himmels mischt sich mit Rosa, das Meer nimmt eine kältere, stählerne Farbe an, verliert seine Durchsichtigkeit und wird matt wie feines Porzellan. Auch die Sonne hat ihre Kraft verloren, ihr Licht wird gelblicher, weicher, unbestimmter. Allmählich teilt sich die Küste vor uns, wir erkennen mehrere Inseln. Hinter einer derselben liegt Hog Harbour, und der Kurs war gut. „Merkwürdig, wie genau der Kompaß den Weg weiß," meinte der Schwarze am Steuer bewundernd.

Wie am Morgen haben wir wieder eine Strömungszone zu passieren. Der Kampf der beiden Strömungen ist hier sehr heftig; die Wellen sind höher, aber auch breiter und heben das ganze Boot mit Leichtigkeit. Sie überholen uns von hinten, sie wälzen sich nicht heran, sondern scheinen von unten heraufzuquellen. Man fühlt die Riesenkraft, die das Wasser unter der Oberfläche zusammendrückt, daß das gepreßte Element heraufschießt als spitzer Kegel, eine Schaumkrone auf dem Scheitel tragend, die sich losreißt und hoch in die Luft spritzt. Dann ist aber auch die Kraft der Welle erschöpft; sie sinkt in sich zusammen, eine andere verdrängt sie. Es wäre wie die Wellen in einem schaukelnden Eimer, wenn wir nicht die stete Strömung hinter uns her bemerken könnten.

Bald schweben wir hoch oben und überblicken weithin das plätschernde, züngelnde Meer, sehen die Küste in ihrer ganzen Ausdehnung, könnten die

weißen Schaumkronen zählen, aber ehe noch der Eindruck sich dem Auge eingeprägt, sinken wir zur Tiefe, sanft, aber schnell, und der Blick ist eingeengt durch eine blaugrüne Wand, die auf allen Seiten hoch sich auftürmt. Es ist wie in einer Mulde, wie in einer grünen Waldschlucht: man glaubt, mit den ausgebreiteten Armen beidseitig die weiche Wand berühren zu können. Dann ebnet sich vorn der Weg, aber hinter uns rollt sich die Wand höher, daß ihre Spitze beinahe über uns steht. Wirbelnd schäumt der Wellenscheitel; im Rollen vermehrt sich der Schaum. Er scheint über dem Heck des Bootes zu hängen, droht herabzustürzen und uns zu begraben. Aber im letzten Momente hebt sich das Heck des Schiffes, rasch und energisch, die Schaumkrone sinkt bis auf die Höhe des Decks und plätschert kraftlos an demselben hin, raschelnd sich zu harmlosen Tropfen lösend, während die Welle selbst gurgelnd und grollend unter das Schiff sich teilt, das beinahe senkrecht zu stehen scheint, denn der Bug furcht die zähe, ölige Oberfläche des Wasses, als wollte das Schiff sich direkt zur Tiefe bohren. Es sähe beängstigend aus, wenn man Zeit hätte, sich der Lage bewußt zu werden, denn schon hat die Welle nach vorn sich weiter gewühlt, wirbelt und arbeitet unter dem Leib des Schiffes, daß es in dumpfem Brummen zittert, speit auf beiden Seiten weißen Gischt, quellt als milchiges Glas empor, hebt erst das ganze Boot, dann den Vorderteil, daß der Bug plötzlich befreit hoch am Horizonte hinaufschnellt und gleitet dann mit breiten Schultern, flach, glasig und mit wegwerfend eingezogenem Rücken weiter, während wir wieder zur Tiefe sinken und das tölpische Ungetüm im Wirrwarr aus den Augen verlieren.

Es ist beinahe komisch, diesen Kampf des Meeres mit der kleinen Nußschale zu beobachten, die vergeblichen Versuche des Riesen, die Fliege zu erhaschen, den Streit zwischen brutaler Naturgewalt und dem Menschenwitz, der gerade aus der Kraft des Elementes für seine Zwecke Nutzen zieht.

Hinter dem Boote tändelt am langen Schlepptau das leichte Ruderboot. Fettig wie eine Ente scheint es auf dem Wasser zu liegen und kaum einzutauchen. Die stärksten Wellen können ihm nichts anhaben, denn spielend weicht es ihren Stößen aus, läßt sich seitwärts drängen, steigt leicht auf ihren spitzen Scheitel, gleitet auf ihrem Rücken abwärts, um vergnügt im Wellentale zu schaukeln. Das Schlepptau spannt sich und erschlafft abwechselnd. Jetzt ist das Boot verschwunden hinter einer Welle, das Tau scheint aus der Welle zu kommen. Dann hebt diese den Kutter. Tief unter uns erblicken wir das Boot, das Tau erschlafft, um im nächsten Momente sich zitternd zu spannen und mit heftigem Ruck die Barke vom Wogenkamme zu reißen, auf dem sie jetzt schwebt. Zischend schießt sie auf der Welle herab, aufs Schiff zu, beinahe könnte man sie fassen. Das Tau schleift in weitem Bogen hinten nach, bis es sich allmählich wieder spannt und das Spiel aufs neue beginnt, ähnlich einem Füllen, das seiner Mutter auf die Weide folgt, das zurückbleibt, um an einem Schoß zu nagen und dann in leichtem Galopp nacheilt.!

In solcher Weise vergehen die letzten Stunden des Tages. Abertausend Wellen wogen an uns vorbei, ein „ewiger Strom“. Jede Welle ist ver-

schieden und hat ihre Individualität. Da sind solche, die sich sehnend recken und müde zurücksinken, solche, die in wildem Ansturm den Himmel greifen möchten, andere, die lautlos, traurig, ohne Schaumkrone vorbeihuschen, einige, die mit spitzem Stoße das Schiff angreifen. Es gibt ungefüge Kraftexemplare, vornehme Schönheiten, Resignierte, Hoffnungsvolle, Junge und Alte.

Unversehens sind wir der Küste nahe gekommen, hinter der die Sonne versunken, nachdem sie mit feinem Strahlenkranze die Silhouette der Waldhöhen vergoldet hat. Trotzdem wir uns jetzt rasch dem Ufer nähern, werden die Details nicht mehr deutlicher, sondern verschwimmen im Dunkel, das sich rasch vertieft. Noch strahlt der Himmel in Braun und Rot, die sich mit dem Graublau auf den Wellen zu merkwürdig unruhigem Farbenspiele mischen. Aber die Küste ist eine senkrechte, schwarze Wand, die aus dunkelm Wasser auftaucht. Allmählich gewinnt die Mondscheibe an Leuchtkraft; matt erst, dann blitzend spielen die Strahlen auf dem Wasser, das kaum mehr blau erscheint, und plötzlich, ohne daß wir sagen könnten, wann und wie, ist es Nacht, tiefe, stille Nacht — um so stiller, als wir jetzt in das ruhige Wasser der weiten Bucht von Hog Harbour einschwenken. Die Bewegungen des Bootes hören auf, in kaum merklichem Winde gleiten wir dem Ufer entlang, an dem mit weichem, rhythmischem Rauschen sich die Dünung bricht. Flackernd tanzt das Mondlicht auf den Wellen, die Sterne blitzen wunderbar klar, als schwarzes Ungeheuer gleitet der hohe Würfel der Delphininsel an uns vorbei.

Dann leuchtet am Strande ein Licht auf. Rasselnd fällt der Anker. In kurzem springen wir auf den weichen Strand und werden von den zwei Hunden der Herren Th. stürmisch begrüßt.

Zehntes Kapitel.
Talamacco.

In Hog Harbour erwarteten mich, wie abgeredet war, meine Diener mit dem kleinen Ruderboote des Paters. Wir fuhren der Küste entlang nach Port Olry zurück und hätten beinahe Schiffbruch gelitten, denn es war eine schlechte See. Nach wenigen Tagen schon fuhr Herr Th. wieder in Port Olry vor auf einer Tour um Santo begriffen und erbot sich, mich nach Talamacco mitzunehmen. Ich nahm von meinem Gastfreunde, dem Pater B., fast wehmütigen Abschied, denn wir hatten uns in den zwei Monaten, während deren ich sein Haus hatte bewohnen dürfen, gut angefreundet, und ich glaube, daß auch er die neue Vereinsamung nicht sonderlich begrüßte. Leider hat es das Schicksal nicht gefügt, daß ich ihn nochmals treffen konnte. In Port Olry und Hog Harbour waren später arge Wirren und Kämpfe, denen aber zum Glück der treffliche Pater nicht zum Opfer gefallen ist.

In Talamacco empfing mich Herr F. aufs gastlichste und räumte mir ein Haus ein, das er einst für seine junge, vor kurzem verstorbene Frau gebaut hatte. Herr F. hat mir während meines zweimonatlichen Aufenthaltes die größten Freundlichkeiten erwiesen und meine Studien nach Vermögen gefördert.

Big Bay.

In der Bai St. Philippe, meist nur Big Bay genannt, sind im Süden keine Eingeborenen mehr zu finden. Nur von Talamacco an nach Norden liegen eine Anzahl Christendörfer, in denen sich die bekehrten Reste der einst so zahlreichen Bevölkerung gesammelt haben. Es ist eine zusammengewürfelte Gesellschaft, ohne andere Organisation als die sehr oberflächliche, welche ihnen die Mission gebracht hat. Es existieren zwar Häuptlinge, doch haben sie hier noch weniger Autorität als anderswo. Es fehlt anscheinend ganz das Gefühl der Zusammengehörigkeit, man wohnt eben beieinander, und nirgends habe ich eine Kolonie getroffen, wo soviel Streit, Intrige und Immoralität blühte. Vor einigen Jahren waren die Leute durch die starke Persönlichkeit eines Missionars und durch seine mehr als harten Maßregelungen in Ordnung gehalten worden. Dieser Missionar war ersetzt worden durch einen, dessen Charakter der Böswilligkeit der Bevölkerung kaum gewachsen war. Der strengen Herrschaft ledig, fühlten diese sich desto freier, erlaubten sich mehr,

als sie im Heidentum gewagt hätten, sprachen offen von der Rückkehr ins Heidentum und töteten und vergifteten sich gegenseitig nach Belieben.

Gebessert wurde der Zustand nicht durch den Antagonismus zwischen der presbyterianischen Mission, der katholischen und den Pflanzern, die sich in allem entgegen arbeiteten und den Eingeborenen gute Gelegenheit gaben, im Trüben zu fischen und von allen drei Parteien Vorteil zu ziehen.

Die Situation in Big Bay war darum eine recht ungünstige und verfahrene, das Resultat ein starker Rückgang der Bevölkerung durch Tod und künstliche Sterilität.

Die primitive Bevölkerung, die zum Teil schon ganz verschwunden ist oder nur noch wenige Jahre sich halten kann, wohnt weit inland in den Bergen der westlichen Halbinsel. Etwas erfreulicher sieht es gegen Norden zu aus. Dort sind um Cap Cumberland noch ein paar große Heidendörfer an der Küste, während dafür inland fast alles ausgestorben ist.

Am nächsten bei Talamacco war das Inlanddorf Tapapa. Ich fand dort einen erschreckend traurigen Zustand. Die Hälfte der Eingeborenen war leprös, viele tuberkulös, und fast alle litten an Elefantiasis, die in Big Bay besonders verbreitet ist. Ich sah fast keine Kinder, so daß das Dorf in einigen Jahren verschwunden sein wird, wie schon so manche vor ihm und noch viele nach ihm.

Die Kultur den Küsten entlang ist in den Grundzügen dieselbe wie in Port Olry, doch ist sie entschieden weniger primitiv, indem die Häuser besser gebaut sind als dort und sich auch einige Skulptur findet; natürlich nur an alten Stücken. Ich fand an alten, ganz verfallenen Gamals sehr schön geschnitzte Hauspfosten und traf auch hier und da Hausgerät, das recht geschmackvoll verziert war. Allein diese Kunst ist heute ganz erstorben; was jetzt noch hergestellt wird, ist so roh und lieblos gemacht, daß man es kaum für möglich hielte, daß dieselbe Rasse der früheren künstlerischen Produktion fähig gewesen sei.

Ganz verschieden ist aber die Rasse von der von Port Olry. Man erkennt leicht zwei Typen, den eigentlichen melanesischen Typus, dunkel, groß oder klein, hager, kraushaarig, mit brutalem Gesicht und breiter Nase, und einen Typus, der deutliche Spuren polynesischen Blutes zeigt durch seine edleren Züge, den massigeren, oft zu Fettleibigkeit neigenden Leib, die helle Hautfarbe und die nur wenig gekräuselten Haare. Woher dieser polynesische Einschlag stammt, ist schwer zu sagen, es könnte sein, daß einst eine kleine Flotille von verschlagenen Polynesiern hier sich mit den melanesischen Bewohnern gemischt hat, oder daß sie zielbewußt einst eine Kolonie gegründet haben.

Es ist auch gar nicht unwahrscheinlich, daß sich Bewohner von den Banks-Inseln, die ebenfalls nicht reine Melanesier sind, hier niedergelassen haben. Jedenfalls ist die rings von Melanesiern eingeschlossene eigenartige Kolonie bei Talamacco auffallend und trägt nicht dazu bei, die so schon ziemlich verwickelten Rassenverhältnisse auf Santo und den Neuen Hebriden überhaupt zu klären.

Die melanesische Rasse zeigt deutlich zwei Varietäten, eine dunkle große und eine oft sehr kleine, hellere. Ich erkannte anfangs die Bedeutung der letzteren nicht, bis ich später auf die Existenz eines negritoiden Elementes aufmerksam wurde, dessen Spuren ich hier vor mir hatte. Die zwei Varietäten haben sich schon stark miteinander vermischt und alle möglichen Mischungstypen hervorgebracht, die dann wieder sich mit den vielen Stadien polynesisch-melanesischer Mischungen vermengt haben, so daß es schwer hält, aus den so verschieden gestalteten Individuen die Merkmale und den Typus der ursprünglichen reinen Bevölkerungen herauszuschälen.

Da ich in der näheren Umgebung wenig Interessantes zu sehen bekam, beschloß ich, eine Reise nach Zentral-Santo anzutreten.

Ich besprach den Plan mit Herrn F., der mir seinen Aufseher, den „Moli", für die Reise zur Verfügung stellte. Dieser sorgte mir für Träger und übernahm es, sie auf der Reise zu überwachen. Er ist mir auf der Tour recht nützlich gewesen, hauptsächlich, weil er sich nicht fürchtete und fast mit allen „Häuptlingen" inland bekannt war; auch war er der einzige, der zu mir hielt und auf den ich mich verlassen konnte.

Ins Innere von Santo.

Nach einer sechswöchigen Regenperiode brach endlich wieder ein klarer Tag an. Wenn das für mich auch kein Grund sein durfte, in das Innere von Espiritu Santo aufzubrechen, so erzeugte es doch eine erwartungsvoll festliche Stimmung, die zum Antritt einer Reise gehört.

B. 33 Der Dampfer war am Tage vorher eingelaufen, und nachdem er einige Kopra und etwas Mais geladen hatte, wieder abgefahren. Ich hatte meine Vorräte ergänzt, meine Träger engagiert und war reisefertig.

In weißem Sonnenglanze ruderten wir vom westlichen Ufer der Bay nach der Jordanmündung, die ungefähr im Scheitel der Bucht liegt.

Es geziemt sich, daß man am Jordan seines Entdeckers Quiros gedenkt, und das tat ich denn auch mit dem Gefühle von der Nichtigkeit alles irdischen Ruhmes, als ich nach drei Stunden an der Mündung ans Land sprang, froh, dem langen und mühsamen Marsche auf den heißen Kieseln des Meerufers entgangen zu sein.

Die Diener trugen das Gepäck ans Ufer, dann zogen sie mit Geschrei und viel Geschnatter das Boot ins Dickicht und deckten es mit Zweigen zu. In einigen Tagen sollte es von anderen Eingeborenen wieder an seinen Standort zurückgebracht werden.

Wir zogen uns in den Schatten des Uferwaldes und kochten das Mittagessen, eine Pflicht, der die Träger je und je mit großem Eifer und gewissenhaftem Interesse sich widmen. Es gibt Reis und für jeden, um seine Begeisterung für das Unternehmen zu heben, einen Tropfen Absinth. Ich lasse dann die Bündel schnüren und die neun Träger brechen auf, an der Spitze der „Moli".

Der Weg führt durch dünnen Urwald über holperig-steinigen Boden. Wir sind noch in der Ebene, die der Jordan mit seinem Geröll und Geschiebe gebildet hat. Den Fluß selbst lassen wir westlich liegen und marschieren in südöstlicher Richtung.

Nach einer Stunde treten wir aus dem Walde in eine sumpfige Ebene, auf der mannshohes Schilfgras wächst. Es ist das in Santo eine seltene Erscheinung, und mit neugierigem Behagen schweift das des freien Ausblickes entwöhnte Auge über die weite gelbgrüne Fläche.

In einem Tümpel füllen wir die Kochkessel mit Wasser fürs Abendmahl, denn wir werden an dem vor uns liegenden Berghange, fern von jeder Quelle, lagern.

Der Führer muß sich mit dem gefüllten Kessel belasten, denn keinem der Träger kann ich noch mehr aufbürden. Es ist zwar durchaus eines Moli unwürdig, irgend etwas anderes als eine Flinte zu tragen, er schickt sich aber in das Unvermeidliche und zieht brummend mit der Last weiter.

Vor uns liegen hohe Kalkplateaus mit steilen Abhängen. Auf ihrem Rücken werden wir die nächsten Tage wandern, und wir müssen sie wohl oder übel ersteigen.

Inzwischen hat sich der Himmel bedeckt, ein heftiger Regenschauer durchnäßt uns bis auf die Haut, von dem hohen Schilf streifen wir die Regentropfen ab, es sieht düster und einsam aus. In dem dichten Lianengürtel, der die Ebene vom Abhang trennt, wird es noch ungemütlicher. Der Boden ist sumpfig und schlüpfrig. Die Lianen sind an den Büschen hoch hinaufgeklettert, ihre breiten, flachen Blätter verdecken fast ganz den grauen Himmel, und die schnurähnlichen Stengel versperren wie ein dichtes Netz den Weg. In der erstickenden Feuchtigkeit, die unter den fettigen Blättern klebt, müssen wir fast jeden Schritt mit dem Buschmesser aushauen; Schweine haben niedere Irrwege geschaffen, ein wahres Labyrinth, es ist ein mühsames Wandern und Klettern über gefallene Stämme, so daß wir nur langsam vorwärts kommen und es mir rätselhaft ist, wie der Moli die Richtung beibehalten kann.

Aber gegen die Dämmerung hin treten wir in den hohen Wald mit wenig Unterholz. Auf dem schlüpfrigen Boden arbeiten wir uns langsam und beschwerlich bergan, bis zu einem überhängenden Felsen, der unvermittelt aus dem Boden taucht. Wir haben uns zwar verirrt, aber wir schlagen unser Lager auf, weil die Nacht jetzt schnell hereinbricht. Die Lasten werden kreuz und quer niedergeworfen, dann setzen sich die Schwarzen hin und warten der Dinge, die da kommen sollen. Diese Dinge sind einige energische Aufmunterungsworte, die sie veranlassen, nun mit ziemlicher Behendigkeit das Gepäck zusammenzutragen, Feuer zu machen, mein Bett aufzuschlagen und mir die trockenen Kleider zu reichen. Diese Szene wiederholt sich bei jedem Halt. Dann flackert aber auch bald das Feuer und erzeugt beißenden Qualm; wer nicht um den Kochtopf hockt und raucht, schneidet sich stark belaubte Äste zum Lager; bald ist es dunkel, und niemand wagt sich mehr vom Feuer weg in den schwarzen Wald — Gespenster.

Der Regen hat aufgehört; feucht und weich hängt die Nachtluft unter den Bäumen, wir sind unter dem Felsendach im Trockenen. Der Schein der Feuer wird von der Nacht aufgesaugt und leuchtet nicht weit; nur die nächste Umgebung glüht im roten Lichte. Die Schwarzen müssen sich wegen Wassermangels mit Tee und Biskuits begnügen, Reis können wir nicht kochen; bald legen sie sich auf ihr Blätterlager, nahe an die glimmenden Scheite; ich lese noch eine kurze Weile; es ist frostig und feucht. Dann lösche ich die Laterne und lausche in die Nacht hinaus. Ein unbestimmtes Leben und unhörbare Bewegung schleicht zwischen den Stämmen hindurch im weichen Sammet der Nacht. Manchmal schauert ein Windhauch durch die Kronen, dann fallen die Tropfen von den Blättern und schlagen in der Stille dröhnend auf das modernde Laub am Boden, dann und wann grunzt ein Wildschwein, und Nachtfalter und Käfer schwirren ums Feuer oder rascheln an den Falten des Moskitonetzes, an dem schon Hunderte jener Blutsauger tückisch singend einen Eingang suchen, — zum Glück mit wenig Erfolg. Dann schlafe ich ein, des öfteren aufgeschreckt durch das Krachen eines morschen Stammes oder durch übermenschliche Jammertöne eines von bösen Träumen heimgesuchten Trägers. Manchmal wacht einer derselben grunzend auf, bläst das Feuer frisch an, dreht sich um und schnarcht weiter. Dann weckt mich, lange vor Tagesanbruch, ein jubelnd lautes Vogelkonzert für den neuen Morgen. Aber jetzt ist es im Bette behaglicher als am Abend. Im Halbschlaf verfolge ich die Dämmerung am Himmel, der schon hell durch die Blätter schimmert, während der Wald noch tief im Dunkel liegt.

Aber wie ein heller Posaunenstoß dringt plötzlich die Morgensonne durch die Baumkronen und es ist Tag, auch bei uns unten, und gähnend und fröstelnd erheben sich die Eingeborenen. An den angefachten Feuern wärmen sie sich. Da wir kein Wasser mehr haben, müssen sie sich mit trockenem Biskuit begnügen. Für mich reicht es noch zu einer Tasse Tee, dann brechen wir auf. Während die Träger ihre Lasten mit Riemen und zäher Rinde verschnüren, hat der Moli den gestern verlorenen Weg gesucht und gefunden. Wir klettern am steilen Hange zum ebenen Plateau, wo ein dichtes Unterholz das Marschieren auf dem aufgeweichten Boden noch mehr erschwert. Wieder lassen wir uns durch die Wechsel der Wildschweine von der rechten Straße ablenken und stocken nach längerer Arbeit mit dem Buschmesser in undurchdringlichem Dickicht. Wir müssen umkehren und kreuz und quer nach dem Pfade suchen, den wir, kaum gefunden, auch wieder verlieren. Es ist ein mehrstündiges, monotones und unbefriedigendes Durchdringen von Gebüsch, Entwirren von Lianen und Umgehen von Dickicht.

Einige Abwechslung bringen erfolglose Jagden auf Wildschweine, deren wir viele sehen. Aber die scheuen Tiere lassen sich nie auf Schußweite nähern, sie fliehen plötzlich in rasendem Laufe, erstaunlich gewandt sich durch das Gebüsch windend.

In einer Mulde stoßen wir auf mehrere starke Bambusbüsche; sie lieferten Wasser für meine noch nüchternen und durstigen Träger, für die ich



Blick aufs Meer unter den prächtigen Feigenbäumen durch.

Vom Spital in Dip Point aus gesehen.





Ein Schweineopfer bei Port Olry
in einer Waldlichtung. Vor zahlreichen Zuschauern im Dickicht werden die Schweine umtanzt, nachher durch Einschlagen der Schädel getötet und dann gegessen.



Töpferin in Wus.
Sie formt die Töpfe aus freier Hand. Rechts stehen fertige Töpfe. Hinten liegt ein Haufen Kokosnüsse.



Töpferin in Pespia.
Hier werden die Töpfe in Spiralwindungen auf einem Bambuszylinder aufgebaut und nachher die Windungen verstrichen.

Ein Mann erklettert eine Kokospalme.
Dazu vereinigt er die Füße mit einer Bastschlinge und erreicht dem rauhen Stamme entlang mit Leichtigkeit den Gipfel.



Gegend in West-Santo.

Hier hausen die Kleinstämme. Das zerklüftete Bergland ist sehr unwegsam. Die Wand, wo der Wasserfall herabschäumt, verlor beim Erdbeben alle Erde und lag später als kahle Felswand da.

B. 41



Opferfest in Tavuds.
Tanz der Häuptlinge vor dem Festgeber.



Rundtanz der Häuptlinge,
angeführt vom Festgeber im Blätterkleide.

mich schon besorgt hatte. Jedes Glied des Bambusschaftes enthält nämlich eine ansehnliche Menge frischen, etwas milchigen, aber wohlschmeckenden Wassers. Man braucht nur den Stamm über einem Knoten anzuschneiden und den starken Wasserstrahl aufzufangen. Durstig wie sie waren, hielten denn die Träger die beträchtliche Höhlung ihres offenen Mundes unter die Quelle und waren bald innen und außen ganz durchnäßt. Dann füllten wir die Gefäße und kochten Tee.

Auf dem unebenen Plateau verfolgen wir darauf den Weg weiter. Unter einem Felsen finden wir das Nachtlager der zur Küste reisenden Eingeborenen. Es sind einige Bambusstäbe, die, nebeneinandergelegt, ein Bett bilden, auf dem der Schwarze wohl ebenso gut schläft wie jene Prinzessin in dem ihrigen, in dem sie durch sieben Flaumkissen hindurch eine Erbse fühlen konnte. Neben dem Bette ist eine mit Asche und mit Kochsteinen gefüllte Grube, in der die Wanderer ihr frugales Mahl bereiten. Gegen Mittag liefert uns ein sumpfiger Wasserlauf Kochwasser, und nachdem wir ein zweites Plateau erklommen haben, machen wir auf zirka 250 m Höhe den Mittagshalt, der durch einen kurzen, aber heftigen Regenschauer gewürzt wird.

Wir eilen aber bald weiter auf allmählich sich verbesserndem, breitem Wege. Ein alter Zaun, dem entlang wir marschieren, zeigt uns die Stelle einer früheren Pflanzung und ist das erste Zeichen von menschlicher Ansiedelung. Nach einer halben Stunde treffen wir eine unterhaltene Yamspflanzung an, dann durchqueren wir mehrere Rodungen, auf denen Bataten, Yams und Kawa gezogen wird, bald kann ich meine Kolonne in der Nähe des Dorfes sammeln, um geschlossen einzumarschieren.

Trotzdem die Bewohner des Dorfes recht freundlich gesinnt sein sollen, kann ich doch eine gewisse Nervosität bei meinen Leuten bemerken. Sie hängen sich die Waffen ostentativ um und sind nicht mehr geneigt, sich zu zerstreuen.

Ein leichter Zaun umgibt den Dorfplatz, den wir betreten. Das Männerhaus, auf das wir zulenken, ein langer, niederer Bau, steht an einer Längsseite des Platzes, der Giebel mit dem Eingang ist diesem zugekehrt. Es ist ein einfaches Schilfdach, das auf dem Boden beidseitig aufruht. Auf der Höhe der Hausfront steht eine Linie von etwa zwanzig Pfosten, wie ich sie auch schon bei Hog Harbour gesehen hatte, die Reste eines vor kurzem gefeierten Festes.

In der dunkeln, feucht unsauberen Hütte liegt ein einziger Mann. Er hat an Lepra den halben Fuß verloren und erhebt sich mühsam, ohne Überraschung zu zeigen. Er teilt Moli mit, daß die beiden Häuptlinge in einem Nachbardorfe bei einem Feste seien, die anderen Männer aber zerstreut auf den Feldern oder in den Hütten ihrer Weiber. Wir setzen uns also geduldig wartend auf den Boden, von Schweinen beschnüffelt und begrunzt, während der Moli mit Ausdauer eine Holztrommel bearbeitet, die vor dem Hause im Kot liegt. Er hat seinen eigenen Takt, der den Eingeborenen des Distriktes bekannt ist, und zeigt hierdurch seine Ankunft an, und allmählich kommen denn auch die Männer zur Stelle.

Fast alle sind krank und leiden an Lepra, Elefantiasis oder Tuberkulose. Alles ist nach der langen Regenperiode erkältet, hat Rheumatismus und hustet: es ist ein trauriges Bild von Degeneration und Siechtum.

Ich lasse das Gepäck in die Hütte bringen und befehle den Dienern, Essen zu kaufen: Hühner, Yams, Schweine. Die Leute scheinen Überfluß zu haben, denn sie bringen uns mehr, als wir bedürfen, und sind mit einigem Tabak oder einigen Streichholzschachteln zufriedengestellt.

Während sich meine Leute am Feuer beschäftigen, nehme ich Körpermessungen vor, und wenn auch die glitzernden, spitzigen Instrumente anfangs Furcht und Mißtrauen hervorrufen, lockt doch der Tabak zu sehr und zerstreut die Bedenken. Eine witzelnde, neugierige Menge hockt um mich herum und vermehrt durch ihre kritischen Bemerkungen das Unbehagen dessen, der jeweils als Objekt meiner Arbeit dienen muß. Man staunt, wundert sich, ahnt geheime Zauberei, fürchtet Böses, mag aber dem Weißen doch nicht gern seine befehlende Bitte abschlagen.

Indessen sind auch die Weiber herbeigekommen. In zwei Gruppen hocken sie an den beiden Enden des Platzes, dessen Betreten ihnen streng verboten ist. Es sind ihrer etwa zwanzig, ich sehe aber nur drei bis vier Säuglinge und viele früh verblühte Gestalten mit derbem, oft männlichem Charakter — Folgen zu frühen Mißbrauches und künstlicher Sterilität. Sie schnattern heiter und eifrig, wundern sich und schlagen die Hände zusammen wie alte Marktweiber. Sie sind völlig nackt, mit Ausnahme eines Blattes und eines Grasbüschels hinten, durch eine dünne Lendenschnur festgehalten. Das Haar ist kurz geschnitten und mit weißem Brei aus Asche und Kalk dick beschmiert. Der Kopf sieht häßlich kahl aus oder wie mit einer anliegenden weißen Mütze überzogen. In der durchbohrten Nasenscheidewand tragen sie kurze Stäbe aus Knochen oder kleine, runde Kiesel. Einigen sind auch die mittleren oberen Schneidezähne ausgebrochen worden, was noch weniger zur Verschönerung beiträgt.

Gegen Abend erschienen auch die „Häuptlinge“, zwei auffallend große und schöne Männer mit langen Bärten und dichten Haarschöpfen. Sie waren gekleidet wie ihre Untertanen, nur trugen sie als Abzeichen ihrer Würde breite Armbänder und ganz dunkel gefärbte Krotonblätter. Gekrümmte Schweinehauer dienen als Armspangen. Im Haar stecken ein einfacher Kamm und einige Schweineschwänzchen, in den Ohren hängen Zierrate aus Schildpatt oder Knochen.

Ihre Würde dispensierte die Häuptlinge nicht vom Messen, dann photographierte ich sie und eine Anzahl Männer, was alles nur mit Mißtrauen erduldet wurde.

Schnell brach die Nacht herein und mit ihr die Stunde des Abendmahles, das ich im Gamal einnahm, umhockt von einer flüsternden Menge. Als ich meinen Tee zuckerte, ging ein respektvolles „Salt“ durch die Reihen, was mir beinahe den Appetit raubte: Tee und Salz, eine Kombination, die auch dem perversesten Geschmack greulich vorkommen dürfte.

Mit nicht geringerer Gewissenhaftigkeit wurde meine Nachttoilette notiert. Während ich noch lesend auf dem Bette lag, sammelten sich langsam die Männer im Hause, schürten qualmende Feuer, legten sich auf die schon beschriebenen Bambuslager und plauderten sich in den Schlaf. Auch meine Leute machten sich ihr Lager im Hause, zwischen Aussätzigen und Auszehrenden liegend, deren Gehuste die ganze Nacht dauerte. Mir gegenüber am Eingang ist der Platz des Häuptlings. Er bereitete sich bedeutende Mengen Kawa und schlürfte seinen Schlaftrunk mit großem Getöse.

Zahllose Hunde kamen und gingen in der Hütte, suchten nach Futter und beschnüffelten alles, auch mein Gesicht auf dem niederen Feldbette, während die Männer langsam einschlummerten und der Häuptling endlich am Kawa sein Genüge gefunden hatte. Ich glaube, ich träumte von dem vorzüglichen gebratenen Spanferkel, das mein Koch mir vorgesetzt hatte.

Eine empfindliche Kühle weckte mich früh. Als ich vor die Hütte trat, drang eben die Sonne durch den Morgennebel und breitete farbiges Leben über den im gestrigen Grau so langweilig monotonen Platz. Ich ließ mir die Weiber an die Grenze desselben kommen und maß und photographierte. Sie schämten sich sehr, besonders da die gesamte Männlichkeit uns umhockte und mit grausamem Witze nicht zurückhielt. Die Weiber hätten sich der Prozedur gar nicht unterzogen, wenn der bestimmte Befehl der Männer sie nicht dazu gezwungen hätte.

Ich sah wenig Erfreuliches. Was mir auffiel, war der abgelebte, duldend müde Ausdruck auch der jüngeren Mädchen, eine gewisse Hoffnungslosigkeit und Blasiertheit, die mit dem sonstigen vergnügt lebhaften Gebaren im Widerspruch zu stehen scheint. Lebhaft und vergnügt sind hier die Weiber aber eigentlich nur unter sich. In der Nähe des Mannes fühlen sie sich bedrückt, sehen in ihm den brutalen Herrn, den selbstsüchtigen Tyrannen, dessen Sklavinnen sie sind. Sie werden sich zwar ihrer unterdrückten Stellung kaum bewußt sein und tragen jedenfalls ihr Joch als etwas Selbstverständliches, denn sie können sich gar keinen anderen Zustand denken. Aber es fehlt ihnen doch ein wenig die Lebensfreude in der Nähe des Mannes, sie wissen, daß sie sein Eigentum sind und er sie jederzeit töten kann, wenn nicht die Rücksichtnahme auf ihren Marktwert ihn davon zurückhält.

Indessen war es überaus komisch, die furchtsame Ungeschicklichkeit zu beobachten, mit der sie sich vor die Kamera stellten. Einige waren durchaus nicht dazu zu bringen, sich ruhig zu halten und bewegten Finger, Füße und Zehen in nervöser Hast; andere konnten nicht gerade stehen, einige standen mit gekreuzten Beinen da und verwickelten Armen, besonders die Profilaufnahme war ihnen unbegreiflich, so daß sie sich fortwährend von der Frontstellung zur Rückenansicht drehten, zur großen Erheiterung der Männer und zu meiner Verzweiflung. Aber schließlich gelangen doch einige Aufnahmen, und ich konnte meine Instrumente zusammenpacken.

Um meine Träger zu entlasten und die großen, gestern gekauften Yamsvorräte zu befördern, hatte ich weitere Träger nötig, und recht willig an-

erboten sich die Häuptlinge, uns zu helfen. Die meisten Männer zeigten zwar keine große Lust, uns zu begleiten, und die Befehle der Häuptlinge hatten auch nur wenig Effekt. Schließlich hatte aber einer von ihnen die gute Idee, seine Weiber zu dem Dienste zu verwenden, und willig, ohne Zögern erhoben sich seine fünf Gemahlinnen und beluden sich jede mit dreimal so großer Last als die der Männer war. Mit einigen Lianen wurden die Knollen zusammengebunden, auf den Scheitel gehoben, und so marschierten die Frauen voran.

Nur die Favoritin, ein auffallend schönes, volles, junges Weib, trug bloß eine ganz kleine Frucht, ging aber dafür als Erste und hieb den Weg frei.

Die jetzt zirka dreißig Mann starke Kolonne folgte, erst durch große, gut unterhaltene und fruchtbare Pflanzungen, dann durch den Wald, immer
B. 32 auf gleicher Höhe. Die Weiber wanderten, plaudernd, kichernd, geduldig und stetig wie Maultiere, sicher und schmiegsam. Nichts hält sie auf, sorgsam balancieren sie die Last auf dem Kopfe über Stämme, durch Gräben, unter Lianen durch, alle paar Minuten mit der Hand fühlend, ob das Blätterbündel hinten sich nicht verschoben habe.

Wenn sie auch außer der einen gewiß keine Schönheiten waren, so lag doch in ihrem Gange, im Wiegen der Hüften, im Spiel des Lichts auf dem dunkel glänzenden Rücken, in dem zierlich sicheren Aufsetzen der Füße eine Harmonie, eine Elastizität und Freiheit der Bewegungen, die äußerst gefällig war und die vielen Unzulänglichkeiten, Schmutz, Wunden und Krankheiten, vergessen ließ.

Dieser heitere Gang in dem frischen, hellen Morgen, unter dem schattig grünen Laubdach, durch das der blaue Himmel leuchtete, war nicht von langer Dauer: nach zwei Stunden schon hatten wir ein zweites Dorf erreicht, unser heutiges Ziel.

An der Peripherie des Platzes, ums Männerhaus, setzten sich die Weiber neben ihre Lasten. Bald gesellten sich zu ihnen die Frauen des Dorfes und bildeten ein dichtes Knäuel nackter Körper, aus dem ein gedämpftes Geflüster drang. Alles wurde gemustert und kritisiert, und im Nu waren die neuen Wirtinnen über unsere geringsten Handlungen und Besitztümer unterrichtet. Scheu staunend blickten mehrere Dutzend Augen auf mich und meine Begleiter. Daß ich ein großer Doktor und unheimlicher Zauberer sei, stand fest und sollte durchaus nicht zur Förderung meiner Arbeit dienen.

Wir Männer begaben uns in das Männerhaus, wo die Bewohner ebenfalls gleich über alles Wissenswerte belehrt wurden. Die Hütte war niedrig und sehr schmutzig, der Gesundheitszustand der Bewohner noch trauriger als im ersten Dorfe. Ich sah keinen einzigen Gesunden. Um so mehr überraschte mich die relativ große Zahl der Säuglinge und Kinder. Der Häuptling litt an einem Abszeß in der Lendengegend. Die Wunde hatte sich am Morgen geöffnet und verbreitete in der Hütte einen Pestgeruch. Mit gekauten Blättern suchte er sie zu heilen. Ich zog mich ins Freie zurück, wo mich gleich einige verstümmelte Aussätzige — meist fehlten ihnen die Zehen

oder die halben Füße — mit dem Anblick ihrer Wunden erfreuten. Zum Glück baten sie mich nicht um Medizin oder Behandlung, ich hätte beides ablehnen müssen.

Ich lohnte die Träger aus dem vorigen Dorfe mit Tabak und Streichhölzern ab, nachdem sie sich mit dem Preise einverstanden erklärt hatten. Als sie sich zum Gehen wandten, sagte mir der Dolmetscher, ich hätte noch die Weiber zu bezahlen, was aber in der vereinbarten Summe inbegriffen gewesen war. Ich hielt das für eines jener Mittelchen, mit denen der Eingeborene dem freigebigen Weißen noch mehr abzupressen versucht, und fuhr den Kerl hart an. Daraufhin setzte sich die ganze Gesellschaft vor der Hütte hin und wartete in verstocktem Trotze. Ich ließ sie eine halbe Stunde gewähren, doch wurde mir unheimlich, als die Weiber verschwanden, weshalb ich den Männern sagte, sie sollten sich weiter scheren, sie hätten von mir nichts mehr zu erwarten. „O, die Häuptlinge haben nur noch etwas zusammen zu verhandeln," war die Antwort, doch gingen sie bald darauf. Mein hartes Auftreten mochte ein Fehler gewesen sein, es konnte wirklich ein Mißverständnis vorgelegen haben. Jedenfalls machten sich die Folgen des Auftrittes insofern unangenehm bemerkbar, als die Stimmung im Dorfe sich sofort änderte, weil es hieß, ich hätte den versprochenen Lohn nicht bezahlt. Statt der harmlosen Neugier und dem kindischen Umherstehen und Plaudern trat eine trotzige Apathie ein. Die Leute saßen stumm um uns herum im weiten Kreise und beobachteten uns mißtrauisch. Meinen Leuten war sichtlich totenbang, denn jeglicher Hilfeleistung suchten sich die Eingeborenen zu entziehen, und ich konnte nur mit Mühe einen Führer zur weit entfernten Wasserstelle finden, von wo das Wasser in langen Bambusstangen hergetragen werden mußte. Es war auch danach, übelriechend und schmutzig.

Unter diesen Umständen versuchte ich gar nicht, die Leute zu messen, und verbrachte einen langweilig trägen Nachmittag. Nur ein junger Bursche, der schon bei Weißen gearbeitet hatte, war weniger reserviert. Ich ließ mir von ihm den Weg auf das hohe Plateau im Süden zeigen. Von dort hatte ich durch eine Lichtung im Walde einen beschränkten Fernblick nach Norden und sah das Meer an der Ostküste im grauen Dunste. Da mein Führer, völlig außer Atem, nicht mehr weiter konnte, kehrte ich zurück und belohnte ihn freigebig. Das änderte die Stimmung sofort. Die Starrheit der Mienen wich, man rückte näher, begann zu plaudern und Vertrauen zu uns zu fassen.

So gelang es mir endlich auch, einige Männer zu messen, bis ihr zaghaftes und ungeschicktes Gebaren mir das Geschäft verleidete.

Zudem machten sich auch die Folgen meines kurzen Aufenthaltes in der Hütte bemerkbar. In meinem Hute fand ich nämlich eine blühende Kolonie scheußlicher Insekten. In meinen Taschen lebte es, in den Photographenapparaten wimmelte es, Schuhe und Gepäck waren erfüllt mit vielgestaltigstem, huschendem und krabbelndem Ungeziefer. Es faßte mich ein Ekel vor mir selbst. Ich schleuderte alles von mir, ließ alles aus der Hütte holen und ausklopfen, ich machte es wie Onkel Fritz in seiner Not und haute und trampelte

alles tot. Ich mordete viel, aber lange, lange nicht alles, denn trotzdem ich jeden Tag mehrere Male mein ganzes Gepäck ausklopfen und jede Tasche und jeden Riemen reinigen ließ, brachte ich doch noch reichlich Ungeziefer nach Hause und spielte noch zu Hause lange Zeit Onkel Fritz.

Nach dieser harten Arbeit konnte ich das Erstaunen der Leute zur Spitze treiben, indem ich ihnen kleine Männer, Schweinchen und Bäume zeichnete. Die Papierfetzchen wanderten von Hand zu Hand, erzeugten laute Ausrufe der höchsten Bewunderung, wurden dann sorgsam verwahrt nach Hause getragen, als ob es unschätzbare Meisterwerke seien — und das waren sie gewiß nicht.

Man muß übrigens für den Eingeborenen ganz einfach zeichnen, wie für Kinder, nur mit einer Profillinie und möglichst groß. Auch darf kein Detail vergessen oder unrichtig gezeichnet werden. Was irgendwie impressionistisch behandelt wird, kann er nicht verstehen, und Schattierung löst er in die einzelnen Linien auf, ohne sie als solche zu erfassen. So hatte ich denn oft mit meinen gelungensten Zeichnungen gar keinen Erfolg, bis ich die Ursache erkannt hatte.

Als die Nacht hereinbrach, saßen wir bei diesem Spiele recht gemütlich zusammen, da war es aber für jegliche ernsthafte Arbeit zu spät geworden.

Der Häuptling ließ mir klagen, es sei ihm eine seiner Frauen gestorben, und er glaube, sie sei vergiftet worden. Ich sei ein großer Doktor und möge ihm helfen, den Mörder zu finden. Ich war auf derartiges vorbereitet, klagt man dem Weißen doch überall dasselbe. Einen natürlichen Tod kann sich der Eingeborene überhaupt nicht denken und fahndet immer nach irgendeiner äußeren Todesursache, Gift oder Zauber. Die erschreckend hohe Sterblichkeit der letzten Jahre macht es allerdings begreiflich, daß die Leute an natürlichen Ursachen zu zweifeln beginnen und sich die Sterblichkeit nicht anders als durch böswillige Verzauberung erklären können, zumal für sie auch jede Krankheit durch Zauber oder Gift hervorgerufen wird.

Wenn nun auch die Eingeborenen zweifellos Gift kennen, so ist dessen Anwendung bei der Trennung der Feuer durch die Suque nicht leicht, und es ist meist mit Gift Zauberei gemeint (bichelamar bezeichnet beides eben als „poison"). Solche Zauberei besteht in Amuletten aller Art, merkwürdig geformten Steinen, Knochen, Kräutern, die von Zauberern besprochen werden und dem Opfer nahe gebracht, z. B. ins Haus gelegt, den Tod bringen. Oder man verschafft sich irgendeinen Körperabfall oder etwas, das mit dem Feinde in Berührung gekommen: Haare, Kleiderreste, Nahrungsreste u. dgl. Man läßt auch diese wieder von einem Zauberer bearbeiten und verbrennt sie dann. Mit der fortschreitenden Verkohlung des oft winzigen Objektes verbrennt dann die Seele des Opfers.

Merkwürdig ist, daß viele Eingeborene aus purer Furcht sterben, wenn sie glauben, es werde ihnen durch solche Mittel nach dem Leben getrachtet. Sie siechen dahin, essen nicht mehr und löschen allmählich aus.

Verdachte auf Vergiftung sind Ursachen der nie endenden Fehden,

die im stillen immer fortdauern und zum Mißtrauen des einen gegen den anderen führen. Mit dem Glauben an Vergiftung wären viele Zwiste vernichtet, und so ist es gewiß das weisere, die Vergiftung zu leugnen, selbst auf die Gefahr hin, einen Schuldigen schuldlos zu erklären. Um das zu erreichen, darf eine fraus pia wohl angewendet werden. Obwohl es mir eigentlich sehr unsympathisch war, mich in diese internen Angelegenheiten der Leute zu mischen, versprach ich doch dem Häuptling meine Hilfe. Er wollte alle Männer auf nächsten Morgen versammeln, und dann sollte ich den Schuldigen finden. Er war fest überzeugt, ich könnte einen Menschen völlig durchschauen und sähe in das Innerste eines jeden und jeglichen Dinges. Es war der Moli, der ihm dieses eingeredet hatte. Das Bett ließ ich diesmal im Freien aufschlagen, es graute mir zu sehr vor der Hütte, und auch die Diener betteten sich auf Blätter im Freien und schnarchten bald trotz der Schweine, die zwischen ihnen durchschnüffelten, trotz der wunderbar schönen Sternennacht und trotz des starken Taus, der auf sie niederfiel wie ein leichter kalter Regen. Am folgenden Morgen versammelten sich alle Männer, vom Häuptling unter irgendeinem Vorwande herbeigerufen. Ich nahm den Sucher meiner Kamera und musterte einen jeden, halbverstohlen meinerseits vom Häuptling scharf beobachtet. Ich konnte nichts Schlechtes sehen, worauf mir der Häuptling sagen ließ, daß drei Männer fehlten. Ich ließ mir die mutmaßliche Richtung ihrer Wohnungen angeben und blickte dann mit meinem Sucher geheimnisvoll nach jener Gegend. — Auch wieder nichts. Ich teilte dem Häuptling mit, daß ich durchaus nichts Verdächtiges finden könne, worauf er meinte, er hätte das auch gedacht, es aber gerne von mir bestätigt gefunden. Ich redete ihm nun aber ernstlich zu, sagte ihm, daß jedermann einmal sterben müsse, und daß Krankheit unvermeidlich sei und oft von selbst komme, ohne Gift; daß die Ursache der Sterblichkeit anderswo zu suchen sei, z. B. in dem fürchterlichen Schmutz, in dem sie lebten, und dergleichen. Er stimmte mir in allem völlig bei, dachte jedenfalls, ich sei ein Narr, und ich glaube kaum, daß er seither seinen Stall hat reinigen lassen. Die Männer hatten natürlich gemerkt, daß ich irgend etwas mit ihnen vorgenommen hatte, und waren nun mißtrauischer als je. Die Weiber waren gar nicht zu sehen, und so brach ich denn auf.

Nur mit großer Mühe konnte ich einige Träger zum nächsten Dorfe bekommen, es erforderte ein endloses Verhandeln, bis sich die Männer untereinander geeinigt hatten. Aber das ist wohl so Landessitte, soll übrigens auch anderswo vorkommen.

Wie am gestrigen Tage war es ein angenehmer kühler Marsch auf gutem, ebenem Terrain.

Das nächste Dorf war etwas anders als die übrigen angelegt. Inmitten einer großen Rodung stand das Gamal, um das sich rings im Kreise und ganz nahe die Häuser der Weiber gruppierten. Der Häuptling und einige Männer saßen vor dem Hause und begrüßten uns recht kalt und unfreundlich. Die Träger aus dem ersten Dorfe verließen uns hier, und trotz-

dem ich in dem Dorfe keine neuen Träger bekommen konnte, wollten sie sich durch keine Belohnung zu weiterem Dienste verleiten lassen. Nur der Häuptling, der ganz gut Englisch sprach, wollte uns begleiten, behauptete aber, keinen gesunden Mann zur Verfügung zu haben. Meine Leute schienen mißmutig, ich konnte ihnen nicht noch mehr Lasten aufbürden, und so blieb uns, um die Yamsvorräte nicht zurückzulassen, nichts anderes übrig, als hier abzukochen, obschon es noch früh am Tage war. Es herrschte eine merkwürdig mürrisch unfreundliche Stimmung, auch unter meinen Dienern, und ich selbst war nicht guten Mutes. Ich ärgerte mich, daß man die Dienste verweigerte, und fühlte, daß etwas in der Luft schwebte.

Ich war darum nicht nachsichtig, als ich sah, daß die Leute ohne meine Erlaubnis zwei Konservenbüchsen verzehrten. Als sie geendet hatten, fragte ich nach dem Sünder; es war Bubus, einer meiner alten Diener, ein anstelliger und gescheiter Bursche, den ich immer den anderen vorgezogen hatte, dem aber, wie ich bald sehen sollte, gar nicht zu trauen war. Ich tadelte ihn tüchtig und fragte, was er denn auf dem Heimwege zu essen gedenke, wenn er schon jetzt, da Futter in Fülle da sei, alle Vorräte verzehre. Er fraß seinen Ärger in sich hinein, und meine Leute murrten. Ich ließ sie gewähren in der Meinung, es sei ein momentaner Zorn, regte mich auch nicht sonderlich auf, als Bubus beim Weitermarsch von hinten her etwas von Rückkehr und zu großen Lasten rief.

Ich ging mit dem Häuptling voraus, als Moli mich einholte und mir sagte, es herrsche unter den Leuten eine bedenkliche Gärung, sie hätten Angst, weiter ins Innere zu gehen, und beklagten sich über ihre Lasten usw. Viel später erfuhr ich dann, daß Pui, auch einer meiner alten Diener, ein unbrauchbarer alter Schwätzer, einem Eingeborenen sogar Geld angeboten habe, wenn er ihnen den Weg zur Küste zeige. Sie wollten alle desertieren und mich allein zurücklassen. Ich ließ die Kolonne halten und erklärte, daß die Lasten nicht zu schwer seien, daß sie gestern beinahe nichts und heute noch nicht viel gearbeitet hätten und, daß sie alle fortlaufen könnten, wenn sie wollten. Moli und ich würden unseren Weg auf alle Fälle auch allein fortsetzen. Sie wüßten, was sie an der Küste im Falle einer Desertion erwarte. Wenn ihnen die Lasten zu schwer seien, so sei es mir einerlei die Konservenbüchsen wegzuwerfen und auch die zwei Flaschen Schnaps, die ich nicht für mich mitgenommen hätte. Damit befahl ich, die Flaschen auszupacken und an einem Felsen zu zerschmettern. Aber das war zu viel. Beinahe weinend flehten sie mich an, das doch ja nicht zu tun, sie wollten die Lasten ja gerne tragen, und der Weg sei nicht mehr lang. Nur zögernd schien ich mich überreden zu lassen, und nach einigen Drohungen hatte ich gewonnenes Spiel. Aber das Vertrauen in meine Leute war bedeutend erschüttert, und in Zukunft trug ich Sorge, ihnen noch weniger zuzumuten als bisher.

Sie machten aber den langen und ziemlich mühseligen Weg dieses Tages, bergauf und -ab, durch Dickicht und über schlüpfrigen Lehmboden recht rasch und willig. Am Abend erreichten wir einige Hütten auf einem freien Plateau,

etwa 400 m hoch. Während des Abkochens tönte aus einer einsamen Hütte ein widerliches Klagegeheul weit durch die Dämmerung. Es stammte von einer Frau, die ihrem vor neunundneunzig Tagen verstorbenen Manne pflichtgetreu nachjammerte. Morgen, als am hundersten Tage, sollte das Totenmahl stattfinden. Natürlich war auch er „vergiftet" worden.

An dem Abend glimmte das Feuer der Empörung noch schwach unter der Asche. Die Diener saßen zusammen, brummten, flüsterten, schimpften und zuckten die Achseln. Aber ich fürchtete nichts mehr und war meiner Sache sicher, denn die willigen Elemente trennten sich von den anderen und waren am nächsten Tage von entzückender Dienstfertigkeit, die unwilligen waren in der Minderzahl und hatten sich zu fügen.

In unangenehmer Weise weckte uns am Morgen erneutes Klagegeheul der Witwe. Allmählich sammelten sich auch die Teilnehmer am Totenmahle. Sie kamen teilweise von weit her, und alle brachten ihre Beisteuer zum Feste. Zuerst wurden mehrere Schweine geschlachtet und zerlegt. Die Art und Weise der Operation war keineswegs appetitlich. Ein halbgeräuchertes Schwein hing schon an einem Pfosten und verbreitete einen üblen Geruch. Für jeden Teilnehmer häufte man dann am Boden seinen Anteil, große Haufen Yams und Bataten, zu denen die Schweinebraten sich gesellten. Nachdem jeder seinen Teil in Sicherheit gebracht hatte, wurde ein großes Feuer in einer flachen Grube entzündet. Auf die kreuzweis gelegten Scheite schichtete man einen Haufen Steine und ließ das Feuer niederbrennen. Es dauerte mehrere Stunden, währenddem die Weiber die Eingeweide der Schweine auspreßten, dieselben zusammenballten und in Bananenblätter verpackten. Auch sie werden gegessen, wenn sie gekocht sind. Dann werden die Borsten der Schweine abgesengt, die kleineren Tiere einfach längs durchgeschnitten, die größeren zerlegt, und wenn das Feuer verbrannt ist, wird die Hälfte der Steine mit gespaltenem Bambus aus der Grube gehoben und beiseite gelegt. An ihre Stelle häuft man erst die Früchte, auf welche das Fleisch geschichtet wird, damit das Fett über die Früchte rinne. Darauf kommt eine dünne Lage Bananenblätter, dann der Rest der Steine und das Ganze wird, sorgsam mit Blättern bedeckt, drei bis vier Stunden sich selbst überlassen.

Es ist meist später Nachmittag, wenn die Kochgrube geöffnet wird und die großen Mengen Nahrung gierig verzehrt werden. Es ist kaum glaublich, was ein eingeborener Magen zu fassen vermag. Man kann allerdings auch die Leiber schwellen sehen, und nicht selten ist eine heftige Indigestion am anderen Tage das Resultat. Daß dabei des Toten sonderlich gedacht werde, ist nicht zu bemerken, man wird wohl sein Andenken nur insofern segnen, als er die unfreiwillige Ursache der Schmauserei gewesen ist.

Ich blieb auch die folgende Nacht am gleichen Orte. Es hatten sich einige hohe Kasten aus der Umgebung eingefunden und klagten mir ihre Sorgen. Es war das alte Lied: Vergiftung und jeder verdächtigte alle anderen hinter ihrem Rücken. Von meinem „G l a s e" hatten sie alle schon gehört. Ich

sollte es bei allen anderen anwenden, nur nicht bei ihnen selbst, nein, sie selbst waren über allen Verdacht erhaben.

Meinen Zwecken schadete die ganze Sache insofern, als die Leute ein noch größeres Mißtrauen vor meiner Kamera bekamen und nur noch mit vieler Mühe zum Posieren zu bewegen waren; besonders diejenigen, die ein schlechtes Gewissen hatten, und das hatten die meisten von ihnen.

Die „Häuptlinge" waren übrigens fast alle recht aufgeweckte Leute. Die meisten hatten in früheren Jahren bei Weißen gearbeitet und sprachen bichelamar. Von Kultur war aber wenig mehr bei ihnen zu sehen. Sie waren so nackt und so schmutzig, so abergläubisch und mißtrauisch wie die anderen. Nur bei einem fiel mir die chevalereske Art auf, mit der er seinen alten Filz lüftete und dazu eine kleine, weltmännische Verbeugung machte.

Der Gesundheitszustand schien hier herum besser zu sein. Elefantiasis und Aussatz sah ich keine mehr, aber sehr viel Tuberkulose und sehr wenig Kinder.

Als wir am anderen Tage beim Marsch an einer Hütte vorbeikamen, sollte ich dieselbe auf Gift untersuchen. Ich stellte mich davor und musterte sie von außen durch die glänzende Hülse meines Taschenbleistiftes. Dann erklärte ich, es hingen zwei Taschen am Firstbalken, in denselben sei aber nur kaltes Essen und kein Gift. Als der Mann sich überzeugt hatte, daß ich richtig geraten hatte (was nicht schwer war, denn fast in allen Hütten ist der Hausrat derselbe), bekam er eine ganz gewaltige Meinung von mir und meiner Bleistifthülse und glaubte mir fortan blindlings. Ich schämte mich aber doch ein wenig meiner Scharlatanerie und beschloß, das in Zukunft zu unterlassen.

Schon nach 1½ stündigem, äußerst angenehmem Wandern auf der Höhe, im taufrischen Walde erreichten wir ein überaus schmutziges und unwirtlich aussehendes Dorf an einem Abhange, von dem ich einen weiten Blick in die wilde Bergwelt des südwestlichen Santo hatte. Ich gedachte hier zu nächtigen, ließ die Kolonne zurück und ging mit Moli und einigen Begleitern gen Süden weiter, um womöglich noch mehr Überblick über die Insel zu erlangen.

Ich kam hier offenbar in die Zone, wo die Kalkbänke mit dem anstehenden Gestein zusammenstoßen, denn der Charakter der Gegend änderte sich plötzlich; statt der flachen Plateaus lag ein zerrissenes, steilschluchtiges Bergland vor mir, in dem das Marschieren äußerst beschwerlich war wegen der überaus steilen Hänge, an denen man fortwährend auf und nieder zu steigen hatte. Auf der Spitze eines steilen Kegels fand sich ein kleines Dorf, von wo aus ich den gewünschten Blick über die Gegend erlangte. Im Westen lag das zerklüftete Gebirge, an dessen hohen Gipfeln die Wolken zu flattern schienen, im Norden übersah ich das breite Talbecken des Jordans und seiner Nebenflüsse, ganz in der Ferne konnte ich das Meer, die Bai St. Philippe erkennen. Alles Land lag unter dichtem, reichem Waldteppich und bot in seiner ernsten Einsamkeit einen wilden, großartig monotonen Anblick. Was die Aussicht belebte, waren die vielgestalteten Silhouetten der Berge, die

sich kulissenartig voreinander schoben, von dunkelm Grün zu duftigem Blau in der Ferne verblassend.

Von dem Dorfe, in dem nur ein kranker Mann zu finden war, bestieg ich noch einen weiteren Hügel in der Hoffnung auf einen Blick nach Süden, wurde jedoch enttäuscht, aber auch belohnt durch eine umfassendere Aussicht nach Norden.

Die Mittagsrast machten wir auf dem Rückwege an einem frischen Bergbache, der fröhlich im engen Tale sich durch Felsen und üppige Vegetation durchwand. Ein Schluck kalten Tees und eine Büchse Sardinen waren zwar unser ganzes Labsal, aber dafür schwelgten wir im kühlen Wasser und wuschen uns, so gut das ohne Seife gehen wollte: ein Luxus, den wir uns in den wasserarmen Kalkplateaus nicht hatten leisten können, denn in den Korallen versickert das Wasser sehr schnell und verläuft unterirdisch ins Meer, so daß, trotz des starken Regenfalls, sehr wenig Wasser zu finden ist. Der Eingeborene bedarf aber sehr wenig Wasser. Zum Waschen und Kochen braucht er keins, und seine Nahrung: Taro, Yams, Bananen usw., enthält soviel Flüssigkeit, daß er damit seinen Durst fast ganz stillen kann. Dann sind ihm ja auch fast überall Kokosnüsse zur Hand, deren Inhalt zwar den Durst nicht gut stillt, aber doch viel Flüssigkeit liefert; nur im Notfall holt er sich einen Trunk an einem bemoosten Tümpel, dem Badeplatz von Schweinen, oder in einem hohlen Baum. Während unsere Effekten in der Sonne trockneten, lagen wir im Moose am plätschernden Bache. Ich wähnte mich in den Heimatbergen an einem Sommertage, während ein leichter Wind mich kühlte und ich durch Laub dem Gleiten der leichten weißen Wolken zusah. Man träumt doch am liebsten von dem, was man gerade nicht haben kann, im Winter vom Sommer, in der Heimat von der Fremde, in der Ferne von der Heimat. So schließt sich ein Wunsch an den anderen und bewahrt die Seele vor träger Zufriedenheit. Jetzt aber wäre die Illusion täuschend gewesen, wenn in der Ferne einige Kuhglocken getönt hätten und Hoffnung auf ein Glas Wein gewinkt hätte, statt der unvermeidlichen Aus-
sicht auf einen Becher schalen Tees. Dann schien mir wieder die Wirklichkeit **B. 32**
wie ein Traum, als ich aufschreckend die schwarzen Gestalten auf den Steinen hocken sah, mit ihren krausen Wollköpfen und den Gewehren im Schoße.

Bei der Rückkehr zu meinen Leuten schien mir das Dorf doch zu schmutzig. Gegenüber am Hang lag ein anderes Dorf, es schien nahe, nur durch eine Schlucht von uns getrennt, so daß ich es bald zu erreichen hoffte und den kurzen Marsch noch antrat. Ich hätte es aber kaum getan, wenn ich den Weg gekannt hätte, denn die Schlucht war ebenso tief als die Hänge steil waren. Mit Mühe gelangten wir zur Talsohle, wo uns, wenigstens mich, ein überraschender Anblick für die Mühe lohnte. Denn unter uns, in engem Kanale, den er sich durch die Felsen gefressen hatte, schäumte ein ansehnlicher Bach. Es war wie eine jener bekannten Schluchten in den Alpen, nur daß die üppige tropische Vegetation weit von oben in die Schlucht hinein hing. Die Eingeborenen schienen an dem großartigen Anblick wenig Geschmack zu

finden und bereiteten sich seufzend zum Anstieg der anderen Seite vor. Eine einfache Brücke aus Farnstämmen führte über den Schlund, und zum Glück hatten die Eingeborenen dieselbe mit einem Geländer aus Lianen versehen, so daß ich den Abgrund aufrecht und ohne Schwierigkeiten überschreiten konnte.

Die Existenz einer solchen Brücke überraschte mich, denn ich hätte der Bevölkerung nicht genügend gemeinnütziges Denken zugetraut, als zum Bau einer solchen nötig ist. Wenn man weiß, wie wenig der Eingeborene an andere denkt, besonders auf dem Marsche, wo es ihm nie einfallen wird, die kleinste Liane zu schneiden, die er selbst schon passiert hat, so ist das wirklich merkwürdig, aber desto erfreulicher.

Während eines leichten Regenschauers kamen wir bei unserem Ziel an, keuchend, aber befriedigt und schlugen das Lager auf. Das Dorf war nicht viel sauberer als das vorige, der Platz war verwachsen und die Hütten verlottert. Die Leute selbst waren zwar nicht unfreundlich, doch war leicht zu merken, daß sie nur aus Furcht und Unentschlossenheit nichts zu tun wagten und bloß darauf warteten, bis wir uns eine Blöße gäben oder sonst ihnen Gelegenheit zur Feindseligkeit böten. Sie schienen rechte Gauner zu sein, taten aber einstweilen harmlos und saßen schwatzend um uns herum. Es schien auch, als ob sie meine Leute mir abspenstig machen wollten, doch gelang es ihnen zum Glück nicht.

Den nächsten Tag unternahm ich mit Moli und zwei zuverlässigen Trägern unter Führung des aufgeweckten Häuptlings des Dorfes einen Abstecher nach Westen in die Berge. Da man uns gewarnt hatte, die Leute dort seien „no good", behängten wir uns auf alle Fälle mit unseren Gewehren und Pistolen und zogen ab. Auf einem sozusagen unmöglichen Wege gelangten wir ins Tal. Ich hatte dabei Gelegenheit, die erstaunliche Geschicklichkeit jener Bergbewohner im Bergsteigen zu bewundern. Ich muß mich selbst nicht zu den schlechten Fußgängern zählen, aber wo ich mich mit langem Stocke oder auf allen Vieren vorsichtig weitertastete, sprangen jene Eingeborenen frei von Stein zu Wurzel, sicher wie Gemsen, nie gleitend, das Gewehr auf der Schulter, gemütlich schwatzend. Ich hatte entschieden Mühe, ihnen zu folgen, meine Diener von der Küste blieben weit zurück. Wir erwarteten sie am Flusse, der mittleren Quelle des Jordans, einem Wasserlauf wie ein Alpenbach über Blöcke und Geröll hastend.

Dann führte der Weg am anderen Ufer ebenso steil aufwärts, nach einigen Stunden erreichten wir das erste der weitzerstreuten Häuser des dortigen Distriktes. Wir wurden wider Erwarten recht freundlich begrüßt, man geleitete uns durch wohlgepflegte Taropflanzungen an steilen Hängen zu anderen Häusern, wo sich uns überall einige Männer anschlossen, bis wir eine stattliche Schar waren. Hierher war noch nie ein Weißer gekommen, und selten kamen die Leute zur Küste. Ich fand aber eine recht gesunde und fruchtbare Bevölkerung, die gewiß nicht bösartiger ist als anderswo.

Die Häuser zeigten hier einen mir neuen Typus, indem vorne das Giebeldach abgerundet einen verandaartigen Vorbau vor dem Eingang bildete, wo die Bewohner im Freien, aber doch geschützt sitzen konnten. Auch zeigten die Häuser gewölbte Firste, wie ich sie nirgends sonst gesehen habe.

Wenn auch die Kultur ganz dieselbe schien wie sonst in Santo, so war doch der Typus der Menschen ein ganz anderer als in den bisher durchwanderten Gegenden. Statt der großen Männer traf ich auf sehr kleine, von grazilerem Bau, mit weniger brutalen und harten Gesichtern, auch der Charakter schien heiter und harmlos. Frauen sah ich fast keine. Ich hielt die Leute anfangs für eine Bergvarietät der großen Santoleute, und erst später wurde mir klar, daß ich hier zuerst auf jene kleinwüchsige Rasse gestoßen war, die fast die ganze Bergkette West-Santos bewohnt, und die ich später noch mehrmals getroffen habe.

Wieder führte der Weg in eine enge Schlucht und wieder steil zur Höhe, wo wir aber durch eine prächtige Aussicht auf die Bai und gen Südwesten in ein weites Tal entschädigt wurden, das direkt zu Santos höchstem Gipfel, den Lospuhun, zu führen schien. Die Besteigung des letzteren reizte mich ungemein, und ich hätte sie gerne versucht, wenn ich einen Führer hätte finden können. Es wollte oder konnte mir aber niemand dienen.

Auf der Höhe brieten wir unseren Yams im Feuer. Es war ein frugales, aber zweckmäßiges Mahl. Ein aus Trauer mit Ruß geschwärzter Buschmann kam hier plötzlich auf einen meiner Diener zu, nannte seinen Namen und fragte, ob er sich seiner nicht erinnere. Meinem Träger war diese wenig standesgemäße Bekanntschaft mit einem Buschmann sichtlich unangenehm — tout comme chez nous —, aber die ländliche Herzlichkeit des anderen war zu dringend, als daß er sich länger hätte verleugnen können, und so ergab er sich in sein Schicksal, machte gute Miene zum Spiel, schließlich wurden sie recht heiter zusammen. Sie hatten vor Jahren miteinander beim gleichen Meister in Pt. Vila gearbeitet, der eine war ein zivilisierter Küstenbewohner geworden, der andere wieder in sein primitives Buschleben zurückgekehrt.

Wir stiegen auf womöglich noch schlechterem und eigentlich gefährlichem Wege wieder zum Flusse. Während wir dort rasteten, unterhielt ich mich damit, auf Tauben, Steine und Bäume mit den Gewehren und Revolvern zu schießen. Das Geknatter hatte oben im Dorfe bei meinen Leuten eine ungeahnte Wirkung. Als nämlich die Eingeborenen die Schüsse hörten, sprangen sie auf und riefen: „Seht ihr, dort sind böse Leute, jetzt haben sie euern Master totgeschossen, und jetzt wollen wir sehen, was für Schätze ihr in euern Kisten habt." Daraufhin waren alle meine Leute in wilder Flucht in den Wald gerannt, nur Bubus benahm sich diesmal tapfer, indem er sich auf die Kiste setzte, in der alle „Schätze" sich befanden, und sagte, das Plündern pressiere nicht so, es könne auch sein, daß ich die andern getötet hätte, und es sei besser abzuwarten. Die Dorfleute wurden aber dringender,

und die Situation spitzte sich zu, bis ein vernünftiger Mann aus einem Nachbardorfe dazu kam, die Eingeborenen warnte und Ausschau hielt. Er sah uns unten friedlich am Bach sitzen, und das beruhigte die Gesellschaft, schließlich schlichen auch meine Leute wieder herbei. Von diesem kleinen Drama ahnte ich allerdings nichts, als ich später todmüde und durstig im Dorfe anlangte und war nur äußerst überrascht, den Teekessel kochend und alles für meinen Empfang aufs angenehmste bereitet zu finden. Ich habe diese Episode erst nach meiner Rückkehr erfahren, sonst hätte ich wohl den Dorfleuten noch ein warnendes Wort zufließen lassen müssen, und es hätte doch noch Streit gegeben.

In der Unwissenheit konnte ich mich aber während der folgenden prächtigen Mondnacht in völliger Sicherheit wiegen und in tiefem Schlafe Erholung von den Strapazen des Tages finden.

Ich hatte jetzt den nordöstlichen Teil der Insel ziemlich gut kennen gelernt. Was ich gerne noch besucht hätte, wäre die südwestliche Ecke gewesen, verbunden mit einer Besteigung des Santo Peak. Das hätte aber eine Verlängerung der Reise um etwa acht Tage bedeutet, und ich wollte es bei meinen entschieden heimwehkranken und furchtsamen Leuten nicht auf den Versuch ankommen lassen, ob sie sich willig zeigen würden. Auch hatte ich die Aussicht, jenes Gebiet von der Westküste aus durchstreifen zu können. Zudem war die Saison keine günstige, indem alle Eingeborenen gerade mit der Bestellung ihrer Felder beschäftigt waren und keine Führerdienste leisten wollten. Auch war der Moli, auf den ich im Verkehre mit den Eingeborenen in erster Linie angewiesen war, sehr reisemüde. Ich entschloß mich aus diesen Gründen, wenn auch ungern, zur Rückkehr.

Der Befehl zum Rückmarsche durchzuckte meine Leute wie ein Blitz. Selbst der alte Pui konnte plötzlich seine steifen Beine regen, so daß wir in rasendem Tempo und enormer Ausdauer den Heimweg entlang jagten. Allerdings waren ja jetzt die Lasten bedeutend kleiner; nun hatte ich beinahe Mühe, mit der Kolonne Schritt zu halten. Am Abend hatten wir schon die Hälfte des Rückweges, den wir in gerader Richtung den Uferhängen des Jordan entlang einschlugen, hinter uns, als wir an dem Ufer des Flusses
B. 34 lagerten und uns in den kühlen Fluten gründlich abspülten. Hier auf dem reinen Kiesufer im frischen Winde, der das Tal herabstrich, war es entschieden ein erfreulicheres Kampieren als auf den Dorfplätzen zwischen Schweinen, Hunden und Hühnern, Flöhen, Wanzen und Schwabenkäfern. Wir waren alle vergnügt, im Freien und in Sicherheit zu sein, und schwelgten zudem in kühler Erholung nach dem heißen Marsche.

Auch hier war es wie in heimatlichen Gefilden, an einem der Ströme des Mittellandes. Das Wasser floß munter und spiegelnd über den reinen Kies; gegenüber buschten sich Bäume zu vollem Ufersaum, und den Flußlauf hinauf erkannte man die vielen Krümmungen des Tales in den Silhouetten die sich voreinander schoben.

Wir schlenderten am anderen Tage jagend den Fluß entlang. Die

Gegend war ganz unbewohnt, doch wimmelte es von Schweinen und fetten Wildtauben, von denen wir viele fürs Mittagmahl schossen. Auch sahen wir fliegende Hunde zu Tausenden an den Bäumen hängen. Als wir sie durch einige Schüsse aufschreckten, schwirrten sie aufgeregt hin und her, ein dunkler Schwarm, der tatsächlich die Sonne verdunkelte.

Trotz der vielen Aufenthalte erreichten wir am späten Nachmittag das Meer, nicht weit von jener Stelle, wo wir erst ins Innere eingeschwenkt waren.

Im Sonnenglast lag die weite Bucht vor uns, mit dem großartig wilden Blick auf die Bergketten von West-Santo, die sich in jäher Hast zu überkollern schienen, als lechzten sie nach einem Bad im kühlen Meere.

Es lag noch ein mehrstündiger mühseliger Marsch auf den groben Kieseln des Ufers vor uns. Auch hatten wir mehrere Flußläufe zu durchqueren. Ich eilte der Kolonne voraus und langte am Abend bei Herrn F. an, wo ich mich vor allem gründlich reinigte.

Wissenschaftlich hat die Reise nicht viel gezeitigt, doch lernte ich die Natur und Lebensweise der von der Küste und dem Verkehr mit Weißen recht abgeschlossenen Inlandstämme kennen, auch kam ich zu der betrüblichen Einsicht, daß wegen Mord, Krankheit und Frauenmangel in ungefähr zehn Jahren die Bevölkerung Zentral-Santos ausgestorben sein wird.

Elftes Kapitel.
Bei den Kleinstämmen.

Die zwei Monate Dienstzeit meiner Diener war abgelaufen, und ich stand vor der kritischen Frage, ob es mir wohl gelinge, neue zu finden. Alle außer Bubus hatten genug von der Sache, und wenn ich auch kein Vertrauen in Bubus setzte, war ich doch genötigt, ihn zu engagieren, wenn ich überhaupt Diener haben wollte. Es kostete mich lange Verhandlungen. Die Schwankenden konnte ich schließlich durch das Versprechen, sie mit mir nach Noumea zu nehmen, überreden. Außer Bubus engagierten sich Magmui, ein sauberer Bursche, der aber ganz unter Bubus schlechtem Einfluß stand, Piu Uza, ein starker, phlegmatischer, aber verhältnismäßig zuverlässiger Kerl, für sechs Monate und ein kleiner Jüngling, Tariweri, dem die anderen immer die schwersten Lasten übergaben, und welcher der „dumme August" der Gesellschaft war, auf einen Monat.

Ich war nun wieder für die nächste Zeit in bezug auf Diener gesichert. Mit den vieren und einigen Tagelöhnern unternahm ich eine neue Reise.

Ich hatte immer vermutet, daß sich im Archipel eine Pygmäenrasse finden lassen werde und hatte darum stets die Eingeborenen ausgefragt, ob sie nichts von „small fellowmen" wüßten. Meistens sahen sie mich verständnislos an oder erzählten mir Gespenstergeschichten von Zwergen, die sie im Walde gesehen hätten, von geschwänzten, kleinen Menschen oder von Menschen mit Hörnern und Bocksfüßen (wahrscheinlich der Teufel der Christenheit). Von der Existenz dieser Wesen sind sie fest überzeugt, sehen sie manchmal am Tage, fühlen sie des Nachts, so daß es schwer ist, Wahrheit und Dichtung zu trennen. Auch muß man sich in diesen Fragen auf den Standpunkt stellen, daß nichts unmöglich ist, daß allem Gerüchte irgendein wahrer Kern zugrunde liegt. Auch soll man als Forscher zu sehr von der Unzulänglichkeit unserer Erkenntnis durchdrungen sein, um derartige Berichte kurzweg als Unsinn von der Hand zu weisen.

Man hatte mir schon früher mit vielen Details von bocksbeinigen Wesen erzählt, die sich bei Tuki-Tuki bei Vila herumtreiben sollen. Jetzt sprach man mir von geschwänzten Zwergen, die in den Bergen bei Wora leben sollten. Sie seien sehr scheu, wohnten auf Bäumen, hätten langes Haar und kurze Schwänze. Ein Hund hätte einst beinahe ein solches Wesen gefangen. Das klang alles sehr interessant und sehr unwahrscheinlich, und wenn die Eingeborenen dieser Halbmenschen nicht habhaft werden konnten,



Zwei kleinwüchsige Männer und ein normaler Melanesier
beieinander in Südwest-Santo.



Ein großer Melanesier in Zentral-Santo.
Man sieht den außerordentlich brutalen Bau des Schädels, verglichen mit den weicheren Zügen der kleinen Varietät.



Das presbyterianische Spital in Dip Point.

Rechts die Wohnung von Dr. B.



Männer und Frauen der kleinwüchsigen Rasse in West-Santo.

Auffallend ist der zarte Bau des Schädels, und die starke Krümmung in der Kreuzpartie. Das Kleid der Männer besteht aus einer kleinen Schammatte, das der Frauen aus einem Blätterbüschel. Die Größe der Männer betrug 1404, 1495, 1515 mm, die der Frauen 1463, 1394 mm. Der Mann in der Mitte hat Ziernarben am rechten Oberarm.

B. 45



Gamal in Nord=Malo.
Mit Bambuszaun, um die Schweine von der Hütte fernzuhalten. Rechts steht der „Häuptling" der Hütte.



Wohnhaus der kleinwüchsigen Bewohner der wilden Berggegend von West=Santo. Das Haus steht am steilen Hang und ist eingeteilt in einen Vorratsraum, einen Raum für Männer und einen für die Weiber.

würde das mir noch weniger gelingen. Ich war darum auf die hoffnungslose Jagd nicht sehr erpicht.

Nun hatte ich aber genauere Auskunft. Einer meiner Diener versicherte mir, daß bei einem prächtigen Wasserfall, den ich in einer fernen Schlucht vom Meer aus leuchten sah, „small fellow-men“ zu finden seien. Ich beschloß, diesen Leuten nachzugehen.

Der Morgen war grau und naß. Gerade beim Abmarsch fiel ein unmäßiger Regen, so daß Herr S. mir riet, die Tour zu verschieben. Allein in den Neuen Hebriden kann man sich nicht nach dem Wetter richten, wenn man überhaupt etwas erreichen will, zudem habe ich oft die Erfahrung gemacht, daß man den Regen am leichtesten dadurch vertreibt, daß man ihn ignoriert. Wir marschierten darum ab, waren aber nach wenigen Minuten bis zur Haut durchnäßt. Erst folgten wir der Küste zu einigen Hütten, wo der Führer zu uns stoßen sollte. Er kam an, gefolgt von einer Schar Burschen — wie mir schien — und Kindern, die uns begleiten wollten.

Während wir landeinwärts gegen die Berge zu marschierten, fragte ich den Führer, ob er jene kleinen Menschen kenne, worauf er mir sagte, es gehe ja einer hinter mir. Ich betrachtete den etwas genauer und sah, daß, was ich bis jetzt für einen halbwüchsigen Burschen gehalten hatte, ein etwa vierzigjähriger Mann war, wie ich auch in den anderen Eingeborenen sehr kleinwüchsige Individuen erkannte. Meine freudige Überraschung war groß. Gern hätte ich die Leute sofort untersucht, doch fiel der Regen in gar zu heftigen Strömen.

Ich will vorausschicken, daß ich Spuren dieser kleinen Rasse später noch auf vielen Inseln gefunden habe, aber selten die Rasse und Kultur so rein wie hier, auch habe ich nirgends gefunden, daß die kleinen Leute sich als von den anderen verschiedenen Schlages erkannt hätten. Vielmehr waren sie meistens mit den Großen vermischt und schienen sich in Sitte und Rasse als gleiche Art zu betrachten. Hier aber hatten sie sich offenbar in der übrigen Bevölkerung als ein besonderes Element erhalten können, und es war mein Glück, daß ich gerade hier zum erstenmal auf sie aufmerksam geworden war, ansonst ich sie nur zu leicht übersehen oder als individuell kleine Leute betrachtet hätte, wie das allen anderen Weißen bisher so passiert war.

Es war auch gut, daß ich die Ermutigung dieser neuen Beobachtung hatte, denn der Weg war der schlechteste, den ich in den Inseln gemacht, und der Regen hörte nicht auf.

Je höher wir stiegen, desto mehr kamen wir auch in den Nebel, der in dem Wald hing. Es war, als bewegten wir uns in einer trüben, schleimigen Masse, als atmeten wir Luft, die einem Dampfkessel entströmt. Die Hänge waren steil; schmale Geißpfade führten an ihnen entlang, an Abgründen vorbei, über glatte Felsen, wo nur die Wurzeln Halt boten, durch Dickicht, über Bäche.

Spät kamen wir zu einer einsamen Hütte, wo wir Mittagshalt machten. Zitternd vor Kälte und Nässe hockten dort ein Dutzend Eingeborene,

Männer und Weiber, dicht beieinander und beinahe aufeinander, unter elenden Palmblattmatten, bei spärlichem Feuer. Kinder füllten die Lücken zwischen ihnen aus. Unsere Ankunft schien sie aus ihrem Elend ein wenig aufzurütteln, allmählich wickelte sich der Menschenknäuel auseinander, gähnend und zähneklappernd erhob sich einer nach dem andern; die Weiber allein blieben verdummt bei den Feuern sitzen. Wir kochten uns etwas warmen Tee, dann machte ich mich daran, die Leutchen zu messen und zu photographieren, was sich die meisten von ihnen gefallen ließen, ja, was sie sogar sehr belustigte.

Es fiel mir auf, daß Männer und Frauen im gleichen Hause am gleichen Feuer saßen. Es wäre dies bei den großen Melanesiern unmöglich gewesen, wo strenge Trennung der Geschlechter und der Feuer herrscht. Der Aufenthalt in der Hütte war ungemütlich. Die Zeit verfloß, und ich hatte zum Weitermarsch nach dem heutigen Ziele zu drängen. Meine Leute gingen ebenso ungern wie ich wieder in den Regen, der eiskalt auf unsere naß-angewärmten Kleider klatschte. Der abenteuerliche Marsch vom Morgen setzte sich fort, nur hielten wir uns diesmal auf den Kämmen der Berge, deren schmale Rücken durch die Breite des Pfades ausgefüllt wurden, während zu beiden Seiten der Wald in jähen Abhängen im Nebel versank. In dem dichten Dunst, der uns verhüllte und eine frühe Dämmerung schuf, sahen wir oft nur den Weg, den wir betraten, jede Umgebung verschwand in grauen Nebel, so daß wir oft fühlten, als gingen wir im Nichts auf einem schmalen Bande, weit über der Erde.

Nachdem wir einige enge Täler durchklettert hatten, kamen wir zum Ziel, einer einsamen Hütte, dem Hause meiner Begleiter. Die Dunkelheit wurde vollständig; nachdem wir das durchlöcherte Dach einigermaßen geflickt, gelang es den Dienern, trotz der Feuchtigkeit ein behagliches Feuer anzufachen, in dem bald Tee- und Reiskessel dampften.

Ich hatte meine Habseligkeiten, in erster Linie meine photographischen Apparate, in deren wasserdichte Behälter sogar der Regen gedrungen war, notdürftig zu trocknen, dann hüllte ich mich in die Decke und erwarmte allmählich.

Es ist die Höhe der Behaglichkeit, wenn man nach anstrengendem Marsche am Feuer in die Decke gehüllt liegt und, eine Tasse Tee vor sich, an der Pfeife saugt. Man fühlt sich satt und wohlig, müde und geborgen unter dem niederen Dach, während draußen der Wind durchs Tal heult, in den Bäumen rauscht, der Regen aufs Dach prasselt und nahe ein Wildbach dumpf zu Tal donnert. Die rote Herdglut malt die Dachstangen in warmen Farben, und vor den dunkeln Ecken des Hauses zieht der Rauch in blauen Wolken. Um ein zweites Feuer liegen die Schwarzen in ekstatischer Faulheit, rauchen, plaudern leise, die Schweine grunzen behaglich, und Hunde kratzen sich emsig wie immer. Eine Unmenge Gemütlichkeit sammelt sich im kleinen Raume und kümmert sich wenig um das Unwetter draußen.

Am Morgen hatte der Sturm ausgetobt. Ich sah, daß das Haus sich

am Ende einer engen Schlucht befand, in deren Sohle und aus deren Wänden B. 41
allenthalben frische Wasserfälle sprudelten. Es war eine wilde Berggegend, in der das niedere Haus wie eine Alphütte auf schmaler Stufe am Abhang klebte.

Die Häuser hier sind zerstreut; in allen Richtungen sah ich die einzelnen Hütten an den Hängen. Eigentliche Dörfer gibt es nicht, kaum daß zwei oder drei Familien zusammenwohnen. Auch ist die Bauart anders als in der Ebene. Die Häuser mit Seitenwänden sind auf oft mannshohen Sockeln aus Steinblöcken errichtet. In den Hütten wohnt der Mann mit seiner Frau, die Feuer scheinen nicht getrennt, die Frau scheint vielmehr dem Manne gleichgestellt zu sein.

Nachdem ich mich in der Umgebung umgesehen, gingen wir zu einigen der nächsten Häuser, wo ich überall das gleiche Bild traf. Mittagshalt machten wir in einem Weiler, wo etwa drei Familien wohnten.

Ich photographierte die Leute und kaufte einiges. Die äußere Kultur ist ungefähr dieselbe wie an der Küste. Das Kleid der Männer hier ist nur dadurch von dem im Osten unterschieden, daß sie Schnüre aus Muschelperlen mehrfach um die Hüften geschlungen haben. Die Frauen haben statt des schmalen Blattes ein Blätterbüschel vor dem Schoß.

Ein bedeutsamer Unterschied in der Bewaffnung besteht nicht. Pfeil, Keule und Lanze sind die üblichen Waffen. Es ist aber bemerkenswert, daß hier die Heimat der gefiederten Pfeile ist. Pfeile mit dieser Flugsicherung sind in der Südsee sehr selten, und es ist auffallend, daß sie nur hier in den Tälern, bei dem kleinwüchsigen Menschenschlage bekannt sind, und nur in diesen Tälern vorkommen und nicht an den anderen Orten, wo ich den nämlichen Menschenschlag zahlreich, wenn auch nicht mehr so rein gefunden habe.

Die Leute sind natürlich Ackerbauer. Yams bauen sie wenig, dagegen ziehen sie einen vorzüglichen Taro auf Feldern, die sie bewässern. Er werden dazu die Felder meistens den Bächen entlang angelegt. Oberhalb des Feldes wird der Bach gestaut, so daß das Wasser in einen Graben strömt, welcher der oberen Kante des Feldes entlang geht und seiner ganzen Länge nach überfließt. In der wasserreichen Gegend sind keine besonders kunstvollen Bauten nötig. Viel größere Werke in dieser Art habe ich weiter im Norden angetroffen.

Das Äußere der Bewohner ist auf den ersten Blick wenig von dem der B. 43
Zentral-Santo-Bewohner verschieden, da ja auch diese, durch Mischung mit fremden Elementen, keinen sehr einheitlichen Typus zeigen.

Maßgebend ist die geringe Körperhöhe. Der Durchschnitt für die Männer ist 152 cm, für die Weiber 144 cm. Die kleinsten Männer maßen 139,6 cm, (ich füge noch Daten von anderen Lokalitäten bei) 146, 149,2, 144,2, 146,6, 140,6, 139, 138,4, 138 cm.

Die Maximalgröße ist nicht anzugeben, da die kleine Varietät schon mit dem Küstenelement vermischt ist, wodurch unmerkliche Übergänge

entstehen vom kleinwüchsigen Mann mit 139,6 cm bis zum Küstenmanne mit 178 cm. Ich wurde darum in meinen Beobachtungen etwas enttäuscht durch die Erkenntnis, daß ich keine reine Rasse mehr vor mir hatte, denn es war mir einstweilen nicht möglich, das Äußere und die Kultur des Kleinstammes festzulegen, und ich hatte unbedingt eine reinblütige Kolonie derselben zu suchen. Dieses Ziel verfolgte ich auf mehreren späteren Exkursionen, allein nie mit Erfolg, wennschon ich, wie bemerkt, unter der Bevölkerung fast aller Inseln reichlich Spuren der Pygmäen finden konnte. Ich beschreibe hier die kleine Varietät, wie sie mir zuerst begegnet ist, nach den Beobachtungen, die sich im Verlauf meiner weiteren Studien im großen und ganzen bestätigt haben.

Das Haar derselben ist dicht kraus, seine Farbe scheint schwarz, ist aber
B. 46 in Wirklichkeit ein dunkles, gelbliches Braun. Fil fil trifft man weniger oft als anderswo. Die Stirn ist gerade, wenig fliehend, gewölbt, aber schmal. Die Augen sind ziemlich nahe beieinander, gerade, mittelgroß, scheinen dunkel, sind aber in der Tat nur dunkelbraun. Über den Augen sind die Stirnwülste wenig vorstehend. Die Jochbogen sind breit, stehen aber nicht vor, dagegen ist die Kaumuskulatur stark entwickelt, was dem Untergesicht Breite gibt und die Kinnlinie rund, das Kinn selbst aber klein und spitz erscheinen läßt. Der Mund ist mittelgroß, die Lippen sind wenig breit, die Nase gerade, mit kaum aufwärts gerichteter Spitze, nicht breit, mit wenig geblähten Flügeln, im ganzen zierlich. Die Männer haben im Gegensatz zu den Melanesiern im allgemeinen keinen starken Bartwuchs; ein zarter Schnurrbart, ein Büschel am Kinn und in der Gegend der Kieferwinkel ist bis zirka 40 Jahre alles. Erst im höheren Alter entwickelt sich ein stärkerer Bart, ein Haarkranz ums ganze Gesicht, der die Wangen und die Vorderfläche des Kinns freiläßt.

So bieten die Leute kein abstoßendes Bild, es fehlen alle jene Knochenwülste und harten Muskelansätze, die dem Gesicht des Melanesiers soviel Brutalität verleihen, vielmehr zeigt es angenehm kindliche oder weibliche Formen.

Der Körper ist kräftig, aber zierlich gebaut, der Brustkasten tief und breit, die Glieder jedoch fein und zart, mit schönen Gelenken; die Beine wohlproportioniert und die Waden gut entwickelt. Der Fuß ist kurz, breit, besonders vorn, und doch steht die große Zehe nicht stark von den anderen Zehen ab. Der Pygmäe gleicht also nicht einem Knaben, sondern hat einen völlig harmonischen Körperbau, nur von kleineren und grazileren Proportionen als der des großen Melanesiers.

Die Hautfarbe ist recht verschieden und kann von einem trüben Purpurschwarzbraun zu café au lait schwanken, doch ist die größere Zahl heller gefärbt als die Melanesier, und dunkle Individuen dürften die Farbe von melanesischen Ahnen geerbt haben.

Eine Körperdeformation ist nicht Sitte, außer gelegentlichem Durchbohren der Ohrläppchen, um in denselben Ohrringe aus Schildpatt zu be-

festigen. Ich habe weder Durchbohrung der Nasenscheidewand noch Ausschlagen der oberen Schneidezähne bei den Weibern gefunden.

Es scheint, als ob die kleine Rasse sich besser erhalte als die übrigen Bewohner von Santo. Ich habe wenige jener Krankheiten bei ihnen gefunden, unter denen die anderen leiden, auch erfreuen sie sich einer größeren Kinderzahl als diese, kommen doch fast auf jede Frau zwei Kinder. Es mag dieser erfreuliche Umstand daher rühren, daß sie mit der Küste und der Demoralisation, die dort herrscht, wenig in Berührung kommen, und daß das harte Leben in den Bergen, mit seinem kräftigenden Bergsteigen, ihnen eine dauernd starke Konstitution schenkt.

Denn hier kann man kaum drei Schritt auf ebenem Boden machen, und die Bewohner sind hervorragend gewandte und sichere Fußgänger, die mit großen Lasten sicher von einem Felsblock auf eine andere Steinplatte springen, die ohne Zaudern die steilen, holperig ausgewaschenen Wege hinunterrennen, deren Fuß und starke große Zehe überall sich anklammern können, und die geduldig mit einem großen Bündel Taro und Brennholz den steilen Pfad vom Tal zur Hütte hinaufkeuchen.

Letzteres ist zwar ein Geschäft, das der Mann den Weibern überläßt, doch haben diese hier entschieden mehr Freiheit als anderswo.

Auch der Charakter ist von dem der Küstenbevölkerung verschieden. Er scheint weniger tückisch, offener, zutraulicher zu sein. Die mißtrauische Scheu und Zurückhaltung des Melanesiers ist gemildert; man lacht und plaudert in Gegenwart des Fremden ungestört weiter und ist recht gastfrei. Jugendlich, wie der Körper, scheint auch das Naturell zu sein. Inwiefern diese Eindrücke nur auf zufälligen lokalen Differenzen beruhen, bleibe dahingestellt, ich kann nur bemerken, daß ich mich jeweils heimischer in einem Dorfe fühlte, wo ich eine Mehrzahl der kleinen Individuen vorfand, als in rein melanesischen Niederlassungen.

Man braucht sich deshalb nicht zu denken, daß der Kleinstamm seinen Nachbarn nicht gewachsen sei und von ihnen brutalisiert werde. Er mag vielleicht in früheren Zeiten aus seinen ursprünglichen Wohnsitzen vertrieben und in die Berge zurückgedrängt worden sein. Jetzt ist er aber der Küstenbevölkerung gewachsen und kann sich wohl seiner Haut wehren, so sehr, daß die Inlandstämme von den „salt-water-men“ eher gefürchtet werden, und daß ihnen wegen ihrer Kleinheit kein Nachteil entsteht. Was ihnen an Kraft und Größe abgeht, mögen sie durch größere Beweglichkeit und Schnelligkeit ersetzen. Dennoch ist die Scheidewand zwischen den Großen und Kleinen gefallen, und der Kleine beginnt ein Teil der übrigen melanesischen Bevölkerung zu werden. Der Mischung günstig ist die Tatsache, daß der Kleine nicht gern sich aufs Wasser wagt, daß er das Leben in seinen Bergen dem Dienste bei Weißen vorzieht, und daß, da bei ihm die Kokosnußpalme nicht allzu häufig sich findet, er des wichtigsten Handelsproduktes des Kopra beinahe entbehrt. Er muß sich darum seine Bedürfnisse von den Küstenleuten aus zweiter Hand kaufen, durch Schweine und kleinere Artikel, oder er macht

rasche Wanderungen zum weißen Händler, um sogleich wieder zurückzukehren, wenn er sein bißchen Kopra verkauft hat. Für länger engagiert er sich nur selten, und nicht allzu oft entschließt sich ein Trupp zu Wochendienst bei dem Weißen. Auf Schiffen trifft man ihn fast nie.

Die Kleinstämme kommen aber hierdurch in beständigen Kontakt mit den Küstenmelanesiern. Diese, an Weibermangel leidend, haben bald bemerkt, daß die Bergbewohner einen Überfluß an Weibern besaßen und teils noch besitzen, und sie haben angefangen, deren Weiber zu kaufen, die sich dann natürlich an der Küste niederlassen mußten. Dies ist der Grund, warum die Küstenbevölkerung jetzt fast überall von kleinen Elementen stark durchsetzt ist. Es ist ein beständiger Fluß von den Bergen ans Meer. Umgekehrt ist der Prozeß viel weniger heftig. Nur selten ist ein Kleinwüchsiger gezwungen, sich eine Frau von der Küste zu holen. Was man inland an großwüchsigem Elemente findet, sind versprengte Reste der früher auch an den Berghängen zahlreich angesiedelten Küstenmelanesier. Leider ist dieses Element aber stark genug, um das Bild der reinen Kleinstämme zu trüben. Ich habe in keinem Dorfe mehr als etwa siebzig Prozent kleine Individuen getroffen.

Nach dem Mittagshalte zogen wir weiter. In ermüdendem Marsche kamen wir zu der Hütte, wo der „H ä u p t l i n g" wohnte. Er lebte dort mit seiner alten Gattin allein und stillvergnügt. Es war ein rührendes Bild, die zwei zärtlichen Miniatur-Eheleute, die sich wirklich herzlich zu lieben schienen, auf der Einsamkeit eines steilwandigen Bergrückens ihre Existenz fristen zu sehen. Ich hatte zu große Ehrfurcht vor den würdigen alten Leutchen, um sie mit meinen Meßinstrumenten zu plagen, konnte mir aber nicht versagen, sie zu photographieren. Schämig wie ein Backfisch ließ mich das alte Weiblein gewähren, nachdem sie mit einem Blick voll Zutrauen den Gemahl um Ermunterung gebeten hatte. Der stellte sich gemessen neben sie, als wäre es ein alltägliches Ereignis, photographiert zu werden, und als sei es ein Tribut, den ich seinem Alter, seiner Stellung und der Schönheit seiner Frau zolle.

B. 45 Von hier hatte ich einen guten Anblick des Wasserfalls, der von dem Regen geschwollen in langem Silberband am steilen Hang herabglitt, ohne Anfang, aus grauer Nebelwolke, die auf dem Berg in einem Becken zu ruhen schien.

Dem brausenden Wildbache des Falls entlang, der ebenso gut in den Alpen hätte fließen können, sprangen wir von Felsblock zu Felsblock, stiegen dann an der Böschung des anderen Ufers empor und hatten unser Nachtlager, eine große Hütte, erreicht.

Das enge Zusammenleben der Gatten und die Erscheinung, daß ich nirgends einen Mann mit zwei Frauen getroffen hatte, ließ mich vermuten, daß die Kleinwüchsigen, wie andere Kleinstämme, monogam seien. Ich erkundigte mich eingehend bei meinen Führern und Begleitern und wurde versichert, daß jeder Mann nur eine Frau haben könne, und daß, wenn er

zwei haben würde, was aber nie vorkomme, das „no good" wäre. Ich war zwar noch nicht ganz überzeugt, denn inmitten der polygamen Kultur eine monogame Bevölkerung zu finden, die so wenig von der anderen getrennt lebt, schien mir doch auffallend. Als ich mich aber etwa vierzehn Tage später bei einem kleinen Manne aus anderem Distrikt, der mich noch nie gesehen hatte, erkundigte und wieder den nämlichen Bescheid erhielt, glaubte ich die Monogamie der Bergbewohner als Faktum ansehen zu dürfen und wurde das Opfer eines Irrtums, dem man ausgesetzt ist, wenn man auf die Aussagen der Eingeborenen allein angewiesen ist und ihre Angaben nicht durch eigene Beobachtung kontrollieren kann.

Sie hatten mich nämlich alle für einen Missionar gehalten, der gekommen sei, sich um ihr Privatleben zu kümmern. Da war es wohl besser, die heidnische Polygamie zu leugnen, um nicht einen „Teacher" oder christlichen „Polizisten" aufgezwungen zu bekommen. Mein Irrtum wurde zum Glück aufgeklärt durch die Forschungen eines Händlers, des Herrn D., dem mein Bericht gleich von Anfang an unwahrscheinlich geschienen hatte.

Da wir uns wieder der Küste genähert hatten, war die Kolonie, in der wir die Nacht verbrachten, schon beinahe ganz für die Küste charakteristisch. Die Weiber hatten das hintere Ende des Hauses inne, ihr Raum war durch einen Querbalken auf der Erde von dem Raum der Männer getrennt. Aber auch dieser war durch Bambusstangen in etwa zehn Abteilungen geteilt, deren jede die Feuerstelle einer Kaste enthielt. In jeder Abteilung hockten die Männer des betreffenden Grades bei ihren Feuern und kochten ihr Essen selbst. Die Individuen waren noch ziemlich kleinwüchsig, doch war das große Element recht zahlreich vertreten.

Am anderen Tage erreichten wir die Küste, nachdem wir den ganzen Morgen in den kalten Fluten des Bergbaches gewatet hatten. Von dem letzten Hügel aus überblickte ich nochmals das wilde grüne Gewirr von Klüften, Felsen, Wald, Wasserfällen, Tälern und Höhen, wo schon wieder neue Regenwolken sich grau ballten. Vor mir lag der graublaue Spiegel der Big-Bay träge im Dunst, über dem Jordantale regnete es. Das hohe Schilfgras, das mich umgab, erschauerte düster, die Kühle und Feuchtigkeit drückten nieder, so daß ich mich beeilte, die Küste und das Haus des Herrn F. zu erreichen. Naß, wie ich weggegangen war, kam ich dort am Abend an.

Zwölftes Kapitel.
Opferfest bei Tawuds.

Die Sonne war kaum aufgegangen, aber schon brütete schwüle Hitze in dem niederen Grase, das den Abhang vom Hause zum Meer bedeckte. Feucht und wie dickflüssig drangen Licht und Wärme in den schopfartigen Raum, wo schon die dicken Schmeißfliegen wütend mein Moskitonetz umsummten, gierig, ihre Eier in die Wolldecke zu legen. Es war eine Atmosphäre, in der man zu nichts Lust hat; nicht einmal das hier seltene Sonnenlicht übte seinen Einfluß auf mich aus, und es brauchte schon das langgezogene „Sail Ho“ der Eingeborenen, das von Mund zu Mund weitergegeben wird und mit Windeseile vom Nahen eines Schiffes Kenntnis gibt, um mich ins Freie zu treiben.

Vor mir lag die weite Bucht St. Philippe in leuchtendem Blau; die eine Küste zog sich wie ein dunkler, flacher Damm in den Duft hinein, während an der anderen hohe, bewaldete Bergrücken in wilden Silhouetten zum Meer abfielen, zahlreiche Landzungen und Buchten bildend, in denen noch der leichte Morgennebel hing. Zu meinen Füßen schimmerte durch junge Kokospalmen der steinige Strand, hinten verdeckte dichtes Gebüsch teilweise die Aussicht auf die hohen Berge in Südwest-Santo.

Aus einer der nächsten Buchten kam der schwarze Dampfer, wie es schien mit ungeheurer Schnelligkeit, denn bald warf er Anker und sandte ein Boot an Land. Ich stieg zum Hause meines Gastgebers an die Küste hinunter und fand dort das Frühstück fertig, an dem sich schon einige Angestellte des Schiffes gütlich taten, indem sie nebenbei die Geschäfte erledigten.

Da auch immer einige Passagiere an Bord sind, welche gerne an Land gehen und viel zu erzählen wissen, so ist die Ankunft des Dampfers jeweils ein Ereignis, das in angenehmer Weise die Monotonie des Pflanzerlebens unterbricht. Seine Gegenwart läßt in modernem Komfort schwelgen, in relativer Sauberkeit, Ordnung und Überfluß an Genüssen, und seine Abfahrt ruft leises Heimweh und das Gefühl hervor, wie wenn ein Freund nach zu kurzem Besuche wieder verreist. Und es ist merkwürdig, wie sogar im Reisenden die Reiselust und die Sehnsucht nach der Ferne immer neu geweckt wird beim Anblick eines Dampfers, der anscheinend so mühelos den weiten Raum vom Ufer zum Horizont durchkreuzt. Man beneidet die Insassen, als ob sie zu Paradiesen getragen würden, und hat doch selbst das gleiche Gefühl zur Genüge gekostet.

Wohl um dieses Gefühl zu betäuben, das bei dem, der hier an die Scholle gebunden ist, besonders intensiv sein muß, vertilgt mein Gastgeber die Reste seines Kellers mit Enthusiasmus und Ausdauer, während die Herren vom Dampfer sich mit kleinsten Portionen begnügen, denn sie müssen noch viele Stationen heute anlaufen.

Inzwischen werden von den Arbeitern die Kopra und die anderen Waren verladen und vom Schiffe zahlreiche Kisten auf den Ufersand gebracht. Jene, die Alkohol enthalten, werden gleich geöffnet, denn ihr Inhalt muß den erschöpften Vorrat im Hause ergänzen.

Um die Gäste zu erheitern, setzt der freundliche Wirt noch das Grammophon in Bewegung, das am frühen Morgen ein wildes Durcheinander in die leicht wogenden Palmen hinausschmettert: Troubadour, Walzer, entsetzliche Mandolinenduette, sentimentale Glockenspiele, unverständliche, aber zum hundertsten Male wiederholte Varietéwitze, Geigensolos und Passionschöre. Es geht du ridicule au sublime mit einer Schnelligkeit, die elastischere als nur menschliche Seelen erfordern würde. Aber zum Glück hört niemand zu. Der Wirt ist mit seinem Glase und dem für ihn mühsamen Entziffern der Überschriften auf den Grammophonrollen vollauf beschäftigt, die anderen schwatzen vom Regen und Sonnenschein oder blättern in den alten Zeitschriften, die irgendwo in einer Ecke im Staube lagen, neben einer Büchse Magenpillen und einem Paar Gamaschen.

Sähen die Mandolinen- und Akkordeonvirtuosen ihr unaufmerksames Publikum, so wären sie in ihrer Künstlerehre jedenfalls sehr gekränkt; denn die einzigen Wesen, die von der Musik begeistert werden, sind eine Meute Hunde, die aus Leibeskräften heulen, und ein riesiger Hahn, der im Takte zu krähen versucht.

Es ist eine Erlösung, als man meldet, die Ware sei an Bord, worauf der Supercargo mit Aplomb die Zeitung auf den Tisch legt und meint, man habe es eilig. Frau Soundso im Grammophon wird mitten im höchsten C, das wie eine Säge uns durch den Leib fährt, abgeschnappt, wir hissen uns am Ufer auf die Rücken der Schwarzen, was nicht immer elegante Reiterbilder erzeugt, und lassen uns durch die Brandung aufs Boot tragen, welches uns zum Dampfer bringt.

Dort arbeiten an den Ladeöffnungen mit Getöse die Krane, während auf dem Salondeck die vornehme Morgenruhe eines wohlgeordneten Haushaltes herrscht. Im Negligé eilen Stewards lautlos umher mit Bademänteln und Teeservicen, und verschlafene Passagiere schleppen sich zum Frühstück. Brutale Matrosen spritzen das Deck, und aus der Küche kommt zweideutiger Duft von Speck, Tee und allerlei.

Wir steigen ins enge Bureau hinab, wo es in fürchterlicher Hitze nach Kaliko, Seife, Tabak und Käse riecht. Alle Herrlichkeiten Arabiens sind dort zu haben, vom Hemdenknopf zum Büchsenfleisch, vom Parfüm zu Hosen, alles — oft sogar das, was man gerade haben will. Man kann die Notdurft des Leibes für den nächsten Monat fern halten, kann die Post frankieren

und nach einer halben Stunde zur Besiegelung des Geschäfts im Privatzimmer des Supercargo heimlich eine geistige Erfrischung sich zuführen. Dann bläst die Sirene des Dampfers zur Abfahrt, wir klettern ins Boot, und während mein Wirt wie besessen den Hut schwingt und Adieu ruft, fährt das Schiff allmählich ab. Meinem Freunde scheint sich offenbar auch der Boden unter den Füßen zu bewegen. Mit hilfreichem Arme leite ich ihn über die als Treppe dienenden Kisten zur Veranda und von dort zum Sofa und überlasse ihn seinem Schicksal, während ich zu meiner Hütte steige und mich in die Post vertiefe.

Der Diener, der mich am Mittag zum Essen ruft, hat eine geschwollene Wange. Er hat es vor seinem Gebieter an der nötigen Ehrfurcht fehlen lassen und ist für ein Lächeln mit einer fürchterlichen Ohrfeige bezahlt worden. Es ist aber alles unten im Hause wieder ziemlich im Gleise, ein verdorbener Magen mit leiser Beschämung sind die einzigen Folgen und so wäre hier die für Herrn F. jeweils recht aufregende Zeit des Dampfers überstanden. Mit einigen Fehltritten hält der gute Lebenswandel an bis zum nächsten Male.

Nicht so schnell geht es beim Nachbar.

Am anderen Tag brechen wir nach Norden auf, wo in einem Dorfe ein großes Fest gefeiert werden soll. Der Häuptling will sich in seiner Kaste erhöhen, und auch mein Wirt hat ihm hierzu aus nicht uninteressierter Freundschaft ein Schwein beigesteuert. An Maul und Gliedern gefesselt, liegt dieses traurig jammernd im Boote und versucht gelegentlich, nach den Zehen der Ruderer zu schnappen. Es ist ein prächtiger Tag mit angenehm kühlendem Winde, er weht uns aber gerade entgegen. Die Eingeborenen sind in festlicher Stimmung, übertreffen sich selbst in Witzen und rudern emsig; ich gehe zu Fuß am Ufer, mein Wirt reitet.

Es ist, als ob er sich zu Pferde sozial ebenso erhöht über die Menge vorkäme, als er es dann physisch ist. Denn zum Reiten zieht sich der kleine Mann immer ein frisches Gewand an, stülpt einen breitrandigen Hut aufs Haupt und dreht den blonden Schnurrbart, daß er aussieht wie ein König der Cowboys oder wie ein Husarenoberst, wenn er mit blitzenden Äuglein durch die armseligen Dörfer reitet. Er begutachtet die Frauen, und sie sehen an ihm herauf, gerade wie es auch die vielen Köter tun, die dem Pferde ewigen Haß entgegenbellen. Während ich mühselig durch den Sand wate, poltert es hinter mir her, und in wilder Karriere holt mich der Reitersmann ein. „Sie werden stürzen, wenn Sie in diesen Steinen so galoppieren," warne ich ihn beim Anblick des schnaubenden, schaumbedeckten Pferdes. „Oh nein, das Pferd kennt den Weg." Allright und weiter geht die wilde Jagd, und das Pferd kennt entschieden den Weg gut, denn plötzlich schwenkt es vom Ufer ab, links in den Busch, aber sein Herr verfolgt die gerade Linie, über den Hals des Pferdes hinweg. O du stolzer Reitersmann! Was das Ende des Zwischenfalls war, konnte ich nicht sehen, ein Gebüsch verdeckte das Drama.

Als ich zur Stelle gelangt war, waren Roß und Reiter verschwunden, aber anscheinend doch mit minderer Schnelligkeit als bisher.

Nachdem ich mehrere Flüsse durchwatet hatte, was bei der Hitze und dem niederen Wasserstande nicht unangenehm war, langte ich beim Nachbar an.

Sie saßen schon bei der Flasche: Rum und kondensierte Milch, in der Tat ein anregendes Getränk. Der Reitersmann sah mich mit seinen kleinen Augen fragend an, was ich wohl zu seinem blutrünstigen, zerkratzten Gesichte sagen würde. „Sehen Sie," triumphierte ich, „aber es ist hoffentlich nicht schlimm." Es war aber etwas ganz anderes. Ein großer starker Eingeborener war frech gewesen, und wie das bei Leuten der Fall ist, die sich mit den Händen leichter als mit der Zunge verständlich machen können, hatten sie sich geprügelt. Der Reitersmann hatte zwar sein Teil auch abgekriegt, durfte aber sowohl den moralischen als physischen Sieg an seine Fahnen heften. Der Herr war recht würdig in seinem stillen Siegerstolze, nervöser schien der Nachbar, den ich erst jetzt begrüßen konnte. Er war ein junger, schlanker Mann, von guten Umgangsformen, und hätte als „gebildeter" Mann den angenehmsten Eindruck gemacht, wenn nicht ein gemeiner Zug um den Mund und der glasige Ausdruck der wasserblauen Augen ihn als Trinker gekennzeichnet hätten.

Sein Übel war allgemein bekannt, und ich war erstaunt, ihn so nüchtern zu finden, am Tage nach dem Besuch des Dampfers; aber offenbar hatte er mit dem vollen Festgenuß noch zurückgehalten, bis zu unserer Abfahrt.

Er beschränkte sich also auf gelegentliche Schlücke, war aber unruhig, erwartungsvoll, wie ein Kind, das vor der Christbescherung steht, oder ein Bräutigam vor der Hochzeit. Seine Augen klebten an der Flasche und wir führten das Gespräch, so gut es gehen wollte; ich beobachtete mit Interesse die Gewalt, die sich der junge Mann antun mußte, um nicht die Rumflasche einfach anzusetzen und zu leeren.

Nach dem Essen schifften wir uns ein und überließen ihn seinem Schicksale, den armen Hund bedauernd, den der Dampfer ihm gebracht hatte.

Am Abend schlugen wir das Lager am Strande auf und verbrachten, wenn man von den Moskitos absieht, eine angenehme Nacht, der ein prächtiger Morgen folgte. Mein Begleiter fuhr im Boot nach dem nahen Festdorfe; ich zog es vor, zu Fuß zu gehen, und mich sollte das Opfersäulein begleiten, dessen Gesundheitszustand einer Seefahrt in der Sonnenglut nicht ganz gewachsen schien. Es war rührend, die Zärtlichkeit zu sehen, mit welcher die sonst so grausamen Eingeborenen das baldige Schlachtopfer umgaben. Die besten Bissen wurden ihm noch vorgeworfen, und mit den süßesten Worten wurde es ersucht, sich auf den Weg zu machen, denn es war ein wertvolles Schwein, mit großen Hauern.

Nach einigem Widerstreben schoß denn das Schwein wie aus der Kanone voran, Sam, sein Führer, und ich hinten drein. Es ging durchs Dickicht, mir höchst unangenehm, und ich schlug vor, am Stricke zu ziehen, den das

eifrige Tier an einem Hinterbeine trug. „Aber nein," meinte Sam, „nur jetzt nicht seinen löblichen Enthusiasmus stören, sonst wird das Vieh widerborstig." Zum Glück ließ auch dessen Schnelligkeit bald nach, auf unerklärliche Weise wußte Sam es auf den rechten Weg zu bringen, und ich hoffte auf einen behaglichen Spaziergang durch den taufrischen Wald. Ich wollte auch mit Sam plaudern, erhielt aber keine Antwort, denn mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgte dieser jede Bewegung des Tieres, das stoßweise auf dem Wege fortlief, dauernd grunzend, als ob es eine lange, wichtige Geschichte erzählte, ahnungslos, was ihm bevorstand. Bald schnüffelte es rechts, bald wollte es links wühlen, bald wollte es stehen bleiben, bald galoppieren, und alle diese Anwandlungen dämpfte Sam im Anbeginn mit sanften Pfeif-, Schnalz- und Zischlauten, deren Erzeugung man seine dicken Lippen nie für fähig gehalten hätte. Es war wirklich sehr komisch, aber höchst zweckentsprechend, und wenn wir auch den Weg in Sprüngen zurücklegten, so kamen wir doch voran, ja sogar über einen breiten Graben setzte das Schwein in kühnem Sprunge, wie das edelste Jagdpferd, nachdem Sam es durch einige pfeifende Liebkosungen angefeuert hatte.

So zog denn die Kolonne stolz in das Dorf ein, das Schwein an der Spitze, und dürfte einen Anblick geboten haben, der anderswo nicht der Originalität entbehrt hätte, hier aber keinerlei Aufsehen erregte.

Nachdem wir unseren Schützling im Schatten eines Baumes angebunden hatten, stellte mich Sam dem Gastgeber vor, einem kleinen, würdigen Häuptling, der mich auf wirklich herzliche und vornehme Art begrüßte und mich in seine große Hütte einlud. Wir konnten zwar nicht zusammen sprechen, versicherten uns aber unserer gegenseitigen Sympathie durch öfteres Anlächeln.

Der Ort gefiel mir ausnehmend, wozu die helle Sonne nicht wenig beigetragen haben mag. Der Festplatz lag am Meeresufer, das hier in hoher Terrasse steil abfiel. An der Wasserseite standen allerlei Zierbäume, mit dunklen Schatten und farbigen Blättern, durch die man auf das blaue, leicht gekräuselte Meer hinaussah.

Auf der anderen Seite des reinlichen Platzes waren die geräumigen, wohl gepflegten Häuser, in und um welche eine festlich erregte und geputzte Menge sich herumtrieb. Von weither waren die Leute gekommen, denn es sollte ein großes Fest werden und viel zu essen geben. Paulo, der Festgeber, war sehr beschäftigt, alle zu begrüßen und ihnen Essen und andere Annehmlichkeiten zu besorgen. Er war wirklich ein netter, alter Herr, trotzdem sein Kostüm nur aus einem Blattbüschel bestand. Einst hätte er zwar beinahe einen heiligen Krieg entflammt und alle Weißen ermordet, da ihn der presbyterianische Missionar wegen Abhaltung eines Opferfestes und wegen seiner Weigerung, sich zu bekehren, hatte wollen geißeln lassen. Aber das Kriegsschiff war gekommen, hatte ihm sein Recht verschafft, und seither war Ruhe, jedenfalls nach außen.

Inzwischen vergrößerte sich die Menge der Gäste und paradierte in prächtigstem Schmucke. Neben der schönen Nacktheit sah man elegante Piqué-

kleider, sah herrliche Shawls, sah alte Matrosenkittel und ein Paar von meinen ausrangierten Hosen, in denen einer meiner früheren Diener sich blähte. Handtücher dienten als Schürzen, Westen waren sehr geschätzt und Jacken ohne Beinkleider waren ebenfalls modern. Aber zum Glück kann man neben der letzten Mode auch noch recht viele „historische" Kostüme bemerken, bei den Männern den Gürtel aus Muschelscheiben mit dem Blattbüschel, bei den Frauen die schmale Lendenschnur mit Feigenblatt.

Rings um das Gewimmel grunzten und quiekten in den Büschen die großen Hauerschweine.

Herr F. war nun auch zu mir gestoßen, mit dem gewöhnlichen Durste, den einige Schnäpse natürlich nicht zu stillen vermochten. Um Mittag schlugen vier Männer auf je zwei großen Trommeln mit vieler Kunst das Signal zum Essen und zum Beginn des Festes. Wenn auch auf diesen zweistimmigen **B. 38**
Trommeln keine Gespräche geführt werden können, so kann man doch allerlei Signale mit ihnen geben, die jedermann bekannt sind. Daneben dienen sie auch als Musikinstrumente, und es gibt Tamtamvirtuosen, die sich eines gewissen Rufes erfreuen, und deren Leistungen zu hören als Genuß gilt. Wenn ein solcher die Hauptstimme führt, so trommeln andere auf höher gestimmten, kleineren Instrumenten oder einfach mit Stäben die Begleitung, zu deren Genuß einstweilen dem Schreiber jedes Verständnis fehlt. Es ist auch nicht gerade angenehm, direkt neben der großen Trommel zu sitzen, besonders wenn das Konzert unerwartet beginnt. Mein Begleiter fuhr auch mit einem entsetzten Sprunge ins Freie, und ich folgte ihm, dann ließen wir uns am Ufer nieder. Dorthin sandte uns der aufmerksame Paulo ein à l'indigène gebratenes Huhn, das neben einigem Yams höchst delikat schmeckte und in seiner zarten Saftigkeit nichts von dem alten Gockel verriet, der es bei Lebzeiten gewesen war.

Kurz darauf begann der erste Teil des Festes, das Töten der zirka 200 weiblichen jungen Schweinchen, die in Bambushäuschen bisher so fröhlich gequiekt hatten.

Bei Tamtam-Musik kamen unter Anführung Paulos alle hohen Kasten **B. 42**
hintereinander aus dem Gamal getanzt. Nachdem sie einige Male im Kreis sich gedreht hatten, rangierten sie sich in Linie vor dem Hause, immer von einem Fuße auf den andern hüpfend, während Paulo sich ihnen gegenüber auf einen Steintisch stellte, auch immer trippelnd. Seine Hauptfrau tanzte rechts neben ihm auf der Erde. Paulo hatte sich in die Festtracht geworfen, sich mit vielen Farnblättern behängt, im Gürtel, in den Armbändern und im Haar. So sah er zwar immer noch recht würdig aus, glich aber stark einem Faun, einem Bacchus oder einem alten Meergreise. Alles hüpfte ohne Unterlaß wie eine Herde junger Schafe, und da es Mittag und recht warm war, floß der Schweiß in Strömen.

Nun wurden von den Zuschauern die kleinen Schweinchen ergriffen, und die Etikette verlangte, daß dieselben an den Hinterbeinen gepackt und hoch im Bogen den tanzenden Häuptlingen zugeworfen wurden.

Diese ergriffen die Tiere und trugen sie — immer tanzend — zu Paulo, der sie mit einem Knüttel durch drei Schläge auf den Kopf tötete; dann wurden sie vor ihm niedergelegt.

Es war ein grausames Schauspiel. Jammernd und quieksend flogen die unglücklichen Ferkel durch die Luft und klatschten hart auf den festgestampften Boden. Dort rollten sie noch ein Stück weit, blieben entweder betäubt liegen oder versuchten sich mit gebrochenen Gliedern oder Rückgrat zu retten. Einige waren auch heil und suchten das Weite. Aber mit Keulen und Steinen war man hinter ihnen her und brachte sie bald zurück. Ein umsichtiger Mann empfand das aber doch als störend und brach gewissenhaft jedem Tierchen die Hinterbeine, bevor er es den Häuptlingen zuwarf, damit sie nicht weglaufen konnten. Eine blutgierige Aufregung hatte sich der Menge mitgeteilt, man sah rollende Augen, verzerrte Gesichter und hörte wilde Schreie.

Zum Glück arbeitete man schnell, der Vorrat erschöpfte sich, und vor Paulo türmte sich ein Berg von Leichen, d. h. von halbtoten Tieren, denn die meisten zuckten noch im Todeskampfe.

Nun drehten Paulo und Gemahlin der Versammlung den Rücken, während einige Alte die Leichen zählten. Für je zehn brach einer von einem Farnzweige ein Blatt ab, nachher wurden die fehlenden Blätter gezählt und mit vieler Mühe und Kopfzerbrechen das Resultat herausmultipliziert, das wohl noch ungenau gewesen sein wird. Jetzt durfte Paulo von seinem Thron heruntersteigen, was er mit viel Würde tat, wie er sich auch unsere Komplimente gerne gefallen ließ. Er keuchte und war tropfnaß, so daß ich für ihn einen Schlaganfall befürchtete, aber seine Strapazen waren noch lange nicht zu Ende. Würde bringt Bürde, und eine so hohe Kaste läßt sich nicht ohne Mühsal erwerben.

Da die weiblichen Schweine nicht gegessen werden dürfen, so trugen die Weiber die Opfertierchen weg und warfen sie über die Böschung auf die Ufersteine, wo einige noch am anderen Tage zuckten. Währenddem bliesen die Häuptlinge mit den Muschelhörnern eine vielstimmige wilde Fanfare. Es war ein mächtiges Getöse, und der schauerlich dumpf durchdringende Schall muß weit in die Waldtäler hinein geklungen haben, und verkündete das Ende des ersten Festaktes.

Die „Häuptlinge“ waren eine interessante Gesellschaft, sind sie doch alle „self made men“, die sich durch eigene Mühe zu ihren Graden heraufgearbeitet haben. Der höchste unter ihnen war ein kurzer, stämmiger Alter, stark mit Elefantiasis behaftet, was ihn aber nicht hinderte, die herrlichsten Sprünge auszuführen. Er war jedenfalls ein sehr intelligenter Mensch, ein kombinierender Kopf, ruhig, sachlich und gutmütig, sofern man ihn nicht in seinen Intrigen störte. Ein ganz widerlicher Herr war der nächste. Groß und stark hatte er doch weiche Glieder, Plattfüße und eine Glatze. Seine Züge waren schlaff, gedunsen, um das breite Fressermaul spielte ein süßliches Lächeln, und in den braunen, trüben Augen lag Bosheit, Gier und faule

Sinnlichkeit. Er befliß sich beim Tanz einer nachlässigen Grazie, wohl um seine Trägheit zu verdecken und das Gebaren mit seiner Plattfüßigkeit in Einklang zu bringen. Sein direktes Gegenteil war der dritte, ein magerer, sehniger und sauberer Geselle, lebhaft, überall Hand anlegend, in heiterem Selbstbewußtsein. Seine feinen Züge hätten auch einen Europäer geziert. So waren alle Typen da, vom ungeleckttesten „Wilden“ bis zum zivilisierten „Queenslander“, im weißen Kleide, mit gestutztem Backenbarte und gedrehtem Schnurrbarte. Diese fühlten sich aber durchaus nicht erhaben über den Hokuspokus, an dem sie mithalfen.

Die Häuptlinge rammten nun Pfosten in die Erde, an denen die großen Hauerschweine angebunden wurden. Von allen Seiten brachte man diese herbei, und es waren Riesenexemplare darunter, gefährliche Bestien, die jeden anfletschten, der sich näherte. Aber die Leute haben große Geschicklichkeit in der Behandlung von Schweinen und bringen sie ohne Unfall immer an den gewünschten Ort. An die Pfosten gebunden, lagen einige träg da, andere wühlten grimmig in der Erde. Auch unser Schwein war anwesend und lag ahnungslos und unschuldvoll schlummernd im mageren Schatten des Pfahles. Es waren im ganzen 26 Schweine vom durchschnittlichen Werte von 100 Franken, es wurden also an dem Abend etwa 2600 Franken vernichtet.

Es folgte jetzt eine merkwürdige Zeremonie, an der alle teilnehmen mußten, die Schweine gestiftet hatten. Auch Herr F. sollte daran teilnehmen, lehnte es aber zu meiner Enttäuschung ab, wahrscheinlich weil die Folgen des anhaltenden Durstes ihn an seine Stelle bannten. Paulo nahm seinen Platz auf dem Steintische wieder ein, mit einer Keule versehen. Aus einem primitiven Tore, das aus Palmblättern in einer Ecke des Platzes hergestellt worden war, tanzten die Häuptlinge einzeln hervor, eine Waffe, Speer oder Keule schwingend. Paulo hüpfte von seinem Thron herunter, ihnen entgegen, und verfolgte sie eine kleine Weile, um sie zuletzt wieder vom Platze weg zu treiben. Das stellte einen Kampf zwischen den beiden vor. Nachdem der arme Paulo das etwa zwanzigmal gespielt, mußte er noch als erster die ganze Gesellschaft zum Tanze anführen, wobei es in wilden Sprüngen über und zwischen den Opferschweinen hindurch ging. Diese protestierten heftig gegen die Neckerei, legten sich aber dann wieder schlafen.

Paulo mußte sich nun etwas erholen, dann schritt er zum Töten der Schweine. Es ist das mit allerlei geheimnisvollen Zeremonien und symbolischen Handlungen verbunden, in deren Bedeutung noch kaum ein Weißer eingedrungen ist. Einige Schweine werden erst getauft, andere umtanzt, andere beiseite gestellt, das Ende war aber immer, daß Paulo ihnen mit der Keule die Schädel einschlug. Bei Einbruch der Dunkelheit lagen die 26 Eber röchelnd am Boden, und die zahlreichen Hunde leckten ihr warmes Blut.

Man hing sie später an Bäumen auf, dann zog sich alles zum Essen in die Hütten zurück.

Nach einigen Stunden wurden an beiden Enden des Platzes große Feuer entzündet, Weiber mit Bambusfackeln stellten sich ringsherum auf, und die Häuptlinge eröffneten den Ball.

Es war erst keine große Tanzlust zu sehen, nur die Jüngsten hüpften ungeduldig hin und her. Allmählich aber steckten sie die Älteren an, der Haufe vergrößerte sich, und zuletzt raste alles im Tanze. Dieser ist sehr einfach und uninteressant. Die Musikanten, mit den Pansflöten, stecken die Köpfe zusammen und blasen aus Leibeskräften, immer die gleiche Note, dazu mit dem Fuße den Takt stampfend. Dann springt einer vorwärts, die anderen folgen, der Knäuel bewegt sich ein paarmal hin und her, bis den Musikanten der Atem ausgeht und das Ganze zum Stillstand kommt. Dann fängt man wieder an, und das dauert bis zum Sonnenaufgang. Die Weiber halten sich außerhalb des Platzes, tanzen aber trotzdem unermüdlich mit.

Manchmal steigert sich die Begeisterung, dann feuert man Flinten ab, kreischt oder heult, bis die Erregung wieder abflaut.

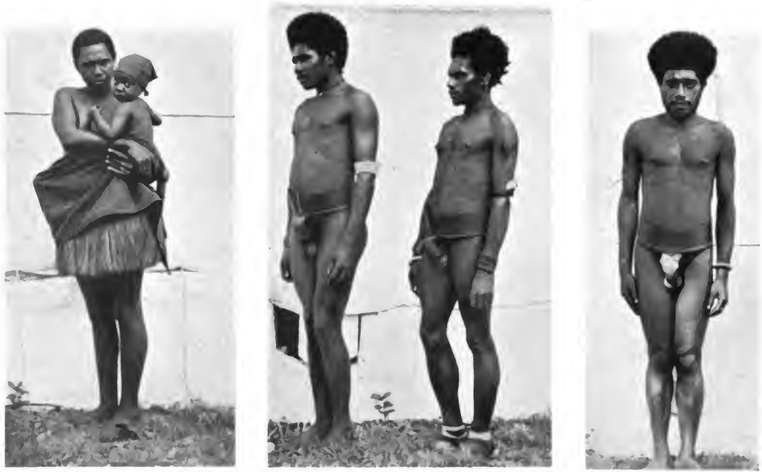
Am Morgen war Paulo, der die ganze Nacht kein Auge zugetan hatte, wieder sehr geschäftig, jedem seine Portion an dem Festmahle zuzuweisen; er sah recht frisch aus, nur sein Blätterkleid war verwelkt und hing jämmerlich um ihn herum. Die großen Schweine, die schon stark rochen, wurden ausgenommen, gesengt, zerlegt und in der Erde gebraten. Den ganzen Morgen dauerte die Arbeit, die gewiß zu den beliebtesten gehört, und in der jedermann Meister ist. Ja, die Eleganz und Sauberkeit, mit der die Tiere zerlegt werden, steht in angenehmem Widerspruch zu der Roheit, mit der die Braten nachher verzehrt werden.

Auch uns Weißen wurden einige fettriefende Leckerbissen geschenkt, die wir aber in aller Stille den Dienern überantworteten, welche ihrerseits schon ein halbes Schwein erhalten hatten.

Die Unterkiefer der großen Schweine wurden separat ausgeschnitten und Paulo übergeben, der sie reinigt und dann kreisförmig an Lianen geordnet als stolzen Schmuck, wie einen Leuchter, in seinem Gamal aufhängt.

Paulo ist ein großer Wettermacher. Als wir zur Abreise rüsteten, versprach er uns, das etwas unruhig werdende Meer zu glätten und den Gegenwind zu beschwören. Es traten auch alle Verheißungen ein, wir hatten ein spiegelglattes Meer und solche Windstille, daß wir zwischen der Sonnenglut und dem weißen Meere beinahe zerschmolzen und statt segeln zu können, den ganzen Weg rudern mußten.

Als wir vor dem Dorfe vorbeifuhren, erschien Paulo an der Böschung, winkte und rief uns, zurückzukehren, eine Höflichkeitsformel, die uns freute und die gewiß niemand geschadet hat, auch wenn man sie als Heuchelei ansehen will. Einige Stunden später legten wir beim Nachbar an, wollten ihn eigentlich nicht in seinen Träumen stören, doch hatte er uns gehört und kam an den Strand. Er bot einen bemerkenswerten Anblick.



Eingeborene von Ambrym.

Die Frau trägt die Schürze aus Pandanus, darüber ein Tuch europäischer Herkunft. Das Kind sitzt auf der Hüfte und begleitet in dieser Stellung die Mutter überall hin. Die Männer kämmen das Haar hoch, das Haar der Frau wird kurz gehalten. Der Mann rechts trägt am linken Unterarm den Holzring, der den Arm vor dem Schlag der Bogensehne schützen soll.

B. 47



Frauen von Ambrym beim Kochen.

Auf der Erde sitzend und plaudernd, schälen und schaben sie Früchte, während ihre kleinen Lieblingsschweinchen sich frei in dieser Küche herumbewegen.



Männerhaus auf Ambrym.

Mit umzäuntem Vorplatz und Giebeldach über dem Eingang. Links ist eine Trommel, rechts ein Opfertisch für Schweineopfer.



Grabstelle in Aoba.

Sie ist ein Steinkreis, mit Erde gefüllt und mit Kroton umpflanzt. Links ist ein wertvolles Hauerschwein unter seinem Schutzdache, rechts ein Wohnhaus.



Kochhaus in Aoba.

Das Dach berührt nur auf einer Seite den Boden. Vorne links liegt Feuerholz, im Hause sind Kochstellen und große Trommeln. Eine Bambusbarriere soll die Schweine abhalten.

Eine starke Ankerkette hatte er mehrfach um die Hände gewickelt und hielt sie krampfhaft fest.. Das eine Ende klirrte auf der Erde, am anderen führte er — nicht einen Elefanten — sondern den armen Hund. Wilden Auges und breitspurig wankte er uns entgegen, wie ein Matrose bei hoher See.

Er schien gekränkt, daß wir schon zurückkehrten, und bat uns, ihm in der Küche Feuer zu machen, da alle seine Diener weggelaufen seien. Auch sein Hund sei sehr unartig und hätte bestraft werden müssen.

Es dauerte auch nicht lange, bis er und Herr F. gegenseitig fanden, der andere sei auch unartig, weshalb ich, um eine Prügelei zu verhüten, zum Aufbruch trieb und den Herrn Nachbar seinem Schicksale überließ.

Mit der großen Kette und dem kleinen Hunde ging er grollend ins Haus, etwa wie Marleys Geist. Mich dauerte nur der Hund. Das Meer wurde jetzt plötzlich sehr unangenehm. Um das kleine Boot zu entlasten, wateten wir ans Ufer und kehrten zu Fuß nach Hause zurück.

Dreizehntes Kapitel.

Um Kap Cumberland.

Vom Nachbar kamen in den nächsten Tagen wirre Zeilen mit Besserungsversprechen und Bitten um Verzeihung. Wir erhörten ihn erst, als sein Alkoholvorrat erschöpft war. Es war schon vorher abgemacht worden, daß er mich nach Wora, einer seiner Nebenstationen nahe bei Kap Cumberland, bringen werde.

Nachdem er sich einigermaßen erholt hatte, fuhren wir zusammen dorthin.

Es war eine einfache, aber freundliche Hütte in einer Lichtung mit weitem Blick aufs Meer. Ganz in der Nähe hausten einige Eingeborene; einer derselben war ein Riese, den ich aber einst wie einen Schulbuben mit einer kleinen und dazu noch in Formol konservierten Schlange davonlaufen machte. Dieser Mann hatte sich große Tarobeete angelegt mit künstlicher Irrigation. Jene ingeniösen Bewässerungsbauten müssen wohl aus einer früheren Zeit mit mehr Kultur stammen, denn es hält schwer, dieselben mit der jetzigen ärmlichen und wenig unternehmenden Bevölkerung in Einklang zu bringen. Durch einen der vielen Wildbäche wird aus Steinblöcken ein Damm gezogen,
B. 35 der immer ungefähr dasselbe Quantum Wasser in einen Kanal leitet. Die Kanäle sind oft sehr lang, ziehen sich an den Abhängen hin, sind meist nur in die Erde geschnitten, oft aber auch durch den Fels gehauen oder halb freihängend gebaut. Die Unterstützung besteht dann aus Bambus und Baumstämmen. Bei den Feldern teilt sich der Kanal oft in mehrere Arme und durchfließt die flachen, stufenförmig angelegten Beete, in welche die Taroschößlinge nur leicht eingesteckt zu werden brauchen, um in kurzer Zeit die großen, fetten Blätter und nach zehn Monaten Knollen zu entwickeln. Taro kann nur in sehr feuchtem Grunde gebaut werden, die hiesige Varietät sogar nur im Wasser, so daß seine Kultur auf den wasser-, wenn auch nicht regenarmen Korallenplateaus selten möglich ist. Seine Stelle nimmt in jenen Gegenden der Yams ein. Der Geschmack und die Konsistenz beider Knollen sind denen der Kartoffel ähnlich.

Nach einigen Tagen brach ich von Wora auf, um die Halbinsel zu durchqueren. Es war ein Tag, an dem der Regen nie schwächer, sondern immer nur stärker zu werden scheint. Wir hatten auch bald keinen trockenen Faden mehr am Leibe, und das Gepäck war durchnäßt, als ob es im Wasser gelegen hätte. Außer durch die lästige Klebrigkeit der Kleider hinderte der Regen unseren Marsch wenig, denn Wurzeln und Steine boten genügend Halt

auf dem schlüpfrigen Boden. Es ging gleich anfangs stark bergauf, über Stock und Stein, schmalen Rändern entlang, die nur breit genug waren, um einen Fuß vor den andern zu setzen, oft auch auf den Kämmen der Hügel, die sich von den hohen Gipfeln quer zum Meer zogen. Ihre Abhänge sind außerordentlich steil, die Wege verlangen oft Freiheit von Schwindel und einen sicheren Fuß, den die Bergbewohner zwar, die Küstenleute aber selten haben. Es zeugt von der großen Fruchtbarkeit des Klimas, daß an diesen Hängen überhaupt Vegetation sich halten kann. Nicht selten aber trifft man auf Stellen, wo die Humus- und Wurzelschicht zerrissen ist, so daß große Waldkomplexe zur Tiefe gerutscht sind. Solche Stellen zu traversieren, wo dann die geneigten Felsplatten beinahe frei liegen, erinnert an Hochtouren in den Alpen. Manchmal tritt man aus dem Wald auf Wiesenland, wo mannshohes Schilfgras oder Röhricht jede andere Pflanze getötet hat. Oft führt der Weg wie ein Tunnel unter dem glasigen, auch beim Regen raschelnden Gewächs durch. Gelegentlich erlaubt ein alter, noch nicht überwachsener Taro- oder Yamsgarten einen Blick ins Weite. Man sieht dann in die engen Schluchten zwischen den Hügelketten, die in monotonem Grün sich hintereinander aufbauen, in der Ferne vom Regendunst verdeckt, oder man sieht tief unten ein Stück bleigrauen Meeres mit langen Dünungsstreifen. Belebend und erfrischend sind allein die hohen silbernen Wasserfälle, die allerwärts in malerischer Wildheit aus dem Walde herausströmen, wie der Regen aus den Dachtraufen alter Gebäude. In den Schluchten sammeln sie sich zu tosenden, Geschiebe führenden Wildbächen.

Der Mittagshalt in einem halbverfallenen Hause ist wegen der Feuchtigkeit wenig angenehm, weshalb sogar die Träger keine Einwände gegen schnellen Aufbruch erheben. Der Führer leitet uns auf anscheinend senkrechten Wegen zur Höhe, nur mühsam folgen die Träger, bald kommen wir auch in dicken Nebel, und am ratlosen Umherblicken des Führers merke ich, daß er den Weg verloren hat. Um ihn nicht zu verwirren, lasse ich ihn gewähren; doch es geht immer höher hinauf, nach einigen Stunden gesteht er ein, sich völlig verirrt zu haben. Es folgte ein ratloser Halt mit vergeblichen Versuchen zum Entzünden einer Pfeife. Ich war dafür, den Marsch mit dem Kompaß fortzusetzen, als wir tief unter uns aus dem Talkessel die Töne einer Trommel hörten. Dort mußte das gesuchte Dorf sein, und der kurze Lärm genügte den Leuten, um mit merkwürdigem Instinkt direkt nach dem Ziel hinabzuklettern.

In der Dämmerung kamen wir dort an. Es war ein Missionsdorf, auffallend sauber, und ein ebenso ungewohnt freundlicher Empfang wurde uns zuteil. Am flackernden Feuer konnten wir uns und unsere Habe notdürftig trocknen und schliefen bald auf dem harten Boden wohlverdienten Schlaf.

Ein überlautes Tamtamkonzert schreckte mich am Morgen auf und rief die Gemeinde zur Andacht. Nachher brachen wir auf. Es ging wie am vorigen Tage, steil bergauf und bergab im Regen. Allein als wir die Wasserscheide überschritten hatten, von der aus die Wolken einen kurzen Blick auf

die beiden Meere im Osten und Westen erlaubt hatten, besserte sich das Wetter, die Luft wurde merklich trockener, und gegen Abend brach eine angenehm wärmende Sonne durch. Die meist von Osten her treibenden Wolken entladen sich auf der Ostseite, die darum sehr regnerisch ist und eine unmäßig üppige Pflanzendecke trägt. Der Westabhang ist viel trockener, hat ausgedehnte Grasstrecken, dünneren Wald, ist aber doch durch die Bäche und den Regen, der auf die Bergspitzen fällt, reichlich mit Wasser versehen. Wenn es auch an dieser Küste viel wärmer ist als an der anderen, so ist doch das Klima als Tropenklima dort beinahe ideal zu nennen im Gedanken an die schwere, feuchte Luft auf der anderen Seite, die so aufreibend und erschlaffend wirkt.

Wir fühlten uns darum wie in einem anderen Lande, als wir spät in der Nacht, nach langem Marsche, das Ufer entlang uns zum Dorfe schleppten.

Am folgenden Tage hatte der dortige Pflanzer die Freundlichkeit, mich in seinem Motorboote an einen südlich gelegenen Punkt der Küste zu fahren. Vom Meer aus hat dieselbe einen imposanten, wilden Anblick. Die Berge treten bis ans Ufer heran und fallen oft in fast senkrechten Wänden zum
B. 10 Meer. Tiefe, schmale Täler führen vom Meere direkt ins Innere, beinahe ins Herz der Halbinsel; in ihnen hingen trotz des klaren Tages graublaue Wolken. Es schien, als ob in diesen engen Schluchten und abgeschlossenen Kesseln ewig ein drohendes Wetter gebraut werde, das, wenn die Spannung zu groß wurde, überschäumte und in dunklen Dünsten sich aus den Tälern übers Meer ergoß. Mehrfach zauste uns ein herber Windstoß und klatschte ein Regen auf uns nieder, bis wir die gefährlichen Zonen verlassen hatten. Dann lag alles wieder in heiterer Sonnenglut, die Küste bot ein malerisch abwechslungsreiches Bild mit den vielfachen violetten Bergsilhouetten. Flaches Uferland war nur am Ausgange jener Täler, dem Delta der jeweiligen Bäche.

Auf einem solchen lag unser Ziel, ein Missionsdorf, und wir landeten. Kaum hatten wir den Fuß auf die Erde gesetzt, als wir ein so heftiges Erdbeben verspürten, daß wir uns kaum auf den Füßen halten konnten. Der Stoß dauerte etwa 30 Sekunden, dann hörten wir dumpfes Donnern und sahen, wie der ganzen Küste entlang große Felsmassen ins Meer kollerten, das hoch aufschäumte und wirr wogte. Dann quoll ein gelber Dunst aus allen Buchten, hing in schweren Wolken über dem Wasser und verdeckte alles.

Auch am Lande an den Bergen sahen wir allenthalben kahle Striche, wo Wald und Erde ins Tal gerutscht waren.

Die Stöße dauerten, wenn auch schwächer, die ganze Nacht; dann hörten wir das Prasseln der fallenden Felsblöcke im Walde. Dennoch schliefen wir unter einem schwankenden Dache nicht übel.

B. 40 Am nächsten Tage ließen wir uns in Wus von einer niedlichen Töpferin — die kleine Dame maß nur 1344 mm — einen Krug formen. In zirka zehn Minuten war derselbe fertiggestellt, ohne andere Hilfe als die eines kleinen flachen Bambussplitters. Ohne sich einer Töpferscheibe zu bedienen,

machte sie die Rundung sehr regelmäßig und gab dem Gefäß eine recht gefällige, beinahe klassische Form. Die große Zahl sehr kleiner Leute in dem Dorfe war auffallend, doch konnte aus der zusammengewürfelten Gesellschaft, die in diesen Missionsdörfern lebt, kein Schluß auf die ursprüngliche Bevölkerung des Ortes gezogen werden, es ist aber fast sicher, daß die ursprüngliche Bevölkerung kleinwüchsig gewesen ist.

Ich hatte kaum Zeit, die nötigsten Messungen vorzunehmen, denn wir mußten bald zurückkehren. Vom Schiffe aus konnten wir die Verwüstungen der Erdbeben besser überblicken. Die Hänge waren wie zerkratzt, und das Meer war mit Holz und Reisig bedeckt. Auch wurde uns die unangenehme Sensation zuteil, einen Erdstoß im Boot zu fühlen. Dieses begann plötzlich heftig zu zittern, wie von einer Riesenfaust erschüttert, und zugleich fiel wieder neues Geröll ins Meer. Allmählich aber gewöhnten wir uns an die Stöße, denn sie dauerten mehrere Wochen an, und wenn sie auch nicht viel schwächer wurden, so wurden sie doch weniger heftig, langsamer und schienen mehr horizontal zu erfolgen, so daß man das Gefühl hatte, als stände man auf einer großen Schaukel.

Das andere Dorf, wo Töpferei getrieben wird, Pespia, liegt landein- **B. 40**
wärts. Ich besuchte es am nächsten Tage. Ein dreistündiger Marsch durch ein wohlbepflanztes, malerisches Tal brachte uns wieder ins nackte Heidenland; solche Nacktheit ist aber eine Erlösung nach dem Anblick der entsetzlich schmutzigen Kleidung der Christenmenschen und ist auch zum mindesten ebenso dezent. Auch hier wurden wir freundlich aufgenommen, und der Häuptling eilte willig weg zu den einzelnen zerstreuten Höfen, um die Leute für den nächsten Tag zu seinem Hause zu bestellen.

Ich hatte dadurch gute Gelegenheit, einen Überblick über die Bevölkerung zu bekommen. Ich ließ mir wiederum einen Topf herstellen. Die Methode ist hier aber eine ganz andere als in Wus, indem man die Töpfe durch Tonwürste, die man spiralig aufeinander legt, formt. Auch bedient sich die Töpferin als primitivster Töpferscheibe eines kurzen, weiten Bambuszylinders, den sie zwischen den Schenkeln hält, und auf dem sie die Spiralen aufbaut. Nach dieser nämlichen Spiralmethode sind auch die meisten unserer neolithischen Töpfe verfertigt. Das Auftreten der Töpferei an diesen zwei einzigen Orten der Neuen Hebriden ist aber eine höchst rätselhafte Erscheinung, die in siedelungsgeschichtlicher Hinsicht von Wichtigkeit ist. Die Ansicht, daß Quiros, der erste Entdecker der Insel, den Eingeborenen die Töpferei gelehrt habe, ist schon darum kaum richtig, weil er jenen Teil der Insel nicht besucht hat.

Den Rückweg beschloß ich nicht über die Berge zu machen, sondern der Küste entlang ums Kap Cumberland. Das verlängerte zwar den Weg beträchtlich, gab mir aber Gelegenheit, die nördlichen Dörfer zu besuchen, auch waren meine Träger damit sehr einverstanden, denn das Bergsteigen sagte ihnen gar nicht zu. Ich marschierte nach Mitternacht ab, um einen langen Marsch im Sande nicht am Tage machen zu müssen, da unter der Tropen-

sonne dieser schwarze Ufersand so heiß wird, daß ein Europäer auch mit Schuhen kaum lange darin waten kann und die Eingeborenen mit verzerrten Gesichtern nur wie Tanzbären über die Glut huschen können. Aber beim Abmarsch entdeckte ich, daß einer der gemieteten Träger weggelaufen war. Da ich um diese Stunde keinen Ersatzmann finden konnte und meinen Plan dieses Kerls wegen nicht ändern mochte, blieb mir nichts anderes übrig, als die Last auf die eigenen Schultern zu laden, und ich muß sagen, daß sie mir nach und nach doch sehr schwer schien, weniger wegen des Gewichts, als wegen des Druckes auf den ungewohnten Schultern. Es war aber insofern eine nützliche Erfahrung, als ich nun am eigenen Leibe die Nöte meiner Träger kennen lernte.

Trotzdem ich in dumpfer Wut dem pflichtvergessenen Träger schwarze Rache schwor, war der Nachtmarsch recht angenehm. Als der Mond ins Meer sank, hatten wir die mühsame Strecke hinter uns und legten uns zum Schlafe.

Bei Sonnenaufgang marschierten wir weiter, und ich erlebte viele Enttäuschungen, indem ich in keinem der vielen Häuser einen Träger für meine Last finden konnte.

Beim Mittagshalte in einem Missionsdorfe zeigten sich zwar einige Eingeborene geneigt zu helfen, versuchten aber, mir einen unerhörten Lohn abzupressen. Als ich zur Antwort mich selbst wieder belud, fand sich zuletzt einer, der die Sache auf sich nahm, und ich war recht froh, denn der Weg war noch lang und mühsam. Aber er hatte auch ein Ende, und die Nacht schliefen wir bei Kap Cumberland, dem nördlichsten Punkte des Archipels.

Ich fand hier zahlreiche Individuen, mit Hakennasen von oft ganz klassischer Form. Auch waren die Gesichter der Leute im allgemeinen viel edler, feiner und länger, als ich sie bis jetzt zu sehen bekommen hatte, auch ihre Hautfarbe war heller. Es war wieder ein neues Rassenelement in dem bunten Völkergemisch dieser Halbinsel. Ich erkannte später, daß es wahrscheinlich mit den Bewohnern der Banksinseln verwandt ist, wo ich ganz ähnliche Typen getroffen habe. Diese sind wohl der Westküste der Insel entlang südlich bis nach Aoré und Malo gedrungen, sind jetzt aber dort fast ganz ausgestorben.

Zwei genuß- und mühsalreiche Tage führten mich dann, immer der Küste entlang, zu meinem Ausgangspunkt nach Wora zurück. Diesen hatte mein Wirt verlassen, nachdem er den Keller in bemerkenswert kurzer Zeit trocken gelegt hatte. Der belebende Trunk, auf den ich mich während der letzten heißen Tage gefreut hatte, war mir so zu meinem Schmerze entgangen.

Beim einsamen Abendmahle störte mich das furchtsame Umherhuschen der Diener ums Haus. Sie hatten darin einen Teufel gehört. Ich sagte, sie sollten ihn schießen, aber aufpassen, daß sie keinen Irdischen töteten. Sie holten demnach ihre Gewehre und bewachten mit erstaunlichem Mute das Haus und meine Mahlzeit. Mehrmals schossen sie in die Dunkelheit hinein, aber ohne Erfolg, und dann verließen sie das unheimliche Haus. Die Ursache der Angst war eine jener zahlreichen Krabben, die zu gewissen Zeiten gern in

die Häuser kommen und durch ihr Kratzen mit den Krallen auf dem Wellblech des Daches Lärm machen. Ich fand den Sünder auch bald und zertrat ihn. Dann zeigte ich den Schwarzen den Teufel, worauf sie sich halb erlöst, halb zweifelnd ankicherten.

Nach einigen Tagen fuhr ich wieder zu Herrn F. nach Talamacco zurück.

Auf dieser Seite der Halbinsel hatten die Erdbeben noch schlimmer gehaust. Große Bergrutsche hatten stattgefunden, und zahlreiche Häuser und Hütten waren eingestürzt. Vom Schlamm der Bäche war das Wasser der Bai schmutziggelb. Das katholische Missionshaus war eingebrochen, wie auch alle gemauerten Neubauten der Herren Th. in Hog Harbour.

Meinen Wirt fand ich auf dem Bette schnarchend, Flaschen und Gläser lagen und standen in Unordnung auf dem beflecksten Tische, vor Anker lag ein Werbekutter; der Zusammenhang war leicht ersichtlich. Natürlich verkaufte auch dieser Werber Alkohol, und so verwüsteten denn einige Männer in ihrer Seligkeit das Haus eines ruhigen, stillen Mannes, der dafür ein „tabu" für Schnaps auf sein Haus legte. In der folgenden Nacht wurde er im Schlafe mit dem „Nal-nal", der Keule der Eingeborenen, überfallen und wäre totgeschlagen worden, wenn nicht zufällig Vorübergehende seine Hilferufe gehört hätten und herbeigeeilt wären, so daß der Angreifer entfloh. Der arme Kerl war arg zugerichtet; der Moli konnte aber den Täter ausfindig machen. Es war ein Eingeborener, den ich im Begriffe war zu engagieren. Er hatte im Hause jenes Mannes gelebt und an seinem Feuer gegessen und versicherte ihn in dieser Weise seiner Dankbarkeit.

Am Abend brachten sie den Verbrecher zum Hause, auch das Opfer humpelte an einer Krücke herbei, und es fand, unter dem Vorsitz des Moli und meines Wirtes, der sich das Amt eines Friedensrichters zugelegt hatte, eine Gerichtssitzung statt.

Die Menge hockte rings herum im Grase und verhielt sich ganz ruhig. Der Geprügelte erzählte und mimte höchst dramatisch seine Erfahrungen der vorigen Nacht, blieb aber dennoch ganz sachlich und leidenschaftslos, trotzdem man fühlte, welcher Haß in ihm glühte. Der Verbrecher war verstockt, einsilbig und hatte nichts zu seiner Entschuldigung vorzubringen, als daß er sich über jenes tabu geärgert habe (was übrigens nur ein Vorwand war, denn er hätte den Mann gern getötet, um seine nette junge Frau heiraten zu können). Die Frau des Mannes lächelte kühl und schien sich um nichts zu kümmern. Nach einer flammenden Strafpredigt sprach der Moli das Urteil: zwölf Peitschenhiebe, 1 £ Entschädigung an den Geprügelten und ein Monat Fronarbeit an der Straße. Ruhig wie sie gekommen, gingen die Leute weg, um sich das Peitschen anzusehen. Es fand statt am Orte der Tat.

Am folgenden Sonntagmorgen hörten wir aufgeregtes Geschrei in der Gegend des Dorfes, und bald kam ein Bursche hergelaufen und berichtete, die ganze Gesellschaft sei im Begriff sich zu prügeln. Mein Wirt sandte nach dem Moli, der auch bald mit seinem „Nal-nal" zur Szene eilte. Der Lärm

dauerte lange, dann und wann schlenderte ein Mann mit seiner Keule herbei und meinte, es gehe jetzt bald los. Herr F. zitierte alle vors Haus. Sie kamen auch, bewaffnet mit Ladestöcken, Keulen und Flintenläufen, aber nicht tödlichen Waffen, denn Tote sollte es nicht geben. Um die Handgelenke hatten sie noch, offenbar zum Schutz, Tücher und Riemen gebunden.

Wir baten sie, wenn sie sich prügeln wollten, das in der Lichtung zu tun, damit ich sie photographieren könne, wenn sie sich die Schädel einschlügen, und das kühlte sie merklich ab. Einer nach dem andern setzte sich nieder, es begann aufs neue ein endloses, aber diesmal ruhiges Hin- und Herreden, aus dem soviel zu erkennen war, daß niemand recht wußte, warum man eigentlich stritt. Einer wollte das gesagt haben, der andere jenes, alle leugneten ab, man sah sich gegenseitig mit dummen Gesichtern verlegen an. Dann berichteten sie, daß der presbyterianische Missionar dem Profossen von gestern seinen Ochsenziemer abgenommen hätte, was Herrn F. höchlichst erboste. Der Unwille warf sich auf den gemeinsamen Feind, schließlich schüttelten sich die Rädelsführer die Hände, und die bewaffnete, blutdürstige Gemeinde zerstreute sich nach angenehmem Plauderstündchen, und alle hatten den öden Sonntagnachmittag recht unterhaltend hingebracht.

Während des ganzen Tages hatten die zwei Boote des Werberschiffes am Ufer gelauert, ob vor oder nach der Prügelei nicht einige sich aufs Schiff retten wollten. Sie wurden aber enttäuscht.

Mehr Glück hatten sie am folgenden Tage, da ein ehebrecherisches Pärchen aufs Schiff floh. Der verlassene Gatte, ein impotenter Greis, hinkte hilfesuchend zum Missionar, der aber selbst einsah, daß man von der jungen Frau keine feurige Liebe zu ihrem mit Elefantiasis behafteten Manne verlangen konnte, und überredete ihn, sich die Frau mit einigen Pfunden abkaufen zu lassen, was dieser in Ermangelung einer anderen Möglichkeit auch annahm.

So vergehen die Tage und für den Eingeborenen die Jahre in dulci jubilo.

Vierzehntes Kapitel.
Im Santo-Peak-Distrikt.

Das letztemal hatte der Superkargo des Dampfers uns versichert, das Schiff werde diesmal am 20. des Monats ankommen. Ich hatte darum alle meine Habseligkeiten verpackt und erwartete stündlich seine Ankunft. Diese verzog sich aber bis zum 1. des anderen Monats. Die Wartezeit ist höchst unerfreulich. Es lohnt sich nicht, sein Gepäck wieder auszupacken, da man natürlich immer hofft, in der nächsten Stunde werde das Schiff erscheinen, ebensowenig kann man sich vom Hause entfernen, um die Abfahrt nicht zu verpassen. Man kann nichts Vernünftiges anfangen, und die immer enttäuschte Hoffnung, die Langeweile und das Gefühl des Zeitverlustes sind äußerst niederdrückend, weshalb diese Wartezeiten mir die unangenehmsten Stunden bereiteten, an die ich mich, trotzdem sie sich nur zu oft wiederholten, nie gewöhnen konnte. Wie auch schon oft, nahm ich Zuflucht zur Romanbibliothek des Herrn S. Diese bestand aber fast ganz aus jenen billigen Detektivromanen, so daß nach acht Tagen mein besseres Selbst energisch revoltierte und ich auch diesen Zeitvertreib aufgeben mußte.

Ich hatte hier die ersten Fieberanfälle, zu meiner Überraschung, denn ich hatte eine sehr strenge und gewissenhafte Prophylaxe mit Chinin durchgeführt. Allein es scheint, als ob man sich auf keine Weise ganz vom Fieber freihalten könne, jedenfalls litt ich von nun an während drei Monaten an Anfällen und allgemeinem Übelbefinden, das nur hier und da durch gesunde Tage unterbrochen wurde. Allerdings trat das Fieber nie so stark auf, als es wohl ohne Chinin der Fall gewesen wäre. Erst nach einem Aufenthalte in Noumea, während dem ich eine starke Chininkur machte, verließ mich die Malaria für etwa acht Monate.

Die qualvolle Wartezeit endete wie immer dann, als ich, des Wartens müde, mich auf einen längeren Gang vom Hause entfernt hatte. Noch zur rechten Zeit sah ich das Schiff, von der Hügelspitze aus, um schleunig umzukehren und mich einzuschiffen.

Wir fuhren erst zur Banks-Gruppe, wo ich nicht an Land ging, und dann nach Tassimaloum in Südwest-Santo. Der dortige Pflanzer, Herr C., empfing mich freundlich und quartierte mich in dem großen alten Hause ein, das von früheren Besitzern mit Mauern und Schießscharten umgeben worden war, zum Schutze gegen Überfälle der noch immer gefährlichen Inlandstämme.

Tassimaloum befindet sich an der Südwestecke von Espiritu Santo: an den Ausläufern der Bergkette, die den westlichen Teil der Insel bildet. In der Nähe ist der Santo Peak, „Lospuhun", der höchste Berg der Insel. Ich hoffte, hier im Gebirge die Kleinstämme vielleicht rein finden zu können, und plante eine Exkursion gegen den Peak, zugleich in der Hoffnung, denselben besteigen zu können.

Die Eingeborenen wohnen alle ziemlich weit inland und nur wenige kommen zur Küste. Ich mußte mich darum für Führer und Träger an ein Christendorf wenden, das an der Mündung des Dualappa, eines größeren Wasserlaufes etwas im Süden, liegt.

Ich ging dorthin und besprach mich mit dem Teacher. Ich erklärte ihm, daß ich neben möglichst vielen Eingeborenendörfern auch den Santo Peak sehen wolle. Es fanden sich einige Träger, die am nächsten Morgen zu kommen versprachen. Ich wartete aber vergebens und mußte darum nochmals in das Dorf gehen. Es stellte sich heraus, daß der angebotene Lohn ihnen nicht genügt hatte und, statt mir ihr Herz auszuschütten, hatten sie mich, nach Art der Eingeborenen, einfach sitzen lassen. Ich verdoppelte den Lohn, worauf sie am Abend denn auch wirklich anlangten. Die Leute gefielen mir jedoch nicht, sie schienen es sehr eilig mit der Rückkehr zu haben. Ich trat die Tour darum mit wenig Hoffnung an, und das Resultat war dementsprechend.

Das bisher schöne Wetter änderte sich am Tag der Abreise zu grauem, feuchtem Regen und Nebel, und diese blieben mir die ganze Zeit hindurch treu.

Die Gegend war wie überall im westlichen Gebirge: schmale, steile Bergrücken und tiefe Täler. Im allgemeinen nahmen uns die Bewohner freundlich auf, besonders da die Träger vom Dualappa aus dieser Gegend stammten und überall Freunde hatten. Ja, bald merkte ich, daß es ihnen mehr darum zu tun war, ihre Freunde zu besuchen und dazu noch bezahlt zu werden, als vorwärts zu kommen. Sie führten mich auf allerlei Kreuzpfaden, machten überflüssige Abstecher, deren Unnötigkeit ich erst nachher erkennen konnte, und kürzten die Tagemärsche möglichst ab. Auf diese Weise kamen wir nur langsam voran, allerdings sah ich viele Dörfer und Eingeborene und hatte in dieser Hinsicht mich nicht zu beklagen.

Ich fand dieselbe kleine Bevölkerung wie im Norden recht zahlreich vertreten, aber überall schon mit dem größeren Element vermischt, so daß ich auch hier mein Ziel, reine Klein-Stämme zu finden, nicht erreichte. Die Leute wohnen zwar in Dörfern, im Gegensatz zum Norden, doch sind diese Dörfer klein und umfassen selten mehr als vier bis acht Hütten. Diese zeigen eine eigentümliche Bauart, wie ich sie noch nirgends getroffen hatte. Die Dächer sind ziemlich flach, dafür sind aber hohe, aus Blättern hergestellte Seitenwände vorhanden. Das Hinterende des Hauses endet in einem Giebel, am Vorderende ist aber eine zweite, etwas kleinere Hütte quer angesetzt, so daß das Haus einen T-förmigen Grundriß hat. Es sind die besten Häuser, die ich im Archipel gesehen habe. Die Lebensweise ist nicht von derjenigen anderswo verschieden.

Ein Männerhaus findet sich nicht, die Männer schlafen bei den Weibern. Die Leute scheinen gesund, man findet viele Frauen und Kinder.

Von dem großen Erdbeben waren die Berge sehr zerrissen. In allen Richtungen klafften große Bergstürze, auf dem Rücken der Berge waren tiefe, meterbreite Spalten, wo die Erde auf beiden Seiten abgestürzt wäre, wenn die Wurzeln des Waldes sie nicht festgehalten hätten.

Man erzählte mir, ein Dorf mit etwa 39 Bewohnern sei verschüttet worden, was mich nicht wunderte, da die Dörfer oft an den steilsten Hängen angeklebt sind.

Die Bewohner hier haben keinen guten Ruf, sie gelten als treulos und kriegerisch, und ich kann mir denken, daß die kleinen Kerle, wenn sie aufgeregt sind, recht unangenehm werden können. Unter sich scheinen sie viel Fehden zu haben, und die Flinte ist ihr steter Begleiter.

Ich selbst fühlte mich nicht sicher, zumal auf meine Leute kein Verlaß war. Ich hatte einst einen unangenehmen Abend zu verbringen, als ich wegen einigem Taro eine Differenz mit einem Häuptling gehabt hatte. Die erst so freundliche Stimmung schlug ganz plötzlich um, und überall sah ich nur mürrische Gesichter und verstohlenes Schimpfen. Meine Leute schienen sich auf die Seite der Eingeborenen zu stellen — natürlich auf die stärkere —, und da man nie wissen kann, wie der Zorn der Leute plötzlich ausbricht, bereitete ich mich aufs Schlimmste vor. Mit meinen Waffen wachte ich die halbe Nacht. Vielleicht hat sich nur eine plötzliche Panik meiner bemächtigt, denn am nächsten Morgen schien alles vergessen, und ich fand meine Angst selbst lächerlich. Aber man kann mit den Eingeborenen hier nicht vorsichtig genug sein, weil sie nie offen handeln, und man nicht wissen kann, was man von ihnen zu halten hat.

Die jetzt offenkundige Untreue und Unwilligkeit der Träger ließ mir ein weiteres Vordringen zwecklos erscheinen. Sie führten mich zwar auf einen hohen Berg, von dem sie sagten, es sei der Santo Peak. Von dort hatte ich eine liebliche Aussicht auf die Südküste von Santo, die mit ihren Kanälen und Inseln wie ein japanischer Miniaturgarten tief unter mir lag. Auf der andern Seite sah ich aber auch den wirklichen Santo Peak hoch in den Wolken, durch mehrere Bergrücken von uns geschieden. Da auch die Vorräte ausgingen, befahl ich die Rückkehr.

Das war aber den Trägern nicht recht, sie hatten noch lange nicht alle ihre Freunde besucht, allein ich trieb sie nun, da ich den Weg beurteilen konnte, etwas mehr als beim Hinweg, und nach acht Tagen langten wir wieder an der Küste an.

Aber an jedem klaren Morgen, wenn ich von der Küste aus die breite Pyramide des Santo Peak hinter den Vorhügeln sehen konnte, wurmte mich der mißlungene Versuch, und obschon ich die Buschwanderungen in den letzten Wochen zur Genüge gekostet hatte, schmiedete ich neue Pläne, die nicht zur Ausführung gekommen wären, wenn nicht die Nachricht von einer mehrtägigen Verspätung des Dampfers mir noch eine Gnadenfrist geschenkt hätte.

Ich wollte die Besteigung diesmal von der Westküste aus versuchen, während ich das erstemal von Süden aus den Aufstieg unternommen hatte.

Auch wollte ich auf alle Nebenabsichten verzichten und nur mit meinen Dienern, das Gepäck auf ein Minimum beschränkt, in forcierten Märschen aufs Ziel losgehen. Eine Wolldecke, Feldküche und Essen für drei Tage nebst den nötigen Kleinigkeiten war die ganze Bagage.

Großen Ruhm versprach ich mir zwar von der Besteigung nicht, denn sie verlangte keinerlei besondere physische oder seelische Leistungen, aber ich hatte mir nun einmal jenes Ziel gesteckt und hoffte nebenbei auf eine lohnende Aussicht über die ganze Insel und einen großen Teil des Archipels.

Mit einer frischen Brise fuhr ich an einem Samstagmorgen von Tassimaloum nach der Pflanzung des Herrn B. ab. Der Wind war günstig, aber die See durch allerlei Strömungen und Gegenwinde aufgeregt. Oft hoben und senkten die breiten Wellen das kleine Boot in dem leicht glitzernden, tiefblauen Spiegel, während wir lautlos an den grauen Korallenfelsen entlang streiften, das Kap Lisburne umsegelten und so an die Westküste gelangten. Die Kokospalmen schwankten im Winde, aus dem dunkeln Grün des Urwaldes leuchteten die hellen Flecke, wo einige Palmen ihre Fiederbüschel vereinigten; dann und wann klatschte eine größere Welle an die Felsen, einige verwilderte Ziegen standen in verwegenen Stellungen auf den Korallenblöcken und schauten in ängstlicher Neugier dem Segel nach. Die Berge schimmerten durch blauen Duft als höchster der Santo Peak, blau, schweigsam und in feierlich ruhiger Silhouette.

Nach fünf Stunden landeten wir in Tassiriki, wo Herr B. mich empfing. Nahe bei seiner Pflanzung ist ein Dorf; er ließ diejenigen Eingeborenen rufen, von denen er wußte, daß ihnen die Umgebung des Santo Peak bekannt war. Es waren Lulu, Oloveli und Mariri, letzterer ein Idiot.

Wohl eine Stunde lang besprachen wir mit ihnen den Plan. Sie waren alle einig, daß ein hoher Berg von einem Dorfe Narunurua leicht zu erreichen sei. Sie versicherten, es sei der höchste Berg der Insel, und wenn wir auch aus verschiedenen Gründen Zweifel hegten, ließen wir es dabei bewenden, in der Überzeugung, daß es mir im schlimmsten Falle nur ergehen könne wie das erstemal. Am meisten erstaunte es uns, daß die Tour nach Angabe der Eingeborenen in drei Tagen sollte ausgeführt werden können. Ich hatte noch vier Tage bis zur Ankunft des Dampfers und wollte darum womöglich am anderen Morgen schon aufbrechen. Aber die Eingeborenen behaupteten, morgen, am Sonntag, nichts unternehmen zu können, und mein Versprechen, den Tag doppelt zu bezahlen, sowie die Versicherung, daß die Wanderung ja keine eigentliche Arbeit sei, hatten nur wenig Überzeugungskraft. Sie zogen sich nach einiger Zeit zurück, um die Sache zu überlegen.

Natürlich wurde nun der Plan in jeder Hütte besprochen und von allen Seiten beleuchtet und bekrittelt. Es wurde Abend und Nacht, aber die Eingeborenen ließen sich nicht mehr sehen.

Herr B. sandte einen Boten nach ihnen, der allerlei Ausreden brachte. Der eine hatte überhaupt nicht geantwortet, der andere sagte, er schlafe, und der dritte sagte, er habe keine Hosen an. Das ist die Art der Eingeborenen, ihre Unwilligkeit zu zeigen, nicht durch direkte Weigerung, sondern durch passives Gebaren. Sie finden das höflicher, als mit Worten die Bitte abzuschlagen; jedenfalls ist es für den, der an ihre Art und Weise gewöhnt ist, ebenso deutlich und bestimmt.

Ich hatte also zum mindesten noch einen Ruhetag vor mir, was mir nicht unangenehm war, da ich mich von einem Fieberanfall noch besser erholen konnte. War die Tour wirklich in drei Tagen zu machen, so verlor ich durch den Aufschub nichts.

Der Sonntagmorgen war sonnig und heiter, wie es ein Sonntagmorgen sein soll. Ich schlenderte mit Herrn B. durch seine Kokospflanzung, die mir wie alle anderen zu sein schien, auf die er aber äußerst stolz war, wie wohl ein jeder das Werk seiner Hände mit besonderer Liebe und Achtung betrachtet.

In langen rechtwinkligen Reihen standen die jungen Bäume, auf kurzem, dickem Stamm, so daß die Blattfächer aus der Erde zu kommen schienen. Zwischen den hellgrünen Büscheln brütete eine schwere, dumpfe Hitze, dafür verbreitete der schmale Waldstreifen zwischen der Pflanzung und dem Strand eine lockende Kühle. Ein frischer Bach sprudelte durch das Gehölz und ergoß sich auf die groben Kiesel, in denen die Brandung leise plätschernd sich verlief. Beidseitig rahmten dunkle, zerrissene Korallenfelsen den Strand ein, ihr Anblick wäre düster traurig gewesen, wenn nicht die üppige Vegetation auf ihrem Rücken auch hier von Leben und Fruchtbarkeit gezeugt hätte.

Von jenen Felsen aus sah man über die leuchtend blaue, einsame Fläche des Meeres, das in scharfer Linie am Horizont endete, hart wie eine Glasplatte oder wie eine Eisfläche. Kaum eine Welle war zu sehen, kein Schiff, kein Vogel oder springender Fisch, es war ein Bild starrer Einsamkeit, verachtenden Selbstgenügens, drohender Größe.

Gegen Mittag quollen dunkle Wolken über die Berge, aus der Gegend des Santo Peak, bald goß ein ungeheurer Platzregen in Strömen, rauschte im Gras, prasselte im Wald und fegte in Schauern über das Meer. Überall sprudelte, tropfte und spritzte es; gegen Abend hellte es auf, ein wunderbarer Sonnenuntergang folgte und eine klare Sternennacht.

Wieder ließen wir die Eingeborenen rufen, und diesmal kamen sie, und das Palaver von gestern wiederholte sich.

Nach ein bis zwei Stunden einigten wir uns darauf, daß Oloveli und Mariri mich begleiten sollten, ersterer als Dolmetscher und eine Art Vertrauensmann, Mariri als wegekundiger Führer. Herr B. schärfte ihm ein, ja nicht zu sprechen und keine Versuche zum Denken zu machen, da er sonst unfehlbar eine Verwirrung anrichten würde, und Mariri, in löblicher Erkenntnis seiner geistigen Unzulänglichkeit, versprach grinsend alles Gute und hielt es nicht.

Oloveli seinerseits, der mir als aufgeweckter, williger und tatkräftiger Mann gerühmt wurde, schien recht begierig, seinen Fuß auf den Gipfel des Santo Peak zu setzen.

Am nächsten Morgen marschierten wir ab, umstanden und angestaunt von einer kleinen Volksmenge, die sich offenbar den denkwürdigen Aufbruch der „Santo-Peak-Expedition" einprägen wollte.

Oloveli führte, Mariri und zwei meiner Diener folgten. Oloveli war ein äußerst rüstiger Fußgänger, ich hatte ihm meinen Rucksack umgehängt, um seine Eile einigermaßen zu mildern, aber trotzdem eilten wir den anderen weit voraus; erst nach Norden, dem Meer entlang über den Strand und durch die Pflanzungen der Eingeborenen. Dort brach sich Oloveli ein Zuckerrohr, das er im Gehen lutschte.

Vor uns fiel eine Felswand senkrecht zum Meer; auf einem schmalen Bande kletterten wir an ihr hinauf, neben uns das schwach bewachsene Gestein, zu Füßen das klare Meer, unter dessen Spiegel wir die alten und neuen Korallenriffe bis weit hinaus erkennen konnten. Es war, als schwebten wir über dem Wasser, weithin konnten wir die schaumgeränderte Küste mit ihren vielen Buchten und steilwandigen Felsmassen verfolgen.

Von da bog der Weg ab ins Innere, durch dünnen Wald. Es war ein angenehmes Marschieren im Schatten der Riesenbäume, zwischen deren Stämmen kleine Wildbäche über Steine und Geröll sprudelten. Die Tritte raschelten im halbtrockenen, modernden Laube, in der Ferne lockte eine Taube, sonst war es ganz still, nur dann und wann schauerten die Wipfel in einem unfühlbaren Winde. Es ging bergauf und bergab, zuletzt hatten wir eine steile Böschung zu erklettern. In dem schlüpfrigen Lehm war es schwierig, Fuß zu fassen, aber die zahlreichen Wurzeln erleichterten das Auftreten, dann kamen wir aus dem Wald auf eine steile Wiese, auf der mannshohes, gelbes Schilfgras im Wind raschelte. Hier brannte die Sonne unbarmherzig, das dürre Gras strahlte die Hitze zurück, und der Schatten des Waldes fehlte. Und der Berg schien kein Ende zu haben: der Auflösung nahe langte ich auf seinem Rücken an, die Folgen des Fiebers machten sich in unstillbarem Durste bemerkbar.

Wir passierten dort ein großes Dorf, aber außer einer Meute von Hunden und einigen Hühnern und Schweinen konnten wir kein Lebewesen sehen. Alle Bewohner waren weg, auf ihren entfernten Tarofeldern; die Hauseingänge waren durch vorgelegte Scheite sorgfältig verschlossen. Aus dem Innern hörten wir etwa das Grunzen eines Lieblingsschweinchens, das man nicht gern ins Freie lassen wollte.

Wir erreichten endlich den Kamm des Berges, von wo aus wir einen weiten Blick über die Uferhügel hatten, deren runde, etwas bewachsene Rücken steil gegen das Meer abfielen. Wir waren auf einer Höhe von 600 m, mußten aber gleich wieder auf 300 m hinabsteigen, in ein weites, wohlbewässertes Tal. Solche Steigungsverluste sind immer mit den Buschwanderungen verbunden, indem der Eingeborene, ungeachtet der Steigung, möglichst

immer den direkten Weg von einem Punkte zum andern wählt, auch nie den Wasserläufen folgt, sondern lieber den Bergkämmen.

In dem Tale trafen wir auf einige einsame Hütten, Mariri flüsterte mir geheimnisvoll die Namen ihrer abwesenden Besitzer ins Ohr, was mich herzlich wenig interessierte, ihm aber das A und O aller menschlichen Erkenntnis darzustellen schien.

Aus einer kühlen, mit breitblättrigen Sumpfpflanzen erfüllten Schlucht quoll eine frische Quelle. Mit einem gespaltenen Bambus hatten die Eingeborenen eine Brunnenröhre hergestellt, an der wir uns erfrischten und das Bächlein beinahe trocken tranken.

Von hier begann der Aufstieg in das Massiv des Santo Peak, und der Anfang versprach eine höchst strapaziöse Wanderung. Das Erdbeben hatte viele Wege verschüttet. Die Geröllhalden mußten wir traversieren, was nicht immer gefahrlos war, da die losen Trümmermassen leicht ins Rutschen kamen. Aber wir passierten jene Stellen ohne Unfall, um an einem fürchterlich steilen Hange hinaufklettern zu müssen. Glücklicherweise waren überall Bäume und Wurzeln, an denen wir uns emporziehen konnten, aber dieser Teil des Weges wäre entmutigend gewesen, wenn mir Oloveli nicht versichert hätte, daß nach Überwindung dieses Hindernisses der heutige Marsch zu Ende sei.

Wir erreichten auch wirklich einen Weiler und warteten außerhalb der Umzäunung, während Mariri, der dort eine Geliebte hatte, sich zu den Häusern begab, um uns anzumelden. Er kam aber bald etwas enttäuscht zurück mit der Nachricht, daß niemand zu Hause sei und alles in den Feldern arbeite.

Er führte uns einige Schritte weiter zu einer anderen Häusergruppe, die zwar ebenso verlassen war wie die erste, wo wir aber lagerten. Die Lage des Dorfes war romantisch schön, auf einer vorspringenden Bergkante, die auf beiden Seiten steil in tiefe, dicht bewaldete Täler abfiel. Wir sahen weit übers Meer hin, das im Dunst mit dem Himmel verschmolz, und die weite befreiende Aussicht wurde umrahmt von den niederen Bergen, die neben uns in langen, zackigen Kämmen gegen den Peak aufstiegen.

Während ich diese Aussicht genoß, beschäftigten sich die Eingeborenen mit materielleren, aber trotzdem sehr wichtigen Aufgaben. Einer holte Feuerholz im Walde, der andere füllte irgendwo den Kessel an einer schwach tröpfelnden Quelle und wusch den Reis. Ich wechselte die feuchten Kleider; bald konnten wir uns auch ans Essen machen.

Mariri hatte uns schon vorher verlassen, mit der Ausrede, Zuckerrohr zu holen, in Wirklichkeit aber, um seine „Flamme" auf dem Felde zu überraschen und seiner Liebe den geziemenden Tribut zu zollen. Seine Leidenschaft muß jedenfalls ungeheuer gewesen sein, sonst hätte er kaum das Essen im Stiche gelassen. Wir sahen ihn auch erst am Abend wieder.

Da ich nichts Besseres tun konnte, legte ich mich zu einer Siesta nieder, an deren vollem Genuß ich jedoch durch allerlei Ungeziefer verhindert wurde. Das versprach eine liebliche Nacht.

Am späten Nachmittag erschien eine Alte mit einem Mädchen. Sie schleppten von den Feldern her eine schwere Last: Holz, Yams, Taro, Zuckerrohr. Von uns nahmen sie keine Notiz, sondern verschwanden stillschweigend in einer Hütte.

Allmählich kamen die übrigen Bewohner, meist Weiber, dann auch das Haupt der Sippe, ein rüstiger, weißhaariger Alter, der mir freundlich entgegenkam und mir die Hand reichte.

Oloveli und Mariri hatten ihm die Harmlosigkeit meiner Absichten garantiert, so daß von Anfang an jenes Mißtrauen fehlte, das die Eingeborenen, nicht mit Unrecht, jedem Weißen entgegen bringen. Er sprach geläufig Biche la mar und fragte mich, ob wir irgend etwas bedürften. Obschon ich das verneinte, gab er den Weibern Befehl, uns Taro und Yams zu kochen, und schenkte uns eine Menge Zuckerrohr.

An dessen Genuß machten sich denn auch sofort meine Leute. Das Rohr wird gekaut, der süße Saft ausgesaugt und die Fasern ausgespuckt. Ohne Messer steht der Europäer dem harten und zähen Rohre hilflos gegenüber, der Eingeborene aber mit seinem mächtigen Gebiß zerreißt die Stengel mit Leichtigkeit und zermalmt sie. Es beginnt dann ein furchtbares Lutschen, Schnalzen, Schmatzen und Gurgeln, das den Neuling erschauern macht. Ich war aber an derartiges schon gewöhnt.

Über die ausgespuckten Reste, die überall den Boden bedecken, machen sich dann die Schweine her und saugen mit nicht größerem Geräusch die letzten Süßigkeiten aus und spucken den Rest ebenfalls auf die Erde. Dort trocknet das Zeug und wird vom Wind fortgetragen.

Abwechselnd rauchend und Zuckerrohr kauend verbrachte man den Nachmittag, und am Abend türmten die Weiber einen Berg in heißen Steinen herrlich gebratener Taroknollen vor meinen Leuten auf. Der Hauptgenuß bestand aber in einem „Lap-Lap“ aus Yams, der mit geraspelter Kokosnuß und Kokosmilch übergossen war.

Nach dem Lap-Lap brachten die Weiber gekochten Kohl. Es sind das die Blätter eines Strauches, die mit Wasser in einen Bambus gestopft werden. Der Bambus wird dann ins Feuer gelegt, und wenn er stark angekohlt ist, ist auch der Kohl gar. Man spaltet hierauf die Röhre und stopft sich das nicht übel schmeckende Gemüse in den Schlund.

Damit war der erste Teil des Mahles beendet, man setzte sich an die Feuer, plauderte und nagte an dem übriggebliebenen Taro bis tief in die Nacht.

Wir hatten uns unsere Lager erst in der Hütte hergestellt, fanden aber nur zu bald, daß das seine Nachteile hatte wegen des zahllosen Ungeziefers. Es waren die üblichen Flöhe, Wanzen und Schwabenkäfer, dazu aber eine Menge großer und offenbar recht hungriger Schweinezecken, scheußlicher, flacher, mit scharfen Zangen versehener Tiere, die sich in die Haut einzugraben versuchen. Sie sind der Kitt zu einer innigen Freundschaft zwischen Huhn und Schwein, indem die Hühner die Zecken mit Lust verzehren. Es ist ein alltäglicher Anblick, ein Schwein, wohlig grunzend, im Schatten liegen zu



Männerhaus auf Ambrym. Links davon eine Trommel, rechts hinter dem Bambusverschlag befindet sich eine Ahnenstatue aus Baumfarn. Ein großer Busch farbigen Krotons wächst hinter dem Hause.



Tanzplatz auf Aoba. Mit tischartigem Gestell, auf welchem dem Opfernden bei seiner Kastenerhöhung mit dem neuen Feuer die erste Mahlzeit bereitet wird. Davor ist symbolisch eine Banane gepflanzt worden. Rings um den Platz stehen Sicca-Palmen.

B. 51



Johnny und Jimmy
im Spital in Ambrym. Das drollige Freundespaar hat sich sehr für mich und meine Arbeit interessiert.



Ein Knabe aus Maevo,
der mit seinem tadellosen Gebiß mit Leichtigkeit eine Kokosnuß schälen kann.



Eine wichtige Arbeit:
Das Säubern der Haare von Ungeziefer, das nachher vom Besitzer der Jagdgründe mit Appetit verzehrt wird.

sehen, während ein Huhn, auf seinem Leibe stehend, mit scharfen Schnabelhieben den Schmarotzer aus dessen Haut pickt. Das Schwein kennt offenbar die Notwendigkeit der Prozedur, denn angenehm kann ihm die Operation kaum sein, da oft reichlich Blut fließt.

Ich hatte aber gar kein Verlangen, mich auf diese Weise mit dem Geflügel anzufreunden. Wir beklagten uns beim Hausherrn, und er lachte gemütlich: „Ja, es sei wirklich sehr viel Ungeziefer im Hause."

Da es eine klare Nacht war und wenig Tau fiel, legten wir uns ins Freie, allein es war schon zu spät, und erst gegen Morgen erlöste mich Schlaf von meinem emsigen Jagen.

Vor Tagesanbruch machten wir uns marschbereit; kalter Taro machte das Frühstück gehaltvoller, und als die ersten Sonnenstrahlen über die Berggipfel ins Meer fielen, zogen wir ab. Alles Gepäck ließ ich im Dorfe zurück, ebenso den Proviant, da man mir versprochen hatte, wir würden um Mittag wieder zurück sein.

Leicht und mühelos stiegen wir auf dem mässig steilen Kamm durch den taufrischen, schattigen Wald; der Alte aus dem Dorfe begleitete uns. Nach einer Stunde waren wir auf einem Hügel und hatten dort von einem Baume aus eine prächtige Aussicht auf die Südküste mit ihren Buchten und Inseln.

Mariri war sehr stolz, und ich gab zu, daß die Aussicht wirklich recht nett sei, aber ich wollte mich nicht länger aufhalten, sondern den Weg zum Santo Peak weiter verfolgen. Die Führer und der Alte sahen mich bedeutungsvoll an, dann wollte mir Mariri weismachen, wir stünden auf dem Santo Peak. Ich sagte ihm, der Santo Peak sei der höchste Berg der Insel, und er habe mir versprochen, mich auf denselben zu führen. Darauf hatten Mariri und der Alte die Frechheit, zu behaupten, dies sei der höchste Berg. Ich deutete stillschweigend auf einen höheren Gipfel, ganz in der Nähe, worauf sie zugaben, jener sei höher, aber er sei doch sehr weit weg und vor Mittag nicht zu erreichen. Sie lachten sich dazu geheimnisvoll an; Oloveli lächelte falsch, und alle wollten sich häuslich niederlassen. Allein ich wurde nun sanft dringlich und brachte dadurch die Kolonne wieder in Gang.

Mit großer Bedächtigkeit ging Mariri voraus, die anderen kamen verdrossen hinten nach. Es ging den gleichen Weg eine Strecke zurück, dann auf schmalem Kamm, in den das Erdbeben meterbreite Spalten gerissen hatte, an den Fuß des zweiten Hügels. Hier hörte der Pfad auf, und Mariri mußte den Weg durch den dünnen Wald aushauen. Er tat das mit bewundernswerter Langsamkeit und Sorgfalt, spaltete jeden Grashalm zweimal, so daß wir nicht rasch vorwärtskamen.

Dennoch standen wir schon nach anderthalb Stunden auf dem Gipfel der flachen Kuppe, und von einem Baume aus konnte ich jetzt in der Ferne den ersehnten Santo Peak sehen, von dessen Pyramide wir nur durch ein tiefes Tal getrennt schienen. Mariri war wieder mächtig stolz über seine Leistung; ich zeigte ihm aber den Peak und teilte ihm schonend mit, daß das mein Ziel sei. Er sah den Alten sprachlos an, der schüttelte den Kopf und sagte: dann

müsse ich dort übernachten, der Weg sei zu weit. Ich versprach ihnen dagegen, ich würde um Mittag droben sein. Wie zum Gang aufs Schafott schickten sie sich seufzend ins Unvermeidliche und spielten die Komödie so gut, daß ich selbst unsicher wurde und irgendein Hindernis argwöhnte.

Oloveli hatte sich mittlerweile entfernt und kam auf mein Rufen nur langsam herbei. Während er gestern tatkräftig und willig gewesen war, zeigte er sich heute mürrisch, widerspenstig und unfolgsam. Er weigerte sich, an der Spitze zu gehen, und da ich mich nicht mit Disputieren aufhalten wollte, ließ ich ihn stehen. Ich sah keine Ursache zu seiner unfreundlichen Haltung, aber die Eingeborenen sind häufig launisch und leiden unter Spleen. Schließlich schrieb ich den Widerstand purer Faulheit zu und ging darin auch nicht fehl. Man hatte keine Lust zu Bergtouren, fürchtete sich wohl auch vor den Bergbewohnern und hoffte, wenn man mich lange genug in die Irre führe, würde ich von meinem, wie ihnen schien, sinnlosen Vorhaben abstehen. Allein ich kannte diese Taktik von meiner vorigen Reise her, und nun, da ich das Ziel vor Augen hatte, wollte ich mich nicht darum prellen lassen.

Wieder spaltete Mariri jeden Grashalm, zuletzt blieb er gar mit sehr dummem Gesicht stehen und suchte nach der Richtung.

Nun riß mir die Geduld, denn in dem Tempo wären wir allerdings erst am Abend auf den Berg gekommen. Ich befahl meinen Dienern, mir zu folgen und wühlte mich durch das Dickicht ins Tal. Bergab war das keine Mühsal. Wir fanden eine Schlucht, in der spärlich Wasser floß, füllten dort unsere Flaschen in der Voraussicht, kein Wasser mehr anzutreffen, und handelten daran sehr weise.

Der Aufstieg auf der anderen Seite war sehr ermüdend. Der Boden war überzogen mit einem moosdurchwachsenen Netze modernder Baumstämme, durch das wir oft bis zu den Schultern einbrachen, und um den Leib schlangen sich Lianen und Farne, so daß wir uns mehr mit den Armen als mit den Füßen hinaufwinden mußten. In einiger Entfernung sah ich unerwartet Oloveli, der nach dem gleichen Ziel zu streben schien. Allmählich kam er uns näher, dann machte sich der falsche Kerl über die anderen lustig, die zurückgeblieben seien. Sie seien so faul! Ich sagte ihm, ich sei sehr erstaunt, ihn hier zu treffen, und kümmerte mich nicht weiter um ihn. Damit brachte ich ihn zur Vernunft. Er sah, daß er durchaus nicht unentbehrlich sei, und daß ich mich von meinem Vorhaben nicht abbringen ließ, und nachdem er eine Weile weiter gegrollt hatte, schloß er sich uns offen an. Es mag ihm wohl auch um seinen hohen Lohn Angst geworden sein oder ihn der Berg doch noch gelockt haben.

Endlich erreichten wir einen Kamm und fanden dort einen Weg, dem wir folgten. Er führte uns ziemlich direkt auf den Gipfel, aber wir hatten uns noch in häufige Auf- und Abstiege zu fügen.

Das bis jetzt prachtvolle Wetter änderte sich nun; wir waren in jenen Wolken, die sich meist gegen Mittag um den Peak sammeln und am Nach-

mittag als Regen sich über Tassiriki ergießen. Der blaue Himmel und die tiefen Blicke durch das Laub verschwanden, als dunkle Silhouetten zeichneten sich die Bäume am grauen Himmel, und von Aussicht war gar keine Rede mehr. Höhe und Feuchtigkeit der Atmosphäre hatten hier eine eigenartige Vegetation erzeugt. Farne und Moose trafen wir in viel größerer Zahl als in der Tiefe, auch soll hier eine besondere Taubenart vorkommen.

Da der Weg den Peak zu umgehen schien, beschlossen wir, wenn auch mit Seufzen, uns wieder durch den Wald zu schlagen, und unterzogen uns demgemäß aufs neue einer längeren Turnübung im Gestrüpp. Aber wie das erstemal erreichten wir den Kamm und fanden auch dort wieder einen Weg. Ich war erstaunt, auf dieser Höhe noch Wege zu finden; allein da die Täler sich alle gegen den Santo Peak hinziehen, sind um dessen Gipfel wichtige Pässe, und zudem gehen die Eingeborenen dort gern auf die Taubenjagd. Hier erlag einer meiner Boys den Strapazen. Er hatte sich gestern wahrscheinlich überessen, und da er heute noch nichts genossen hatte, wurde ihm übel. Er klagte über Kopfweh. Ich ließ ihn liegen und befahl ihm, auf unsere Rückkehr zu warten.

Der Rest des Weges war nicht mehr sehr beschwerlich, allein wir waren alle gründlich erschöpft und recht froh, als wir um Mittag den einen Gipfel erreicht hatten. Die andere Spitze war nur um weniges höher, aber ziemlich weit entfernt. Wir hätten ungefähr eine halbe Stunde lang dem Kamm folgen müssen, und da wir dort keine bessere Aussicht gehabt hätten als hier, verzichteten wir gern auf diesen letzten Triumph.

Der Wald war hier nicht dicht, die Luft rein und erfrischend, aber nach allen Seiten sahen wir nichts als grauen Dunst. Ich war etwas enttäuscht, denn ich hatte mir eine selten prächtige Aussicht versprochen und auf einen Überblick über die ganze Insel und die Berge Zentral-Santos gehofft, auch hatte ich jetzt nicht mehr die absolute Gewißheit, auf der höchsten Spitze zu stehen. Allein ich beruhigte mich in der Überzeugung, daß ich auf jenem Gipfel sei, den man vom Meer aus als Santo Peak erkennen konnte. Mein Barometer gab mir zwar nur 1520 m an, während der Karte 1660 m entsprochen hätten. Allein beide Angaben machen auf Genauigkeit keinen Anspruch. Ich deponierte hier eine Flasche mit meinen Personalien, doch ist sie wohl schon zur Stunde von irgendeinem Eingeborenen gefunden und als erfreuliche Beute nach Hause gebracht worden, oder die Ameisen haben den Kork gefressen, denn er roch — ich muß es gestehen — nach Absinth.

Wir waren hungrig, und da der Nebel sich vor Abend nicht mehr heben würde, begannen wir den Rückweg. Wir nahmen den leidenden Diener wieder mit, und Oloveli zeigte sich insofern nützlich, als ihm sein Instinkt eingab, dem Wege zu folgen und die Kletterei durch den Busch zu umgehen. Allein hätte ich im Nebel den Rückweg kaum finden können. Wir kamen auch wieder auf den erst verlassenen Pfad und begegneten hier zu meinem Erstaunen Mariri und dem Alten. Das Gewissen hatte ihnen offenbar geschlagen, und bedächtig, wie es dem Alter geziemt, waren sie uns gefolgt.

Sie zeigten aber wenig Zerknirschung, schienen im Gegenteil recht vergnügt, daß sie der beschwerlichen Steigerei entgangen waren. Etwas enttäuscht mag es sie haben, daß ich meinen Zweck trotz allem erreichte. Ich goß, so gut sich das im Gehen tun läßt, die ganze Schale meines Spottes über ihr Haupt, die einzige Rache, die mir zur Hand war — aber sie trugen die Prüfung geduldig und dachten sich jedenfalls im stillen, es sei doch auf diese Weise viel bequemer gewesen. Oloveli stand mir nach Kräften bei, denn sein Selbstbewußtsein war riesig gestiegen.

Von einer Lichtung aus zeigte mir der freundliche Mariri einen Kamm, der zu dem zweiten Hügel fast eben führte, und erklärte, wenn wir demselben gefolgt wären, hätten wir uns die Kletterei durch das Tal und den Urwald ersparen können. Ich hätte ihm für diese Eröffnung sicher eine Ohrfeige gegeben, wenn er sie früher gemacht hätte.

Er versprach, uns nun einen direkten Weg zu zeigen, auf dem wir das Dorf in kürzester Zeit erreichen konnten, und ich beging wieder eine Dummheit, indem ich ihm folgte. Er und der Alte hüpften nun mit jugendlicher Behendigkeit, die ihnen beim Aufstieg merkwürdigerweise gefehlt hatte, voraus, wir versuchten mit steifen Knien, Schritt zu halten. Der Marsch dauerte mehrere Stunden; wir kamen in ein enges Tal, um auf der anderen Seite wieder zur Höhe zu klettern. Bald erreichten wir einen Weiler, an dessen Umzäunung Mariri und der Alte mit den Insassen eine gemütliche Schwatzerei begannen. Nun wurde mir klar, warum Mariri uns durchaus diesen Weg führen wollte — die Pflicht mit dem Vergnügen zu verbinden suchend, hoffte er hier, einige alte Freunde und Freundinnen begrüßen zu können.

Ich wurde nun, besonders da ich sehr hungrig und durstig war, wirklich ungeduldig und verdarb darum Mariri seinen Genuß gründlich, indem ich ihn vor mir hertrieb.

Natürlich gings wieder steil bergab zum Fluß. Wir überraschten hier einige Weiber, die vergnügt im Wasser plätscherten, sich aber, durch unser plötzliches Erscheinen erschreckt, rasch unter die Uferbüsche retteten und sittsam mit dem offenbar unwiderstehlichen Mariri hinter einem Felsblock hervor Konversation machten.

Wir erfrischten uns in dem klaren Bache, der in schäumenden Sprudeln sich durch Felsblöcke zwängte, dann machte ich mich wieder daran, Mariri von den Schönen zu trennen, aber er zögerte und erzählte allerlei Unverständliches. Bei meinem Hunger und meiner Müdigkeit drängte dieser Konflikt rasch zur Katastrophe, aber der Alte, als deus ex machina, sauste wie ein Geschoß den Weg hinab in unsere Mitte. Er war oben im Dorf zurückgeblieben und brachte einen Arm voll delikaten Taros. Das änderte die Sachlage gewaltig, und voll Rührung über die Gastfreiheit der schwarzen Wilden, ließen wir uns zu hastigem Mahle nieder. Ein drohender Regen wartete auch gerade solange, bis wir fertig waren, dann trieb er uns nach Hause.

Mein Diener sammelte sorgsam die Taroschalen, die ich leichtsinnig

weggeworfen hatte, und warf sie ins Wasser, damit niemand mich durch die Reste meiner Mahlzeit verzaubern könne, dann führte uns der Alte wieder einmal steil bergauf. Der zahnlose Mariri blieb bei den Schönen zurück.

Zum Glück hatte auch diese letzte Prüfung ein Ende, gegen Abend langten wir im Dorfe an.

Ich ließ mir Tee kochen. Der Alte saß auf der Erde, umhockt von der ganzen Bevölkerung, und erzählte in großen Zügen die Ereignisse des Tages, die Details wurden auf den Abend verspart. Nachher trieb er die Weiber an, uns zu bewirten.

Sie brachten reichlich Essen und sorgten in jeder Weise für unsere Bequemlichkeit. Ich mußte es besonders einer Alten angetan haben, denn sie konnte sich so lange nicht beruhigen, bis ich ihr unappetitliches „Lap-Lap" gekostet hatte. Zum Lohn machte sie mir mit grotesken Gebärden eine Liebeserklärung; da sie aber über die Maßen häßlich und schmutzig war, konnte ich ihren Gefühlen meinerseits nicht entsprechend entgegenkommen, und zur Seelenfreundschaft konnte sich das Verhältnis nicht auswachsen, weil wir weder miteinander sprechen, noch uns schreiben konnten. Ihrer Bitte, sie nach der Küste mitzunehmen, konnte ich selbstverständlich auch nicht entsprechen.

Es war mir schon am ersten Abend die große Zahl der Weiber und die kleine Zahl der Männer aufgefallen, und ich erfuhr heute den Grund davon. Zehn Männer waren zur Küste gegangen, um dort einige Tage auf einer Pflanzung zu arbeiten. Sie trafen auf ein Werbeschiff, dessen Kapitän sie einlud, seine Waren an Bord zu betrachten. Ohne Mißtrauen waren sie gefolgt, worauf der Kapitän die Anker gelichtet hatte und abgefahren war.

Die Frauen sind nun für mindestens drei Jahre männer- und kinderlos, wenn sie sich nicht in andere Dörfer verheiraten. Wenn von den zehn Männern fünf je wieder zurückkehren, ist das viel, und diese fünf werden wahrscheinlich ein vereinsamtes, von einigen Alten bewohntes Dorf finden, wo vorher eine fröhliche und gesunde Niederlassung gewesen war.

Da ich meine Vorräte nicht mehr zu schonen brauchte und, um mich für die empfangene Gastfreundlichkeit erkenntlich zu zeigen, hieß ich für die Leute einen Topf Reis kochen und verteilte den Rest meiner Konservenbüchsen. Die Männer nahmen das wohl etwas blasiert auf, denn sie kannten Reis und Konserven. Den Weibern waren das aber ganz seltene Genüsse, o daß meine Gaben einen rührenden Jubel erzeugten.

Frische Bananenblätter wurden geholt und sorgsamst am Boden ausgebreitet. Auf diese Teller wurde dann mit beständigen Ausrufen des Entzückens der weiße Reis gehäuft. Hierauf setzte sich die Weiblichkeit im Kreise und wartete mit Ungeduld, bis die Männer das Mahl beendet. Aber der Naschhaftigkeit erlag doch hier und da eine Seele und holte sich mit schmutzigem, spitzem Finger ein Reiskorn, das sie mit Bedacht kaute. Auch in die Konservenbüchse tauchte man den Finger und leckte ihn prüfend ab. Es war eine eigentliche Schwelgerei.

Die Nacht schlich über das Meer; einem goldenen Sonnenuntergang folgte ein langes Abendrot. Fern auf dem matt glänzenden Wasser, klein wie eine Fliege, sahen wir ein Segel, bald verschlang es die Dunkelheit, aus der die Sterne aufstrahlten.

Ich legte mich schlafen, aber das Ungeziefer hielt mich trotz der Müdigkeit wach; die Weiber waren in den Hütten verschwunden, die Männer saßen ums Feuer, glaubten, ich schlafe und besprachen den Tag. Sie bedienten sich des Biche la mar, und ich lauschte.

Erst besprach man den Weg und dergleichen, dann grübelte man über den Zweck meiner Wanderung, konnte sich absolut nicht denken, warum ich die mühsame Besteigung eines Berges unternehme, einfach um nachher wieder herabzusteigen, und schließlich einigte man sich darauf, ich hätte irgendein verstecktes Ziel oder es fehle mir ein wenig im Kopfe. Meine Diener waren ja an derartige, für sie exzentrische Unternehmungen meinerseits gewöhnt und kümmerten sich wenig um deren Grund, solange es ihnen nicht zu schlecht ging und sie genug zu essen hatten.

Sie erzählten dann, ich sammle Schädel und verursachten von seiten der Eingeborenen mit Ekel, Angst und Gelächter vermischte Kommentare. Was ich damit wolle, war ganz klar, man konnte natürlich nur an Zauberei denken, und beruhigte sich schließlich in der Überzeugung, daß der eigene Kopf einstweilen vor meinen Teufeleien sicher sei.

Dann berichteten meine Leute von früheren Wanderungen, aber mit derartigen Ausschweifungen, daß ich sie kaum wiedererkannt hätte. Mein Diener gab vor, auf der letzten Reise die ganze Nacht gewacht und dadurch dreimal einen Eingeborenen verscheucht zu haben, der mir mit dem Gewehr nach dem Leben getrachtet habe. Davon hatte ich keine Ahnung gehabt, glaube auch nicht daran, um so weniger, als der Diener in dem Falle sicher geflohen wäre; aber es ging mir doch fast wie dem Reiter über den Bodensee, ein unbehagliches Gefühl rieselte mir nachträglich über den Rücken.

Man darf solche Übertreibungen den Eingeborenen nicht übelnehmen. Ihre Phantasie arbeitet wie die eines Kindes, und was hätte sein können, wird ihnen leicht zur Tatsache, wie sie z. B. auch völlig von der Existenz aller jener Gespenster überzeugt sind, vor denen sie oft in plötzlichem Schrecken im Walde die Flucht ergreifen.

Schließlich, nachdem je zwei der Eingeborenen ein schwach glimmendes Feuer zwischen sich bereitet hatten, legten sie sich um die Herdstellen und schnarchten in die kühle Nacht hinaus.

Andern Tages ging der Abstieg zur Küste, nach herzlichem Abschied von den Gastgebern — die häßliche Alte nicht zu vergessen —, mit leichtem Gepäck rasch vonstatten.

Es war ein strahlend klarer Morgen, jauchzend eilten meine Leute die Abhänge hinab, bis nach einer Stunde der Jubel abstarb und am Ziele Durst und Müdigkeit sie mürrisch machten. Aber die Pflege des Herrn B. brachte uns bald wieder ins Geleise, und die Besteigung des Santo Peak lieferte

ihnen neuen Stoff zu Erzählungen, in jedenfalls stets vermehrten und verbesserten Auflagen.

Nun war auch das schöne Wetter zu Ende, der Himmel blieb bedeckt, und feiner Staubregen fiel dauernd. Der Peak verbarg sich hinter den Wolken, und ich habe ihn nicht mehr gesehen, denn nach zwei Tagen langweiligen Wartens kam der Dampfer.

Kurz vor dessen Ankunft war die bis dahin glatte See plötzlich unruhig geworden, und in kurzem wälzten sich riesige Wogen von Westen her auf den Strand, ohne daß Wind zu spüren war. Es waren die Vorläufer eines Zyklons, der irgendwo tobte, und sie ließen seine Stärke ahnen. Die Wellen kamen parallel zur Küste, bäumten sich in ihrer ganzen Ausdehnung fast gleichzeitig auf und brachen mit dumpfem Donner zusammen, um dann zischend als weißer Gischt weit über den Sand bis in den Wald zu gleiten.

Ich verzweifelte daran, durch die Brandung zum Schiffe zu gelangen und resignierte mich in dem traurigen Gedanken, meinen Aufenthalt in Tassiriki um einen Monat verlängern zu müssen, was mir um so unangenehmer gewesen wäre, als mein gesamtes Gepäck eben in Tassimaloum an Bord gebracht worden war.

Allein Herr B. war von Jugend auf an das Meer gewöhnt und brachte uns, einen ruhigen Moment benützend, glücklich durch die Brandung. Er kehrte sogar noch zweimal zum Schiffe zurück, seine Produkte aber konnten nicht verladen werden.

Der Dampfer verfolgte dann sofort seinen Weg nach Süden weiter, Malekula entlang, und warf in einer Bai in der Südwestecke der Insel Anker, zeitig genug, um den Zyklon zu überstehen, der mit ungeheurer Wucht von Südost her wehte. Wir warteten zwei lange, ungemütliche Tage, denn der Regen strich wagrecht über das Deck, und da alle Luken geschlossen werden mußten, war es in den Kabinen unerträglich dumpfig und heiß. Man wünscht sich in solchen Lagen gern jene Gaben der Engländer, die einen völlig glücklichen und lebenswerten Tag hinter sich zu haben glauben, wenn sie zur Genüge gegessen haben, die Pfeife gleichmäßig brennt und jemand zur Hand ist, um über das Wetter zu diskutieren und die Haltung des Schiffes zu loben. Es ist das eine beneidenswerte Eigenschaft, die sie mit primitiven Völkerschaften gemein haben, und die wir Kontinentalen entweder für immer verloren oder noch nicht wieder erlangt haben. Denn auch die Eingeborenen schienen ganz vergnügt unter ihrem Zeltdache, rauchten, aßen, schliefen und plauderten und bestaunten die Maschinen und Krane an Bord.

Abends saß man um den abgedeckten Eßtisch; links sortierte ein Steward laut rasselnd Besteck, in der Mitte machte der Obersteward Konversation wie der Hausherr, und rechts tat die Stewardeß das nämliche und plättete dazu Hemden. Es war ein echter, heimeliger Familienabend und es roch übel.

Am Abend des zweiten Tages flauten Wind und Meer ab, der Dampfer verließ die Bucht. Früh am andern Morgen lag er im Osten von Malekula

auf spiegelglattem Wasser im Sonnenschein und setzte mich auf dem weißen Sand der kleinen Insel Atschin ab, deren nackte Bewohner mich neugierig musterten.

Dort stand ich etwas ratlos auf dem Strande und wußte nicht recht, was beginnen. Ich wollte nämlich nicht nach Atschin, sondern nach Dao, um dort meine Sammlungen, die ich im Missionshaus hatte liegen lassen, zu verpacken und mit nach Port Vila zu nehmen.

Bald aber lud mich der weiße Händler Herr S. ein, mit seiner Gastfreundschaft vorlieb zu nehmen. Ich war ihm dafür recht dankbar, denn es ist nicht angenehm, auf dem Ufer zu kampieren, wenn man es besser haben könnte.

Der geschwätzige Herr S. erzählte mir sein ganzes früheres Leben ausführlich und ließ durchblicken, er habe einst Medizin studiert und sei nur durch eine Augenkrankheit an der Beendigung seiner Studien verhindert worden.

Da wollte es das Unglück, daß ein eingeborener Knabe kam, der sich das letzte Glied des kleinen Fingers abgeschnitten hatte. Das kleine Ende hing an einem Hautfetzchen, das mit einer Schere durchschnitten werden mußte. Ich gab Herrn S. meine Instrumente und meinte, da er beinahe Arzt sei, werde er die Sache besser machen als ich. Herr S. sank aber totenblaß aufs Bett, welche Nervenschwäche mir bei einem Arzte merkwürdig schien. Ich erfuhr denn auch später, daß Herr S. allerdings mit der ärztlichen Profession zu tun gehabt hatte — aber nur als Kutscher eines Arztes.

Herr S. war mir jedoch in vielem sehr zu Diensten, auch überredete er die Eingeborenen, mich nach Dao zu bringen.

Ich landete also eines schönen Morgens bei meinem alten Freunde, dem Pater J. auf Dao.

Atschin, Rano, Wala, südlich von Dao, sind diesem in bezug auf die Einwohner und ihre Sitten recht ähnlich. Allein Dao zeigt meines Erachtens am deutlichsten jenen zauberhaften, geheimnisvollen Reiz, der mich jetzt wieder entzückte, wie bei meinem ersten Besuche.

Zwar der Zyklon der vergangenen Woche hatte viel verwüstet. Die prächtigen Feigenbäume hatten ihr Laub verloren, der Wald war zerzaust, überall war welkes Laub und kahle Bäume. Es war eine echte Herbststimmung, mit der herben Wehmut über vergangene Pracht, die um Ruinen und um den Herbstwald webt.

Die Bewohner waren aber so vergnügt als je. Der Franzose hatte sein Wort gehalten und die Männer wieder nach ihrer Insel gebracht. Sie schwelgten alle sichtlich in der Sonne ihrer Heimat, dem Nebel und Regen Santos entronnen, und auf dem Ufersand war fröhliches Leben wie zuvor.

Ich war etwa eine Woche in Dao. Da der Pater und ich leider vom Fieber heimgesucht wurden, waren wir weder sehr lebendig noch unternehmend. Dann ließ ich mich von den Eingeborenen wieder nach Atschin bringen, dort holte mich der presbyterianische Missionar, Herr G., in seinem Motorboot ab und brachte mich zu den Herren H. und Fl. in Buschman Bai auf Malekula.

Das Glück wollte es, daß Herr H. nach Port Vila reisen mußte und mich dorthin mitnehmen konnte. Nach schneller Fahrt warfen wir in Vila Anker. Der englische Resident Herr Morton King erwies mir die Ehre, mich als Gast aufzunehmen, so daß ich bald nach dem primitiven Leben in den Inseln in allem Luxus schwelgen konnte.

Ich verbrachte die Tage damit, meine Sammlungen, die ich hier in mehr oder weniger gutem Zustande vorgefunden hatte, zu packen, um sie nach Europa zu senden. Die Abende verbrachte ich in der anregenden Gesellschaft von Herrn King, der sehr viel gereist, ein guter Kenner des Orients ist und mir auch die englische Kolonialverwaltung mit ihrer großzügigen Duldsamkeit gegenüber dem Eingeborenen und seiner Kultur schilderte. Es werden mir daher die Wochen in Port Vila eine angenehme Erinnerung sein an eine Zeit behaglicher Erholung und reicher Anregung.

Mitte Februar 1911 bestieg ich den nach Noumea fahrenden „Pacific". Es erwartete mich in Noumea die Freude, meinen Berater und Freund, Herrn Dr. Fritz Sarasin, zu treffen, der, von Herrn Dr. J. Roux begleitet, eine gründliche Durchforschung von Neukaledonien unternehmen wollte.

Vielfach von Fieber geplagt, vergingen mir in dem langweiligen Noumea die drei Wochen bis zur Ankunft meiner Freunde langsam genug. Dann wurde ich aber für die Wartezeit durch Anregung und Ermunterung reich belohnt. Nur zu bald galt es für mich, wieder an die Arbeit zurückzukehren. In der Hoffnung, meine Freunde in den Neuen Hebriden begrüßen zu dürfen, rief ich ihnen ein herzliches Lebewohl zu, als sie an einem Regenmorgen nach dem Norden der Insel abfuhren. Leider konnten sie die Neuen Hebriden nicht besuchen.

Fünfzehntes Kapitel.
Noumea.

Es war ein winziger alter Kahn, der mich von Noumea nach den Neuen Hebriden zurückbringen sollte. Daß das Schiff schon zweimal beinahe und einmal wirklich untergegangen war, diese Gewißheit konnte das Vertrauen nicht stärken, das einen unbedingt verließ beim Anblick des jeder Bemalung baren Fahrzeugs, dessen wenig einnehmende Formen durch die überall leuchtenden Rostflecke, durch die Schadhaftigkeit der Brüstung und des schlecht-geflickten Tauwerks und durch Duft und Schmutz, in dem das Schiff zu weben schien, nicht anziehender gemacht wurden. Einstweilen paßte es aber zur Umgebung. Unter den verlotterten Buden am Kai war das Dock, ein großer, prosaisch gelb bemalter Schuppen, noch das respektabelste Gebäude, das weithin die Pfützen, Bleche, Bretter und zerbrochenen Schiffsteile beherrschte, welche den Pfuhl belebten und in der gelblichgrauen Sonne eines regnerischen Mittags wohlig zu modern schienen. Der Anblick einer Bakterienkultur unter dem Mikroskop mag einen ähnlichen Anblick bieten. Das einzige, einigermaßen gerade und zusammenhängende war die Kaimauer, neu repariert, weil die alte vom letztjährigen Zyklon zerrissen worden war. An der Mauer rieb das Schiff „La France" träge auf und ab, im schmutzigen, dunkelgrünen Wasser des Hafens. Die flache Bagnoinsel Nou schnitt mit häßlicher Wellenlinie den Anblick auf die offene See ab; irgendwo im Hafen rosteten die schwarzen Rippen eines gestrandeten Dampfers, daneben schlummerte eine langweilige Boje, kaum öder und leerer als das langweilige Noumea selbst mit seinem trüben Hafen, dem nicht einmal die Gegenwart von europäischem Postdampfer, Segelschiff, Kriegsschiff und zwei Küstendampfern Leben schenken können. Im Gegenteil. Die schwarzen Schiffsleiber vermehren noch den Eindruck von Ruß und Schmutz, den man sowieso schon hat.

Dennoch sind die Ankünfte und Abfahrten dieser Dampfer die gesellschaftlichen Ereignisse der Stadt, bei denen niemand, der als „Jemand" gelten möchte, fehlen darf. Es findet sich darum auch jedermann auf dem Kai ein, und der Reisende wird von vielen Händen und Taschentüchern begrüßt, deren Besitzer er nie vorher gesehen hat und kaum je wieder treffen wird. Man hat eben auch hier die Kultur nicht vergessen und ist sich vage bewußt, daß um das Zentrum Noumea sich eine kleine Welt gruppiert, der auch Europa angehört; wo? darüber ist man nicht ganz einig.

Es war natürlich auch ein Rendezvous bei der Abfahrt der kleinen „France“, aber ein bescheidenes, denn die Aristokratie durfte keine Bekannten an Bord eines solchen Schiffleins haben; es war aber trotzdem ein Rendezvous, hauptsächlich ein militärisches, denn mit mir sollten verschiedene Militärtopographen reisen. Wir hätten zwar am Montag fahren sollen — heute war es Freitag, hätten Punkt 12 abfahren sollen — jetzt war es ½2 Uhr —, aber man kann so etwas ja nicht so genau vorhersagen, man wünscht sich gute Reise und fährt damit noch eine halbe Stunde lang fort, über die Brüstung hinüber, während welcher Zeit immer noch etwas Vergessenes eingeladen und die Brücke vom Kai losgenestelt wird. Auch pfeift die „France“ öfters, so gut es der heiseren und brüchigen Pfeife gelingen will. Schließlich ist aber doch einmal ein Pfiff der letzte und wir fahren ab. Die weißgekleidete und die schwarzhäutige Gesellschaft bestaunt noch eine Weile das königliche Fahrzeug und verläuft sich, während wir mit erstaunlicher Schnelligkeit zum Hafen hinausgleiten. Eine wirre Fläche von weißen Blechdächern, durchbrochen von einigen Bäumen und die nächsten Hügel, dürr und braun, bilden den letzten Anblick der Hauptstadt Neukaledoniens; innerhalb des großen Barrierenriffs, das ganz Neukaledonien umgibt, fahren wir bis zum Ostende der Insel, dann fast direkt nach Norden gegen die Neuen Hebriden.

Ich besichtige das Schiff, in der Absicht, mich irgendwo niederzulassen, gebe aber bald jeden weiteren Versuch auf. Auf dem Hinterdeck ist Reisegepäck zu hohen Türmen aufgestapelt — meines natürlich zu unterst. Dabei führt eine steile Leiter zu den Kabinen, die um einen Eßsaal gruppiert sind. Dort riecht es nach Essen und — — das Tischtuch aus Sackleinewand ist merkwürdig schedig. Es kann doch kaum Schmutz sein, das wäre ja geradezu komisch — aber es ist doch Schmutz. Hm — dann ziehen wir die frische Luft doch vor. Die Treppe kann man nicht ohne Hilfe der Hände ersteigen — man kann die Hände nirgends waschen, es ist von jetzt an das einfachste, alle Reinigungsversuche auf später zu verschieben. Auf dem Deck ist ein zäher, schwarzer Schleim: Kohle, Erde, Brotreste, Streichhölzer und Küchenwasser.

Retten wir uns auf die Brücke, die für die „erste Klasse“ erweiterte Brücke (denn das Schiff führt, es ist schamlos, drei Klassen). Dort ist ein Tisch, eine zerrissene Drahtschnur zum Auslösen der Pfeife, eine rostige Ruderkette und ein quieksendes Steuerruder; auch ein sehr freundlicher Kapitän, der in erster Linie Zigaretten raucht und in zweiter uns auffordert, es uns ja bequem zu machen. — Gerne, wenn wir's könnten.

Von der Brücke hat man einen interessanten Blick über das niedere Mitteldeck. Der Brüstung entlang liegen Bretter, hoch aufgebeigt, zwischen denselben leiden 60 Kälber, 50 Schafe, 10 Ziegen, 5 Schweine und unzählige Hühner und Enten. Letzteren geht es am besten; sie haben ihre festen Käfige und leiden wohl kaum unter Seekrankheit. Auch die Schweine legen sich, wohlig grunzend, an eine warme Röhre, in eine Pfütze, an denen es auf Deck nicht fehlt. Erträglich geht es auch noch den Ziegen und Schafen. Als zierliche Klettertiere können sie auf den Röhren, Streben und Platten des

Decks Fuß fassen. Übel aber ergeht es den Kälbern, die ungeschickt überall hängen bleiben, sich die Beine verschinden, ausgleiten, hinfallen und dann still duldend liegen bleiben oder bei den Schwankungen auf dem nassen Deck hin und her rutschen. Vorn stehen vier große, gefüllte Wassertanks zum Tränken der Herde.

Das Deck ist beinahe auf Wasserniveau; schon jetzt, innerhalb des Riffs, wo das Meer ruhig ist, schlagen die Wellen fortwährend über die Brüstung. Das Schiff scheint mir überladen, aber ich verstehe ja davon nichts. Wir fahren ziemlich nahe an der Küste; überall leuchten die kahlen Hügel in rotem und gelbem Schimmer der erzhaltigen Erde. Wald findet sich nur am Ufer, zwei kleine Inseln sind mit Araukarien bestanden, die schlanken Bäume sehen aus wie die Stacheln auf einem Riesenstachelschwein.

Regenschauer treiben über die See, leider auch über das Deck der ersten Klasse; man kann sich nirgends hin retten, schickt sich aber auch in diese neue Heimsuchung.

Gegen die Dämmerung deckt ein überall fettiger Kellner, ein vollwangiger Jüngling mit rosafarbigem Teint, dem lange, kohlschwarze Ringellocken vom Haupt herab ums Antlitz wehen — also dieser Apollo deckt einen Tisch, und wer's vermag, macht sich ans Essen. Apollo hat unförmliche nackte Füße, zerrissene Hosen, wo sie am ehesten ganz sein sollten, und schmutzige Hände. Auf unserem Fahrzeug eine ganz stilgerechte Persönlichkeit.

Die Suppe durften wir noch in Ruhe genießen, beim Fleisch kamen wir in die berüchtigte „Passe de la Havannah", einen der wenigen Ausgänge aus dem Riff, das Gemüse mußten wir auf wild rollendem Schiffe verspeisen, denn mit der Dämmerung hatten wir das offene und ziemlich hohe Meer erreicht.

Nun schlugen auch die Wellen von allen Seiten über Bord, und der Bug des Schiffes bohrte sich in die Wogen, als wollte er sich nie wieder heben. Ein Gischtregen folgte dem andern und fegte prasselnd über Deck und die grollenden Passagiere „erster Klasse".

Ich stand beim Kapitän an der Brüstung. Es war jetzt eine dunkle Nacht; schwarze Wolkenfetzen jagten auf bleigrauem, mattschimmerndem Himmel vorbei, ein grünlicher Schein zeigte die Stellung des Mondes, am Horizonte flimmerte ein ungewisses Licht, aber das Meer war eine schwarze Tiefe, aus der die phosphoreszierenden Wogenkämme plötzlich auftauchten, rasch sich heranwälzten und dann mit Poltern aufs Schiff sich stürzten, als kämen sie von oben herab.

Ich sah dem Schauspiel zu, ohne andere Gedanken als Mitleid mit dem Vieh, das von einer Douche unter die andere kam, als der Kapitän mir in das Ohr flüsterte, es gehe gar nicht gut, das Schiff sei viel zu schwer geladen; er habe es gleich gesagt.

Ich sah etwas genauer zu, aber viel mehr war bei der Dunkelheit nicht zu sehen, als daß das Schiff sehr tief im Wasser lag, und daß der Bug sich in die Wellen grub, statt sich zu heben. Dafür schien ein feuchtes Pandämonium

auf Deck zu herrschen, es klatschte, floß und gurgelte, und die Kälber und Schafe schrien; auch fiel mir auf, daß das Schiff sich nur mühsam wieder aufrichtete, wenn es rollte.

Wenn ich mich darüber erst nicht sorgte, sah ich doch bald mit Unbehagen die steigende Erregung des Kapitäns, seine hastigen, flüsternden Beratungen mit dem ersten Heizer und dem Superkargo. Man, d. h. die vier nicht kranken Passagiere, begannen nun auch mit Besorgnis das Verhalten des Schiffes zu beobachten.

Da wir bei unserem Kurse die Wellen von der Seite hatten, ließ der Kapitän die Segel spannen, um das Schiff schief zu legen und das Rollen zu mildern. Allein die Wellen waren stärker als der Wind, das Resultat kein gutes; im Gegenteil, wir nahmen noch viel mehr Wasser ein als vorher, und das Schiff legte sich unheimlich stark über.

Der Kapitän seufzte, rannte hierhin und dorthin, schließlich ließ er die Segel wieder einnehmen und nahm Kurs gegen Lifu, einer der Loyaltyinseln. Wir hatten so die Wellen von hinten, was aber die Sache nur verschlimmerte, denn jetzt füllte sich das Deck von beiden Seiten, und da die Öffnungen der Brüstung durch das Holz verdeckt waren, konnte das Wasser nicht abfließen. Es lastete also auf dem schon zu schwer belasteten Schiffe noch das Gewicht einer großen Wassermenge, unter dem es sich noch tiefer senkte, und zwar — und dies machte die Situation wirklich ungemütlich — nur mit dem Bug. Infolge ganz ungeschickten Ladens sammelte sich alles Wasser vorn, drückte das Vorderteil in die Tiefe und hob das Hinterende des Schiffes so stark, daß vorn vier Fuß Wasser standen, während hinten das Deck trocken lag. Das ist auf ca. 20 m Decklänge eine recht starke Neigung, wir waren demnach im Begriffe, zur Tiefe zu dampfen.

Als ihm dies berichtet wurde, verlor der Kapitän völlig die Ruhe, er winselte: „Wir wollen doch nicht untergehen. Nein wir wollen nicht untergehen; aber wir werden untergehen! O weh! o weh! Wollen wir untergehen?" Ich versicherte dem Kapitän, daß ich wenigstens durchaus noch nicht untergehen wolle, konnte aber nicht umhin, mir das Meer etwas genauer anzusehen und mich mit dem Gedanken naher Bekanntschaft mit den kühlen, feuchten und dunkeln Wellen vertraut zu machen — ohne großen Erfolg. Vermehrt wurde die Unsicherheit durch das Gefühl, auf einem alten, schlecht unterhaltenen Schiffe zu stehen, an dem jederzeit im hohen Seegang eine Schraube brechen oder eine Fuge sich öffnen konnte.

Der Kapitän hatte inzwischen das Schiff gekehrt und bot den Wellen die Stirn. Aber immer noch konnte sich der Bug nicht heben, wenn auch das Wasser vorn nicht mehr so hoch stand.

Da auch dieses Manöver nicht half, winselte er noch stärker, wobei er immer gerade mich fragte, was ich von der Sache halte, und ob ich gern ertrinken möchte. Sein sinnloses Geschwätz und seine weibische Verzagtheit widerten mich zuletzt an; ein Passagier, ein ruhiger, erfahrener Seemann, gab schließlich den Rat, man solle die vier Tanks leeren und langsamer

dampfen. Das half; allmählich hob sich der Bug und stieg höher auf den Wellen, so daß wir weniger Wasser einnahmen. Aber wir mußten direkt gegen die See steuern, 120 Grad von unserem Kurs ab, ein Parallelfahren mit den Wellen war undenkbar.

Der Kapitän fand jetzt auch soweit seine Ruhe wieder, daß er eine allgemeine Konferenz halten konnte. Er erklärte, mit dem Schiffe nicht weiterfahren zu können. Der Superkargo war dafür, die Deckladung über Bord zu werfen und den Weg weiter zu verfolgen. Der Kapitän versicherte, es genüge nicht, bloß das Deck zu leeren, er kehre um. Wir waren damit alle zufrieden, und man nahm wieder Kurs gegen die „Passe de la Havannah". Wir mochten ca. 15 Meilen davon entfernt sein; gegen Mitternacht näherten wir uns wieder den Riffen und es galt, den Eingang zu finden.

Das war aber recht schwierig. Es sind zwar zwei Lichter beim Passe, allein die sind gerade so stark, daß man sie erst sehen kann, wenn man schon im Passe ist und sie eigentlich nicht mehr nötig hat. Um den Weg durch die vielen unregelmäßig vorgelagerten Riffe zu finden, ist man ganz auf sich selbst angewiesen. Das ist in trüber Nacht, wo jede Orientierung unmöglich ist, eine mißliche Sache. Der Jammer des Kapitäns begann darum aufs neue. Der Mann, der uns schon einmal gerettet hatte, übernahm auch jetzt wieder die Führung. Mit dem Heizer und einem Matrosen stieg er auf den Mast und hielt Umschau. Es war weder eine leichte Sache, bei dem stark rollenden Schiff den Mast zu erklimmen, noch von dort etwas Genaueres zu unterscheiden. Man rief sich denn von der Brücke zum Mast und wieder zurück zu, ohne sich zu verstehen, bis der Mann im Korb voll Schrecken herabschrie, man sei ganz nahe an einem Riff. Nun konnten auch wir auf der Brücke die schimmernde Linie der Brandung, nicht weit weg, sehen. An einen zweiten Versuch, die „Passe" zu finden, durfte man nicht mehr denken, es war daher das weiseste, nochmals den Bug gegen die Wellen zu wenden und möglichst rasch aus der gefährlichen Riffzone zu dampfen. Wir hielten uns die ganze Nacht gegen die Wellen, nur in genügender Fahrt, um das Schiff steuern zu können. Zum Glück legte sich der Wind ein wenig, und die Krisis war überstanden. Der Kapitän zog sich, wie er glaubte, zur wohlverdienten Ruhe zurück, und der erwähnte Herr übernahm das Kommando in der unfreundlichen Nacht, die uns Passagiere alle Augenblicke durch einen Regenschauer aus dem Schlafe weckte. Es war darum jedermann willkommen, als der Tag sich durch eine schwache Morgenröte anzeigte. Bald wärmte und trocknete die Sonne, der Kapitän ergriff mit fester Hand das Steuer, und diesmal konnten wir ins Riff einfahren und langten nach sonnenheller Fahrt um Mittag wieder in Noumea an.

Die erst spärliche Volksmenge, die uns am Kai erwartete, vermehrte sich zusehends, am auffallendsten war die Gruppe der Kapitäne, die alle gewichtig und kopfschüttelnd das Schiff musterten. Sie hätten ja alle gleich gesagt, das Schiff sei zu schwer beladen und seien gar nicht erstaunt, uns wieder hier zu sehen (wenn sie es nicht erstaunlich fanden, daß wir nicht

untergegangen seien) und meinten, es sei ein Skandal, daß die Hafenbehörde das Schiff habe abfahren lassen.

Auf der anderen Seite standen die Geschäftsleute, die gerade das Gegenteil behaupteten und über den armen kleinen Kapitän herfielen. Der rettete sich zu seinen Kollegen und holte sich dort neuen Mut, um die Vorwürfe der Reeder eine Zeitlang auszuhalten.

Wir Passagiere eilten, uns zu säubern, nachdem wir uns versichert hatten, daß das Schiff bedeutend entlastet würde; ca. 40 t auf 140 t.

Die Abfahrt war für den anderen Tag um 7 Uhr morgens angesagt. Wir fuhren natürlich erst um 11 Uhr und kamen bei ziemlich ruhiger See nach zwei Tagen in Port Vila an, ohne weitere Fährnisse erdulden zu müssen — abgesehen von den Leiden, welche die Unmöglichkeit, sich zu waschen, hervorruft.

In Port Vila war die „France" nun plötzlich ein großes Schiff, neben all den kleinen Kuttern, welche die Inseln befahren; sie war deshalb weder sauberer noch bequemer, um so weniger, als mehrere neue Passagiere an Bord kamen, unter anderem auch 40 eingeborene Polizeisoldaten, die nach Santo gesandt wurden, um dort Unruhen zu dämpfen. Die beiden Kommandanten, der französische und der englische, bildeten eine mir höchst angenehme Bereicherung der Gesellschaft. Allein die Brücke, d. h. erste Klasse, war jetzt wirklich überfüllt, und es war nur zahlreichen Seekranken zu danken, wenn Besteck und Teller ausreichten.

Meine Diener hatten die Gelegenheit benutzt, während des kurzen Aufenthalts in Vila sich bei irgendeinem französischen Schnapshändler schauerlich zu betrinken. Sie fielen aber, als sie an Bord stolperten, gleich dem englischen Polizeikommissar in die Hände, der ihnen das Vergnügen gründlich verdarb.

Am nächsten Tage langten wir in Epi an, wo ich ausstieg. Den Weiterfahrenden wünschte ich gute Reise auf der schönen „France".

Sechzehntes Kapitel.

Eine Pflanzung auf Epi.

Die Station der Herren Z. und H. ist eine der ältesten in den Inseln. Neben einer Pflanzung betreiben diese Herren hauptsächlich Handel, senden ihre kleinen Segler überall auf die Nachbarinseln, um von den Weißen und Eingeborenen Kopra zu kaufen. Es herrscht an der Station ein reges Leben, da immer eines der kleinen Fahrzeuge vor Anker liegt und aus- und einlädt, und weil von überall her die Eingeborenen kommen, um ihre Produkte zu verkaufen. In ihren offenen Segelbooten segeln sie oft von Malekula her; man sieht sie dann lange kreuzen oder bei Windstille mit der Strömung wegtreiben, denn zum Rudern sind sie meist zu faul. Aber schließlich finden sie doch die Passage durch das Riff; mit vielem Geschrei und Gelächter werden die Segel eingezogen, und der Anker fällt; dann watet die Gesellschaft ans Ufer, hockt mit den Palmblattkörben, in denen sich die Kopra befindet, vor einem der Schuppen nieder und wartet geduldig.

Es ist ein eigentümlicher, aber reizvoller Anblick, auf solchen Stationen in zivilisierten Inseln, wo alles sittsam in europäische Tracht gezwängt erscheint, die nackten Gestalten der echtesten Wilden mit ihrem grotesken Körperschmuck kauern zu sehen; es ist doppelt erfreulich, weil an den Bootsreisen meistens nur die kräftigen, jungen Leute teilnehmen, so daß die Schönheit ihrer nackten Leiber um so wohltuender auffällt unter den in schmutzigen Kattun gehüllten Schwarzen der Station.

Wenn es ihm gerade paßt, kommt der Angestellte, wägt die einzelnen Körbe, worauf sich alle in den Laden begeben, um zu kaufen. Es sind meistens Jagdpatronen, Messer, Äxte, Tabak, Pfeifen, Streichhölzer. Das sind aber nur die notwendigsten Bedürfnisse, der Eingeborene der Küste kennt heute auch Luxus und kommt zu unmöglichen Liebhabereien. Er bestellt teure Seidenstoffe, wie er sie irgendwo einmal gesehen hat, versucht sich mit Nähmaschinen und allem was seine Kauflust irgendwie reizt.

Infolge der starken Konkurrenz sind die Arbeitslöhne und die Preise für Produkte unvernünftig hoch; davon hätte der Eingeborene Vorteil, wenn er den Wert des Geldes kennte oder es vernünftig zu verwenden wüßte. Meistens jedoch gibt er es sofort wieder aus für irgendeinen Unsinn, zur Freude des Händlers, der auf allen Waren durchschnittlich 50 % Profit macht; oder er spart, um ein Schwein zu kaufen (es wurden für ein Hauerschwein schon bis zu 40 £ bezahlt), oder er vergräbt es. Es ist erstaunlich,



Wohnhaus eines Mannes von nicht sehr hoher Kaste.
In Ambrym. Der Zaun um seinen Hof besteht aus Knüppeln; höhere Kasten haben das Recht, Steinmauern zu bauen.



Ein Mann höchster Kaste auf Ambrym
vor der Tür der Hofmauer aus Korallenplatten. Rechts lehnt eine Ahnenstatue, auf der Mauer liegen Muschelhörner als Rangzeichen. An den Unterarmen trägt der Mann die Hauer aller von ihm geopferten Schweine.



Der Verfasser im Lager beim Vulkan von Ambrym.

B. 54

wie leicht sich der Eingeborene hier ein kleines Vermögen erwerben könnte und wie wenig er diese Gelegenheit benutzt, nicht nur aus Faulheit, sondern ebensosehr aus Bedürfnislosigkeit. Die Natur schenkt ihm Nahrung in Fülle, ohne daß er sich groß anzustrengen brauchte; Streichhölzer, Tabak und ein Messer sind alles, was ihm vonnöten ist, und diese Notwendigkeiten kann er sich mühelos verschaffen. Was er mehr verdient, kann er seinen Liebhabereien opfern, und so ist er trotz allem ökonomisch noch Herr im Lande. Nicht wenige Händler haben das schon zu ihrem Schaden gespürt, wenn wegen Mißhelligkeiten ein tabu auf ihre Station gelegt wurde, oder wegen Mißhandlung sich kein Arbeiter mehr bei ihnen engagieren will. Jeder Händler ist also möglichst zuvorkommend gegen seine Kundschaft und sucht, gleich dem modernsten Warenhause, die Begierde der Käufer durch stets neue und leuchtende Phantasiewaren zu reizen.

Vorsichtig und mißtrauisch ist der Eingeborene zwar, wenn es sich um den Kauf von Gebrauchsgegenständen handelt, aber leichtsinnig und verschwenderisch, wenn er eine gefüllte Börse hat und Luxusartikel bezieht.

Wir überlassen nun die handelnden Eingeborenen ihrem Schicksal und begeben uns zum Wohnhause, einem weiten, niederen Gebäude, mit weißen Wänden und breitem Dache und Veranden. Um das Haus ist ein Versuch zu einem Garten gemacht worden, aber er ist verwahrlost, die Pflanzen sind verwildert, Gras wächst auf den Wegen, und die Zäune sind verfault. Man fühlt, daß einst eine Frauenhand hier waltete und den Garten pflegte. Das ist wohl schon lange her, und niemand hat Interesse, die Umgebung des Hauses zierlich und freundlich zu gestalten. So nimmt denn die Wildnis wieder überhand und wuchert langsam und unmerklich dem Hause zu, nur da, wo beständiger Verkehr ist, hat sie ihre Herrschaft noch nicht wieder übernommen.

Im Hause selbst ist es sauber und freundlich; von der Veranda aus genießt man einen freien Blick über das Meer, in dem am Abend die Sonne versinkt.

Die Angestellten sind ruhige Leute, die wenig sprechen. Man hat sich nicht viel zu erzählen. Das Wetter und Spekulationen über Namen und Ziel der in der Ferne gesichteten Segler sind das wichtigste Thema. Nach dem Essen setzt man sich auf die Veranda, um sich in die jüngsten Zeitungen, deren die Post umfangreiche Rollen gebracht hat, zu vertiefen. Aber nur zu bald beginnt die Arbeit wieder. Das Bubu, das alte einheimische Muschelhorn, ruft die Schwarzen aus ihren Hütten, von den ewig glimmenden Feuern weg. Sie begeben sich steif und unlustig in die Pflanzung.

Der Ertrag der einzelnen Inseln an Kopra ist sehr verschieden. Während auf einigen die Kokospalme nur spärlich zu finden ist, sind andere Inseln förmlich von ihnen bedeckt; es sind hauptsächlich Aoba und Ambrym, zwei Inseln vulkanischen Ursprungs, auf denen das Wasser ziemlich selten ist, nicht der Regen, aber Quellen und Bäche. Man meint, daß der Eingeborene auf das Wasser der Kokosnuß als Getränk angewiesen und deshalb gezwungen war, viele Kokospalmen zu pflanzen. Diese Behauptung ist nicht ganz

einwandfrei, es ist aber doch Tatsache, daß auf Aoba und Ambrym der Eingeborene kaum je anderes Wasser als das angenehm säuerliche der Kokosnuß genießt.

Die Schwarzen arbeiten in der Pflanzung reihenweise, still schwitzend, in Sonne und Regen; die Frauen mit ihren Männern, oder, bei leichteren Arbeiten, in und um das Haus. Die Männer trennen sich ungern von den Frauen, sie sind eifersüchtig, lieben es auch nicht, wenn die Frauen unter sich ihre Gatten kritisieren können und sich gegenseitig zur Unbotmäßigkeit reizen. Auch haben verschiedene Pflanzer die Erfahrung gemacht, daß mehr Arbeit geleistet wird, wenn die Geschlechter gemeinsam arbeiten. Übrigens sind für leichtere Arbeit die Frauen viel nützlicher als die Männer, weil sie von Kindheit an ans Arbeiten auf dem Felde gewöhnt sind, während dem Manne, der in wohligem Nichtstun seine Tage verbracht hat, der Übergang zu regelmäßiger Arbeit nicht leicht wird. Es gibt Pflanzer, die es dem Eingeborenen nicht verzeihen können, daß er sich nicht in ihren Dienst drängt, allein, es ist schwer einzusehen, warum er es tun sollte; im Gegenteil ist es eher erstaunlich, wieso sich überhaupt noch Arbeiter finden.

Zu Hause schwelgt der Eingeborene in dauernder Faulheit, allerdings auch nicht selten in Langeweile. Jedes Bedürfnis kann er befriedigen, wenn er sich die kleine Mühe nimmt, etwas Kopra zu machen; denn er verdient damit in kurzer Zeit viel mehr Geld, als er im Jahre auf einer Pflanzung durch harte Arbeit sich erwirbt. Zu Hause ist er sein eigener Herr, hat seine Feste und Schmausereien, die auf den Pflanzungen selten sind.

Gegen Sonnenuntergang zeigt das Bubu den Feierabend an, und die einzelnen Gruppen schlendern zu den Quartieren, einfachen Strohhütten, in denen jeder eine erhöhte Schlafstelle und eine Kiste mit seinen Habseligkeiten hat. Aus einem großen Kessel holt er sich sein Essen, das der Koch der Woche bereitet hat, Reis oder Taro oder Yams, dazu Bananen und was sich gerade vorfindet.

Manchmal gibt es auch Fleisch; bei einigen Meistern nur selten, bei anderen häufig. Wo viel wilde Schweine sind, ist es das einfachste, die Männer am Sonntagmorgen auf die Jagd zu schicken. Es hängt dann von ihnen ab, ob sie ihren Braten haben werden oder nicht.

Nach der Mahlzeit sitzen sie um die Feuer und plaudern. Man bespricht die Ereignisse des Tages, klatscht und erzählt sich Märchen und Geschichten. Man weiß von allerlei Ungeheuern und Kobolden und regt sich manchmal so auf, daß unruhige Träume folgen, ja daß gelegentlich eine Panik ausbricht und die ganze Gesellschaft hoch und teuer versichert, es spuke, der und jener hätte den Teufel genau gesehen, so und so sehe er aus. Am bedenklichsten wird die Sache, wenn in einer Hütte jemand rasch gestorben ist. Das kann natürlich nur von Gift oder Hexerei herrühren, und gern unterzieht man sich der Mühe, in den Mußestunden anderswo eine neue Hütte zu bauen. Aber es tut nicht gut, wenn einem Pflanzer viele Arbeiter sterben, das spricht sich herum, und der Platz bekommt einen schlechten

Namen. Darum pflegt jetzt der Pflanzer seine Arbeiter sorgsam und wacht über ihre Gesundheit. Noch vor kurzem war das anders, und die Sterblichkeit unter den Arbeitern, die ja im allgemeinen der kräftigere Teil der Bevölkerung sind, stieg in einem Pflanzungszentrum bis zu 44 %. Man braucht sich also über das Verschwinden der Rasse nicht zu wundern.

Manchmal fährt abends auch der Tanzteufel in die Gesellschaft, besonders an mondhellen Sonntagsnächten. Man begibt sich dann auf den Strand, jubelt, tanzt und musiziert oft die ganze Nacht durch, oder man geht bei starker Ebbe aufs Riff und sucht mit Fackeln nach Langusten. So weiß auch in seinem monotonen Leben auf der Pflanzung der Schwarze sich allerlei Unterhaltung zu verschaffen.

Die Dienstzeit meiner Diener von Talamacco war in einem Monat abgelaufen. Sie fürchteten sich sehr vor anderen Inseln, was ihnen nicht so sehr zu verdenken war, denn sie sind ja außerhalb ihres Gebietes wirklich ihres Lebens viel weniger sicher als der Weiße. Auch hatten sie ja Noumea gesehen, ihren Zweck erreicht und wollten nach Hause. Sie ließen mich das durch systematischen passiven Widerstand merken, waren mürrisch, langsam, verschlafen, kurz in jeder Hinsicht widerlich, und da man ja nicht alle jeden Tag prügeln kann, wird das Leben auf diese Weise recht unerfreulich. Es schmerzt natürlich auch, für die gute Behandlung, die man ihnen angedeihen ließ, und die ja viel besser ist, als wozu man verpflichtet wäre, so wenig Dank zu finden. Allerdings ist zu bedenken, daß der Eingeborene nicht gewöhnt ist, vom Weißen besser behandelt zu werden, als in des Weißen eigenem Interesse liegt, und daß er daher bei jeder Freundlichkeit erwartet, dafür mit irgendeiner Leistung indirekt bezahlen zu müssen und darum auch jedes Geschenk nur mit Mißtrauen annimmt.

Ich fand unter den Umständen, es sei das beste, nicht auf meinem Rechte zu bestehen, sondern ihnen die Freiheit zu versprechen, sobald ich andere Diener hätte.

Siebzehntes Kapitel.

Von Epi nach Ambrym.

Ich fand in Epi wenig Originelles mehr, alle Eingeborenen sind bekehrt und bekleidet — also zivilisiert.

Nach einigen Tagen schiffte ich mich auf dem australischen Dampfer ein. Wenn man viel Zeit zur Verfügung hat, ist das Treiben an Bord recht unterhaltend. Aber mit Tagen darf man nicht rechnen, denn obschon mein Ziel, Ambrym, von Epi nur etwa 25 Meilen entfernt ist, dauerte es dennoch, dank den verwickelten Kreuz- und Querfahrten des Dampfers, vier Tage, bis ich mich ausschiffen konnte.

Am ersten Tage ankerten wir bei der kleinen Vulkaninsel „Lopevi“, einem Konus, der sich auf einer Basis von nur 6 km Durchmesser in regelmäßig parabolischer Linie zu der stattlichen Höhe von 1440 m erhebt, was also die durchschnittliche Steigung von 480 ‰ ergibt. Das bietet einen ganz eigenartigen, fast unnatürlichen Anblick, wenn man bedenkt, daß für unser Auge schon sehr steile Abhänge lange nicht diese Steigung haben. Man wird erinnert an die altertümlichen Holzschnitte, auf denen die Gebirge als Zuckerstöcke dargestellt sind, in dieser Form auch für den wagehalsigsten Gemsjäger mit dem eigenen Blute unersteiglich. Man sieht Lopevi selten ganz, meistens hängen Wolken am Gipfel oder auf halber Höhe; auch schwebt fast immer ein grauer Dunst um den Berg, der unvermittelt aus dem Wasser aufragt, wie die Kirchturmspitze eines versunkenen Dorfes.

Der nächste Morgen findet uns, Sonntagsruhe pflegend, in dem ausgezeichneten Hafen Port Sandwich auf Malekula. Mit einem anderen Passagier benutze ich den Morgen — es gießt zwar in Strömen —, um die nächsten Dörfer zu besuchen. Die Bewohner sitzen hüstelnd und schauernd in den rauchigen Hütten und sind froh, durch uns eine Unterbrechung des langen, ungemütlichen Tages zu erhalten. Wir kaufen einige Kleinigkeiten und kehren dann aufs Schiff zurück; es ist dort doch einladender als im Dorfe der Eingeborenen.

Am Montag fahren wir bei prachtvollem Wetter der Ostküste von Malekula entlang, alle paar Meilen vor einer Pflanzung ankernd. Hier wird Holz ausgeladen, ein ganzes Haus, dafür dann Kopra eingenommen. Das Motorboot bringt die Tender zum Ufer, dort tragen die Schwarzen die Säcke, nachdem sie gewogen wurden, durch die Brandung. In kurzer Zeit ist die Ladung gelöscht, und wir halten beim nächsten Pflanzer.

Der hat sich ein Pferd bestellt, und der aufregende Moment des Ausladens ist da. Dem ahnungslosen Tiere wird ein Gürtel um den Leib gelegt, an dem es plötzlich zur Höhe und über die Bordwand schwebt. Das ist ihm gar nicht angenehm, noch viel weniger, wenn es ins Wasser taucht. Es strampelt krampfhaft und stöhnt hoffnungslos, denn die von der langen Seefahrt steifen Beine versagen den Dienst. Aber man hält ihm die Nase über Wasser, und das Motorboot fergt die Last, die sich jetzt widerstandslos alles gefallen läßt, ans Ufer. Dort klettert das Tier heftig aufs Trockene, schwankt dann aber wie betrunken hin und her, weil ihm das Rollen des Schiffes zur lieben Gewohnheit geworden war. Das verliert sich bald, und in acht Tagen ist das Pferd gebrauchsfähig, ja, manches hat sich in der kurzen Zeit nur zu schnell vom lammfrommen Rekonvaleszenten zum allzu feurigen Streitrosse für unerfahrene Pflanzer gewandelt. Am anderen Orte landet man eine Kuh und einen Kakadu.

Nachts dampfen wir nach Pentecôte, dann nach Dip Point, am Westende von Ambrym, wo ich das Schiff verlasse.

In Dip Point ist das Spital der presbyterianischen Mission. Dr. B., der dortige Missionsarzt, empfängt mich in freundlichster Weise.

Die Lage des Spitals ist nicht malerischer als andere, aber die Umgebung ist so reizvoll, daß man sich kaum einen anmutigeren und beruhigenderen Anblick denken kann. Das Spital mit seinen Nebengebäuden steht auf einem Plateau, das sich sanft gegen das Meer senkt. Die Bäume wurden gefällt, **B. 39**
mit Ausnahme einer Anzahl gewaltiger Feigenbäume, die ihre Äste weit über den frischen Rasen wölben. Unter diesem leichten Schattendache spielt **B. 44**
immer ein kühler Wind, streicht von den Hügeln herab zwischen den vielfältigen Stämmen und Luftwurzeln durch, hinaus aufs leuchtende blaue Meer, aus dem fern Aoba auftaucht, und in dem Malekula versinkt. Eine freundlichere, ruhigere Erholungsstätte kann man sich kaum denken, und auch die eingeborenen Patienten, die nicht große Naturschwärmer sind, lieben es, mit ihren verbundenen Köpfen und Gliedern im kühlen Grase am Abhange zu liegen und ins Blaue zu träumen.

Herr Dr. B., ein ausgezeichneter Chirurg, hat eine zahlreiche Kundschaft im ganzen Archipel, denn auch die Eingeborenen fangen an, Vertrauen zu ihm zu fassen. Erst verlangten sie Bezahlung, wenn sie operiert worden waren, jetzt kommen nicht wenige auf eigenen Antrieb her. Das Spital faßt etwa fünfzig farbige und etwa sechs weiße Patienten und mangelt selten derselben. Es ist bewunderungswert, mit welch einfachen Mitteln Herr Dr. B. auch die schwierigste Operation zu gutem Ende führt. Seine Frau leitet die Narkosen und eine Krankenwärterin assistiert. Wieviel Gutes Herr Dr. B. der eingeborenen Bevölkerung erweist, ist kaum zu ermessen, und dieser Teil seiner Tätigkeit ist neben dem rein religiösen gewiß der wichtigere.

Der schlimmste Feind des Eingeborenen auf Ambrym ist der Alkohol, auf den direkt Dr. B. die hohe Sterblichkeit zurückführt. Alkoholverkauf an die Eingeborenen ist zwar ausdrücklich durch die Gesetze des Kondominiums

verboten, der Franzose kümmert sich jedoch um dieses Gesetz recht wenig und verkauft, ohne zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Es ist allerdings das einfachste Mittel, um reich zu werden, denn der Alkohol ist reines Fuselöl, Brennspiritus, mit einer Farbe in Kognak verwandelt. Die Flasche kostet höchstens 6 Pence und wird für 5 Schilling verkauft. Der Profit ist also nicht gering, und wenn im Tage mehrere, gelegentlich 60 Flaschen an einen Mann verkauft werden, so kommt im Jahre eine recht ansehnliche Summe zusammen — an Geld beim Händler, an Toten bei den Eingeborenen. Denn sie sind meistens arge Säufer, trinken vernunftlos, eine Flasche nach der andern, solange das Geld reicht, und vergiften sich im wahren Sinne mit dem schlechten Getränk. Langwierige Verdauungsbeschwerden sind oft die Folgen eines einzigen Mißbrauchs, oft Wahnsinn, oft nur Lungenentzündung — meistens natürlich auch Händel und Prügeleien. Man kann gelegentlich ganze Scharen von Eingeborenen, Männer, Weiber und Kinder, sich betrunken im Sande wälzen sehen; der Verkäufer hat seine Freude daran und macht gar noch mit. Viele wachen auch nie mehr aus ihrem Rausche auf.

Diese Vorgänge sind beiden Regierungen wohl bekannt und könnten auf französischer Seite so gut unterdrückt werden, wie sie es auf der englischen sind. Allein man scheint in maßgebenden Kreisen mehr Interesse an der Wohlfahrt eines entsprungenen Sträflings zu haben als an der der Eingeborenen, die doch einen hauptsächlichen Reichtum der Inseln bedeuten, abgesehen von rein menschlichen Überlegungen. Gerade hier in Ambrym hat sich die Bevölkerung noch am besten gehalten, ist noch ziemlich zahlreich und gesund, und gerade hier läßt man aber den Alkohol die meisten Verheerungen anrichten. Wenn nicht in kurzer Zeit hier eingegriffen wird, ist auch diese Bevölkerung dem Tode verfallen.

Achtzehntes Kapitel.
Dip Point.

Am nächsten Tage fahre ich mit dem Doktor der Nordküste entlang und habe Muße, die eigenartige Formation der Insel zu bemerken. Ungefähr in ihrem Zentrum ist der ca. 1000 m hohe Krater, in dessen riesigem Becken zwei Öffnungen nahe beieinander hohe Kamine aufgeworfen haben. Davon ist jedoch von der Küste aus selten etwas zu sehen. Meistens verdecken graue Wolken die Kratergipfel, man sieht nur die steilen Hänge, deren radial geordnete Rücken und Schluchten sich zu dem Rande des weiten Kraterbeckens hinziehen. Trotz der dichten Walddecke kann man an vielen Stellen deutlich den Lauf früherer Lavaströme verfolgen. Man erkennt die trägen Windungen der zähen Masse, wie sie langsam und stetig, alles verbrennend und zerstörend, zur Tiefe geglitten ist. Dort hat ihrem Laufe das Meer Halt geboten; in abenteuerlich knolliger und blasenförmiger oder teigförmiger Gestalt ist die Lava erstarrt, und noch jetzt tauchen aus dem Wasser die Blöcke empor, als ob sie erst gestern verhärtet oder gar noch plastisch wären. Alle paar hundert Meter findet sich am Ufer ein solches schwarzes Bollwerk, an dem die See sich weiß bricht, wie auch auf dem schwarzen, grobkörnigen Sande des Ufers. Bei trübem Wetter ist der Anblick dieser Küste ungemein düster, vorweltlich einfach, imposant. Man sieht die Wirkungen zweier Elemente, des Feuers und des Wassers, die sich gegenseitig Trotz bieten. Ungeduldig, unermüdlich schlägt die See gegen die Blöcke; in ewiger, stolzer Starrheit bieten diese dem Meere die Stirn, und der dichte Pflanzenteppich, der die allzu wilden Formen der Felsen mildert, ist nur ein leichter Flor, etwas ganz Nebensächliches, das weder für den Fels noch für das Wasser von irgendwelcher Bedeutung ist, eine quantité négligeable, vielleicht nur dazu da, den sonst zu gewaltigen Anblick für den Menschen erträglich zu gestalten.

Sie ist so viel großartiger, feierlicher, diese herbe Landschaft, in Dunkelbraun und Weiß, als der heitere gelbe Sandstrand der Koralleninseln mit dem blauleuchtenden Meere. Es ist wie Orgelmusik neben einem Walzer, wie Tat neben Spiel, wie eine Alpenlandschaft neben farbiger Blumenwiese.

Über Mittag habe ich Zeit zu einem Spaziergang landeinwärts. Direkt vom Strande steigt die Insel an in regelmäßiger Linie. Erst über die Lavablöcke, dann auf weichem, schwarzem Sandstaube, wie er aus der Luft sinkend die ganze Insel bedeckt. Nach langer Trockenheit ist es ein staubiger Marsch, herrlich ist es aber nach dem Regen. Der Sand ist dann weich wie ein Teppich

und doch zäh genug, um dem Fuße guten Halt zu bieten. Ich kam darum auch rasch zur Höhe in prächtigster Wanderung. Die einst so dichte Bevölkerung hatte die Insel überall kultiviert, so daß ich jetzt in einem riesigen verwilderten Garten ging. Allenthalben waren Bananen, Palmen, Brotfruchtbäume und andere Nutzpflanzen. Es war eine herrliche Mannigfaltigkeit von Grün; nach dem einförmigen Wald auf anderen Inseln ein entzückender Anblick. Wenn ich auch manchmal über dürre Grasstrecken gehen mußte, in denen die Sonne brannte und der Boden glühte, so führte doch der Weg jeweils bald in eine enge Schlucht in einem gelegentlichen Bachbette, von einem Riesenfeigenbaume überdacht, unter dem die schwarze feuchte Erde herrliche Kühle verbreitete. Hier und da aus dem Dunkel ein Blick aufs leuchtende Meer, tief unten, oder der Küste entlang, wo die Brandung einen weißen Gürtel um die Insel zog. Hier hatte das dunkle Eiland allen Ernst verloren, es war eitel Lieblichkeit, Farbe und Frieden. Nur zu bald mußte ich wieder umkehren, um die Rückfahrt nicht zu verpassen.

Das war der Anfang einer genußreichen Zeit. Mit Hilfe von Dr. B. konnte ich vier aufgeweckte Ambrymesen engagieren, willige und vergnügte Burschen, mit denen ich am Morgen jeweils die nahen Dörfer absuchte und mit Beute beladen nach Hause kommen konnte. Der Nachmittag verging mit Arbeiten im Hause.

Das Wetter blieb mir treu, die Wanderungen durch den taufrischen Wald, auf den weichen Pfaden in einer der zahlreichen Schluchten, kühl und schattig, mit kleinen Klettereien hier und da und herrlichen Ausblicken waren beinahe zu schön, um noch Pflicht zu sein, und jene Morgen werden mir immer teure Erinnerungen bleiben.

Früh am Tage erlebe ich beim Spital jeweils einen höchst lächerlichen Auftritt. Zwei Pferde sollen mit dem nächsten Dampfer verschifft werden. Früher war einmal ein Pferd dort durch den Lärm der Dampfwinden erschrocken, über Bord gesprungen und umgekommen. Dem will man nun vorbeugen und die Pferde rechtzeitig an Lärm gewöhnen. Es versammelt sich also am Morgen gewissenhaft die gesamte Männlichkeit des Spitaldorfes im Kreise um die Pferde, bewaffnet mit allen möglichen Lärminstrumenten: Rasseln, Pfeifen, Klappern, hauptsächlich aber alten Petroleumbüchsen. Auf ein gegebenes Zeichen fängt nun ein Höllenlärm an um die erstaunten Tiere, die sich ängstlich im Kreise drehen, einen Ausgang suchend, der aber durch die mit Stöcken bewehrten Männer verstellt wird. Erst wird die Sache sehr ernsthaft betrieben, allmählich kommt aber Begeisterung in die Menge, man fängt an zu tanzen, dann zu singen, schließlich artet es in ein eigentliches „Sing-Sing“ aus, indem die ganze Bande im Takte auf die Blechbüchsen trommelt, alte heidnische Tanzlieder singt und um die Pferde herumstampft. Das dauert etwa zehn Minuten, dann kommt man plötzlich zur Besinnung, hält ein, sieht sich gegenseitig an, beginnt furchtbar zu lachen und läuft dann weg. In vierzehn Tagen sind die Pferde sicher Lärm gewöhnt.

Die Kultur von Ambrym ist der von Malekula sehr ähnlich. Am deut-

lichsten zeigt sich das in der Tracht, die dieselbe ist. Die Männer tragen den Rindengürtel und den Nambas, den sie auch von Malekula beziehen. Die Weiber winden sich ein schmales Grasschürzchen in mehrfacher Lage um die Hüften. Es entsteht dadurch ein dicker, ausladender Ring, ähnlich dem Gebilde der Ballettänzerinnen, aber zierlicher. Es ist in der Tat eine kokette, etwas spärliche Kleidung, die beim Gehen vergnügt auf und nieder wippt. Die übrige Körperbedeckung ist eine dicke Lage Schmutz, Öl und Ruß, und der Duft der ganzen Persönlichkeit ist derart, daß auch ein Blinder ihre Gegenwart leicht bemerken könnte. Die Rasse scheint aber verhältnismäßig gesund, und eine besonders erfreuliche Erscheinung ist, daß kein Weibermangel zu herrschen scheint.

Die Dörfer sind meist offen, hier und da findet sich ein Zaun gegen Schweine. Die Häuser stehen dicht beieinander auf einem großen Platze; etwas abseits ist das Männerhaus und der Tanzplatz mit den eingerammten Trommelbäumen und den Ahnenbildern.

Die Wohnhäuser sind recht elende niedere Hütten mit Schilfgrasdächern und niederen Bambuswänden. Die Türen sind kleine, viereckige Löcher, etwa einen Fuß über dem Boden. Man kann nur auf allen Vieren in die Hütte gelangen, und die Schicklichkeit erheischt es, daß die Frauen rückwärts zum Hause hineinkriechen, was recht komisch aussieht. Oft schaut zu jedem Hause ein neugieriges Gesicht heraus, wie ebenso viele Hunde, die aus ihren Häusern bellen.

In der Regel ist aber das erste Ereignis, wenn man ein Dorf betritt, daß eine Schar Frauen und Kinder auseinander stiebt, erstere kreischend, letztere, als ob der „schwarze", d. h. weiße „Mann" sie holen wollte, hell
aufschreiend. Einige entferntere Gruppen bleiben mißtrauisch sitzen und B. 48
fangen beim Näherkommen an zu kichern. Dann schleichen auch ein paar Männer herbei, so ganz zufällig, neugierige Knaben folgen ihnen. Meine Diener erzählen, was ich bin und will: ein ungeheures Gelächter ist der erfreuliche Erfolg: man hält mich für völlig verrückt. Man bestaunt mich von allen Seiten, schüttelt den Kopf, will alles wissen, wie ich heiße, wo ich wohne, ob ich böse sei, ob ich Geld habe, was ich esse, ob ich rauche, trinke, wieviel Hosen ich besitze, wieviel Gewehre usw.

Das Resultat ist, daß man mich entweder für einen ganz gefährlichen Zauberer hält und sich zurückzieht, oder für einen Narren, den man ausbeuten kann. In dem Falle geht man geschäftig zur Hütte und holt irgendeinen alten Schund, um ihn teuer zu verkaufen. Mit ein paar bissigen Ironien kann ich mir die Ungeniertesten gewöhnlich vom Leibe halten und das Geschäft in vernünftigere Bahnen leiten; es dauert aber meistens lange, bis man weiß, was ich will, und die guten alten Stücke gehören regelmäßig einem anderen, der nicht da ist; eine höfliche Form, um zu sagen: das haben wir zwar, aber das kriegst du nie und nimmer. Es ist eine höchst unbefriedigende und aufreibende Beschäftigung, ein dauerndes Feilschen, Ermutigen, Bitten, Flehen, Schmeicheln. Geht man fort, so winkt einem dieser in eine Ecke und

gibt das Stück doch noch her, und dann jener und trennt sich auch von seiner Habe.

Stummes Entsetzen erregt es, wenn ich nach Schädeln frage. „Da drunten liegen eine Menge," sagen sie dann achselzuckend und deuten auf ein ummauertes Dickicht. Manchmal bringt einer einen Schädel an langer Stange.

Einmal erscheine ich mit Schaufel und Spaten in einem Dorfe. Aber meine Diener haben Angst, und so muß ich denn selbst arbeiten. Ein Mann lungert um mich herum, herbeigerufen durch das aufgeregte Geschnatter der alten Weiber. Er meint schließlich wehmütig, ich grübe ja seinen Papa aus (es war aber eine Frau), hilft aber zuletzt ganz interessiert mit und versichert mir, sein Papa habe zwei Beine gehabt, als ich erst lange nur eines finden kann. Aber wir fördern doch die ganze Frau zutage, samt Tabakspfeife und Armringen. Über und über schwarz von Vulkanasche komme ich aus der Grube und springe gleich ins Meer, und drei Tage lang spricht man von nichts als vom verrückten Weißen, der eigenhändig Knochen gräbt;
B. 66 ich bin ein Wundertier, man macht Ausflüge, um mich zu betrachten.

Wennschon die Suque hier sehr entwickelt ist, bestehen neben ihr noch andere geheime Männerbünde, deren Bedeutung aber im Schwinden scheint, und die heute vor der Suque zurücktreten. Die Bünde haben jeder sein
B. 49 eigenes Haus, so daß wir in den oft sehr großen Dörfern mehrere solcher Häuser finden. Diese nehmen die Stelle der hier fehlenden Gamals ein. Es hat aber jede höhere Suquekaste ihr eigenes Haus, das die niederen Kasten nicht betreten dürfen. Der Rang des Besitzers läßt sich erkennen an der Natur der Umzäunung; die niederen Kasten haben Holzzäune, die hohen solche aus Korallenplatten von verschiedener Höhe. In solchem Hofe lebt der hohe Mann, abgeschlossen von den übrigen, mit seinen Frauen, die ihm, anders als in Santo, kochen dürfen, wie hier überhaupt die Kasten- und Geschlechtertrennung der Suque nicht so tief ins soziale Leben einschneidet.

Es scheint überhaupt, als ob Ambrym mit seinem Kultus früher eine Sonderstellung eingenommen habe, obschon Rasse und Lebensweise auf nahe Verwandtschaft mit den anderen Inseln hindeuten. Gewisse Gottheiten und ihre Verehrung sind erst vor wenigen Generationen von Malekula aus importiert worden, so z. B. der Kult des Mali, über den nichts Genaueres bekannt ist. Noch heute kopiert man von Süd-Malekula Tänze und Opferzeremonien, und es gibt Männer, die sich für Monate nach Malekula in die Lehre begeben, um in die Tiefen irgendeines Kultes eingeweiht zu werden.

Auch übernimmt man gern Tänze und Gesänge, ja ganze Aufführungen und zahlt das Ausübungsrecht teuer. Es ist dies ein auffallender Schutz geistiger Urheberschaft, denn es darf niemand wagen, die Gedichte und Tänze eines anderen aufzuführen, ohne dafür zu zahlen. Es sollen manchmal ganz unterhaltende Tanzvorstellungen gegeben werden, doch konnte ich nie einer solchen beiwohnen. Man erzählte mir, daß einst das Zusammentreffen von Werbern dargestellt worden sei, wie sie sich nüchtern begegnet und dann

sichtlich betrunken geworden seien, um sich zuletzt in einem Scheinkampfe zu verprügeln.

Selbständigkeit hat Ambrym sich bewahrt in seinen Skulpturen. Wir treffen hier auf die Baumfarnstatuen, die in Malekula selten und wahrscheinlich von Ambrym übernommen sind. Ähnlich sind sie aber wieder in den Banksinseln. Es hat sich ein eigenartiger Stil entwickelt, der zwar mit dem von Dao Ähnlichkeit zeigt, aber doch durch das halbmondförmige Profil der Köpfe sich unterscheidet. Es finden sich hier auch viel öfter Darstellungen der ganzen Gestalt mit Armen und Beinen als in Malekula, doch sind auch da wieder die Statuen des von Malekula übernommenen Maki auszunehmen, denen Arme und Beine immer fehlen.

Eine Spezialität von Ambrym sind Frauenstatuen, die wir nur noch in Gaua als wahrscheinlich moderne Erfindungen treffen. Die Frauenstatuen haben kaum religiöse Bedeutung und scheinen nur zu Festen und als Kuriositäten hergestellt zu werden, wenn es sich nicht um Statuen geheimer Männerbünde handelt, wo allerlei Obszönes im Ritus vorzukommen scheint.

Oft findet sich an Statuen vorn eine Tierfigur angeschnitzt, ein Roche, Eidechse, Fisch oder Vogel. Es ist fast zweifellos, daß dies Reste von Totemismus sind und die Ahnen des Ahnen oder wenigstens das Totemtier der Sippe darstellen. Totemismus ist jetzt aber fast vergessen, und auf Fragen über die Bedeutung der Tiere erhält man noch wirrere Antworten als sonst.

Es ist streng zu unterscheiden zwischen Ahnenbildern und Geisterbildern. Zu den letzteren gehören die Statuen des Maki, die anderen bilden die Mehrzahl jener Idole, die in der Nähe der Tanzplätze im Gebüsch stehen. Oft sind solche Statuen mit Kalkbrei überstrichen und erscheinen in rot und weiß gefärbten einfachen Zeichnungen.

In ihrer Nähe bläst der Ambrymese in der Dämmerung auf seiner Bambusflöte und lockt den Geist des Ahnherrn herbei. Irgendein Geräusch, ein Rascheln oder das Fächeln eines Blattes in der Nähe der Statue zeigt ihm die Ankunft des Geistes an, dem er dann sein Leid klagt, und den er um Hilfe bittet. Er opfert ihnen auch Schweine und hängt die Kiefer an die Statuen. Die Vorstellungen über das Jenseits und die Seele scheinen nicht wesentlich von denen in anderen Inseln abzuweichen.

Es ist aber recht wichtig, in der anderen Welt einen Ausweis über seine geopferten Schweine zu haben, und darum trägt der Ambrymese gern die Hauer des wertvollsten Schweines als Brust- oder Rückenschmuck oder als Armring mit sich herum und läßt sich auch damit begraben.

In der Mitte der Tanzplätze stehen die Trommeln, weniger zahlreich als in Malekula, aber dafür besserer Qualität. Die Köpfe sind hier vom Trommelleib abgeschnürt, freier und selbständiger behandelt. Auch an den Trommeln ist die Kaste des Besitzers zu erkennen, indem sie desto mehr Köpfe tragen, je höher die Kaste des Besitzers ist. Man findet daher oft drei Köpfe, einer über dem andern, auf dem langen, sich verjüngenden und etwas nach vorn gebogenen Ende der aufrecht stehenden Trommel. Die Arme sind

stilisiert und schlingen sich als gewelltes Band um die drei Köpfe, endigen aber meist in gut ausgeführten Händen. Die Trommeln haben mehr in der Länge große Dimensionen und sind meistens viel schlanker als die von Malekula. Es ist dementsprechend auch die Tonfülle schwächer und die Trommelkunst wenig entwickelt.

Liegende Trommeln finden sich wohl, aber sie sind klein und sind wahrscheinlich von anderen Inseln importiert.

Auf den Tanzplätzen hocken um die Trommeln meistens ein paar Männer. Gelegentlich spielen sie, indem sie sich gegenübersitzen und mit kleinen Muscheln nach einer anderen Muschel werfen, die der Gegner vor sich in die Erde gesteckt hat. Man scheint aber weder zu gewinnen noch zu verlieren, was ja bei unseren Spielen das wesentliche ist, sondern sich nur zu üben, stunden-, tagelang.

Ein anderes Spiel streift schon fast ans Überirdische. Von zwei Männern hat einer sechs Kiesel, der andere fünf. Abwechslungsweise legt jeder einen Stein hin und nimmt sie wieder zurück, wenn er alle vergeben hat. Dann hat der andere sechs Kiesel und der eine nur noch fünf. Man sieht sich an, staunt und macht den Versuch nochmals. Nun hat wieder der eine sechs und der andere nur noch fünf Kiesel. Zu merkwürdig! Jeder hat doch die Steine hingelegt und sie wieder genommen und nun springt dieser sechste Kiesel einmal in die Hand des einen, dann in die des andern. Da ist Hexerei dabei, das kann nicht mit richtigen Dingen zugehen, und man versucht es wieder und wieder, jedesmal mit demselben rätselhaften Resultat. Unbegreiflich! Man spielt und spielt stundenlang, mit geheimem Schauer, sieht sich jedesmal aufs neue verblüfft an, und des Kopfschüttelns und Wunderns ist kein Ende. Es ist eben doch zu merkwürdig! — Ist es nicht ein beneidenswertes Stadium, wenn man noch mit solch unschuldigen Lebensrätseln die Tage verbringen kann? Überhaupt sind Spiele in Ambrym recht beliebt. Man kennt Kreisel, Brummkreisel, sehr geschickt aus Nüssen hergestellt, und sportartige Spiele, wie das Werfen von Ruten und Wurfhölzern, wobei sich oft ganze Dörfer miteinander messen.

Lassen wir die Leute bei ihrem Spiel und kehren wir zurück durch die schattigen schmalen Pfade, zwischen den lebendigen Hecken, die beidseitig wohlbepflanzte Felder einzäunen. In dem dicht bevölkerten Distrikt reiht eine Pflanzung sich an die andere, stundenlang beinahe gehen wir den Zäunen entlang, bis wir in das Bachbett eintreten, das uns bald zum Meere führt.

Neunzehntes Kapitel.
Port Vato.

Nachdem ich die Umgebung von Dip Point abgesucht hatte, wanderte ich dem Ufer entlang nach Port Vato in der Mitte der Südküste. Dort war ein längst verlassenes Missionshaus, wo ich wohnen konnte, inmitten einer dichten, noch ziemlich primitiven Bevölkerung. Jetzt ist sie durchweg pazifiziert und lebt nach außen in fröhlicher Eintracht. Wenigstens können die Bewohner nun überall hingehen, was früher eine höchst riskierte Sache war. Die meisten Dörfer lebten mit ihren Nachbarn in blutiger Fehde, so daß kaum ein einzelner sich aus dem Dorfe wagte, und die Männer gemeinsam die in den Feldern arbeitenden Frauen bewachen mußten. Die Unsicherheit war derart, daß viele Bewohner von Dörfern, die nur zwanzig Minuten vom Meere entfernt waren, dieses nie von nahem gesehen hatten. Diese Zustände gehören aber schon zur alten Geschichte, d. h. sind seit zehn bis zwanzig Jahren verschwunden, und die Bevölkerung freut sich im allgemeinen der neuen Ordnung, mit Ausnahme einiger Bösewichter. Es ist aber kein Zweifel, daß die alten Fehden sofort beginnen würden, wenn man die Eingeborenen wieder sich selbst überließe.

Ich konnte also mit meinen Dienern, die vom anderen Ende der Insel stammten, ruhig zirkulieren. Nur meinem Diener von Santo war es nicht ganz geheuer, und er entwickelte plötzlich ein fabelhaftes Kochtalent und viele Liebe zum Tellerwaschen, da er als Koch mehr Recht hatte, während der Ausflüge zu Hause zu bleiben. Er hat sich später mit meinen Ambrymesen ganz gut angefreundet, trug geduldig ihren gutmütigen Spott wegen seiner Schwerfälligkeit kam bei späteren Ausflügen ganz tapfer mit und bekam immer die schwerste Last zu schleppen. Einmal nahm er die Jodoformflasche, um ein Huhn mit diesem vermeintlichen Curry zu würzen, oder er wischte eine unsaubere Tasse mit seinen Fingern aus; aber das waren Vergehen aus bester Absicht, und ich war vorsichtig genug, mich nie für die Details seiner Kocherei zu interessieren.

Wie in Dip Point besuchte ich am Morgen die Dörfer. Es hatte sich mir ein überaus gescheiter Mann gleich am ersten Tage als Führer anerboten. Mit dessen Hilfe war es mir möglich, eine Menge Stücke zu erlangen, die ich sonst nie zu Gesicht bekommen hätte. Er hatte ein wirkliches Verständnis für das, was ich haben wollte, und bestrebte sich, mir alles zu zeigen.

Da kamen denn die Weiber herbei, auf den Knien rutschend, denn anders dürfen sie sich vor den Männern nicht bewegen, und reichten ihre bescheidene Habe dar, Matten, Körbchen, Armspangen, auch die Männer kamen mit Kleinigkeiten. Es ist dabei auffallend, daß sie selten ihre Stücke selbst anbieten, sondern sie einem Dritten zum Handeln übergeben. Es geschieht dies nicht nur, weil sie oft der Sprache nicht mächtig sind, sondern ebensosehr, um den Spott zu mildern, der unfehlbar über sie ausgegossen wird, wenn ich das Stück nicht kaufe oder den gewünschten Preis nicht bezahle. Es ist das ein Symptom außerordentlicher Empfindsamkeit oder Stolzes der Leute, die jede Verweigerung, jedes Neinsagen oder jede Ungefälligkeit zweifellos tief fühlen. Es mag das den überraschen, der sich die Naturvölker als Wilde oder halbtierische Wesen vorstellt, die jedes feineren Gefühls unfähig sind. Jeder aber, der mit ihnen verkehrt, wird gelegentlich diese delikatere Seite ihrer Veranlagung beobachten können, in der Höflichkeit, der sie sich auf ihre Weise gegen jeden Weißen befleißigen, in der freundlichen, zuvorkommenden Art, in der sie untereinander verkehren, in der großen Überwindung, die ihnen das Aussprechen der natürlichsten Bitte kostet. Das oft protzige, unverschämte Wesen, mit dem sie einem Weißen entgegentreten, ist manchmal nur der Deckmantel für große Verlegenheit und Befangenheit, womit allerdings nicht behauptet werden soll, daß es keine unverschämten Burschen unter ihnen gäbe.

Ich hatte eine tägliche Illustration, wieviel Überwindung das Aussprechen einer Bitte kostet, wenn die Diener ihre Büchse Konservenfleisch holten. Sie wußten genau, daß sie jeden Tag eine Büchse nehmen konnten, ohne zu fragen, aber jedesmal ereignete sich die gleiche Szene, bis ich die Kiste in die Küche stellte. Ich sitze also im Zimmer, und der Diener lungert um mich herum, wohl eine Viertelstunde. Ich bemerke ihn absichtlich nicht. Schließlich fängt er an zu husten und sich zu räuspern, geduldig, bis ich ihn zuletzt nach seinem Begehren frage. Dann stammelt er seine Bitte um die Fleischbüchse. Nie würde mich einer anreden, wenn ich lese oder schreibe, sondern er hustet geduldig an der Tür, bis ich mich umwende. Diese zarte Gemütsverfassung steht keineswegs im Gegensatz zu der Roheit und Grausamkeit, die den Eingeborenen andererseits wieder eigen sind. Sie ist vielleicht eben der Grund, daß alle Bosheiten hinterlistig und überraschend gemacht werden, weil man die offenen Handlungen scheut. Darum foltert er seine Opfer nur in Fällen ausnahmsweise großen Hasses, sondern schlägt oder schießt sie von hinten ganz überraschend nieder.

Unter sich sind sie sehr kritisch, beobachten scharf und lassen kaum irgendeine Schwäche durchgehen, ohne witzelnde Kommentare; allein der Spott scheint nicht verletzend zu sein, und ins allgemeine Gelächter stimmt der Geschmähte am Ende immer selbst ein.

So kommt man auch bei ihnen mit Höflichkeit am weitesten, und wenn man konsequent und gerecht ist, kann man nach vielen Jahren auch einen kleinen Teil ihres Zutrauens gewinnen. Man muß sich dann allerdings

auch bis ins kleinste Detail einer korrekten Lebensweise befleißigen; denn
die ganze Bevölkerung weiß genau, was man zu Mittag gegessen hat, und
wie oft man badet oder das Hemd wechselt.

Im allgemeinen sind die Ambrymesen sympathischer als die Bewohner
von Santo. Sie sind männlicher, weniger servil, aber treuer und zuverlässiger,
weniger falsch, eher fähig zu offener Feindschaft, zu Anhänglichkeit, auf-
geweckt, lebhaft, geschäftig, nicht so schläfrig wie die anderen.

Doch kehren wir zum Dorfe zurück. Ich möchte einige Schwirrhölzer
haben, und mein Führer fragt für mich danach. Zwei Männer fahren er-
staunt auf, woher ich denn wisse, daß es so etwas gebe, das sei ja das größte
Geheimnis; nur vor den Weibern nicht davon sprechen! Man zieht mich
weg, zum Männerhause. Diese Schwirrhölzer dienen wie auch andere
Lärminstrumente dazu, die Weiber und Kinder zu erschrecken, hauptsächlich
sie von den geheimen Festen der Männer wegzuscheuchen. Wenn eine Frau **B. 56**
oder überhaupt ein Uneingeweihter, denen man vormacht, es seien die
Stimmen mächtiger Geister, diese Instrumente hört, muß sie augenblicklich
fliehen. Natürlich sind auch die Instrumente streng vor allen uneingeweihten
Augen zu verbergen. Heute ist ja der Liberalismus und Skeptizismus stark
eingedrungen, und ich weiß nicht, ob man wirklich an derlei noch glaubt.
Die Jüngeren wohl kaum, die Älteren versuchen, den Humbug noch aufrecht
zu erhalten; es wird ihnen aber nicht mehr lange gelingen.

Man flüstert mir also geheimnisvoll zu, die Schwirrhölzer befänden **B. 29**
sich im Männerhause, und ich ging hinein, hörte nur noch den Schreckens-
schrei der Männer, denn jetzt war ich mitten in ihren Geheimnissen, und das
hätte durchaus nicht sein sollen. Nun war daran nichts mehr zu ändern,
und ich war froh, drinnen zu sein; denn ich befand mich in einem wahr-
haftigen Museum, in dem mir der Mund nach all den Herrlichkeiten wässerte.
In den verrußten Dachbalken hingen sechs halbfertige Tanzmasken, die
schon recht vielversprechend aussahen; dann waren da einige andere Masken,
nur noch die hölzernen Gesichter ohne den Gras- und Federschmuck, der sie
erst recht fürchterlich gestaltet; auch ein altes Idol, ein Gesicht auf dreieckigem
Flechtwerk, das man besonders heilig hielt, und zwei ganz wunderbare Masken,
lange Nasen mit Stacheln, die sorgsam in Tücher von Spinnengewebe ein-
gewickelt waren. Der Spinnfadenstoff ist eine Spezialität von Ambrym
und dient hauptsächlich zur Herstellung und zum Einhüllen von Masken
und Amuletten. Seine Fabrikation ist äußerst einfach, indem man bloß
mit einem gespaltenen und erweiterten Bambus durch den Wald geht und
alle Spinnennetze damit abstreift, die ja zu Hunderten und Tausenden zwischen
den Bäumen gespannt sind. Die Fäden legen sich übereinander, kleben zu-
sammen, so daß ein dichtes Gewebe entsteht. Man zieht die konische Röhre
vom Bambus, verknotet das engere Ende und hat die fertige Tasche. Der
Stoff ist außerordentlich haltbar, scheint weder zu faulen noch spröde zu werden,
ist sehr zähe und geschmeidig. Man verwendet ihn, um Haare an Masken
darzustellen, besonders aber, um Amulette aufzubewahren. Nicht selten

bekommt man ganz große Klumpen solcher in Spinnfadenstoff gehüllten und zusammen verknoteten Zaubermittel zu sehen.

Am hinteren Ende der Hütte standen, wie Kanonenrohre aufgestellt, fünf hohle Klötze, in deren Höhlung durch einen Bambus hineingeheult wird. Es entsteht dadurch ein ganz infernalischer Lärm, ungefähr so, wie wenn jemand auf der größten Baßtrompete zu üben versucht, oder wie das Gebrüll eines Ochsen oder das Quaken eines Riesenfrosches. Das waren ganz besondere Heiligtümer, jedenfalls sehr wirksame Schreckmittel für Uneingeweihte. Demselben Zweck dienten auch Kokosschalen, in die etwas Wasser gegossen wird, in das man durch eine Röhre hineinbrummt, gurgelt, summt; auch damit wird ganz abenteuerliche Musik erzeugt. Alles das führte man meinen gierigen Augen vor, wollte sich aber absolut nicht davon trennen. Nur ein Schwirrholz zog man mit Heimlichkeit aus dem Dache und ließ es mir für viel Geld ab. Der alte Mann zitterte heftig, als er es mir gab, und beschwor mich, es ja niemand zu zeigen, band es in zahllose Blätter ein, so daß aus dem kleinen Objekte ein unförmliches Paket entstand.

Einige der weniger guten Masken konnte ich erwerben. Es sind Gesichter, die mit einem Kranze langer Kokosfasern umrahmt sind. Jetzt dienen sie zum Scherz: man zieht sie an und schreckt damit die Kinder, darf auch alle prügeln, deren man habhaft werden kann. Es ist das aber der Rest einer sehr ernsten Sache. Früher waren es die Masken der Mitglieder einer geheimen Gesellschaft, einer Art Feme, die sich dadurch unkenntlich machten und die Urteile vermummt vollstreckten. Hier ist also die Dekadenz schon eingetreten, und von der geheimen Gesellschaft, die früher, wie anderwärts auch, jedenfalls die ganze Insel terrorisierte, ist heute nur noch dieser Fastnachtsscherz erhalten.

Es ist möglich, daß in den Zeremonien der Schweineopfer noch ein Rest zu finden ist, in den Graden, die man durch diese sukzessive erreicht, und in den Enthüllungen und Rechten, die mit jedem Grade verbunden sind. Es scheint aber, daß man auch da viel Schwindel treibt, indem die höchsten Grade die jüngeren von einem Grade zum nächsten vertrösten, ohne irgendwie etwas zu enthüllen, was der Rede wert wäre, bis auch der Junge ein Alter geworden ist und es mit den anderen ebenso macht.

Sodann mag es sein, daß diese Schweineopfer die Stelle früherer Menschenopfer übernommen haben, denn es sind noch Spuren einstigen Schädelkults zu bemerken; doch wollen wir es einstweilen damit bewenden lassen und zum Tanzplatze gehen, wo fast alle Männer bei einem Totenfeste versammelt sind, einem Gedächtnismahle, das hundert Tage nach dem Tode gefeiert wird.

Die meisten Männer hocken abseits, unter einigen ausladenden Ästen, auf der feuchten, moosigen Erde. In der Mitte des Platzes stehen die Trommeln, an denen der Häuptling herumgestikuliert. Offenbar ist es ein sehr hoher Häuptling, denn mein Führer meinte, er müsse mich anmelden. Ich bleibe also bei den Männern stehen, die sitzen bleiben und mich schweigend



Vulkanausbruch in Ambrym. Vom Lager aus gesehen. Die Wolke verfließt mit den grauen Regenwolken des Himmels. Im Vordergrunde sieht man die wellige Ebene, schwach mit Gras bewachsen.

B. 55



Männerhaus auf Ambrym,
mit Trommeln von verschiedener Form und zwei Statuen, von denen die größere seltene Figuren trägt, die wahrscheinlich aus stilisierten Schweinekiefern entstanden sind.

B. 56.



Alter Lavastrom auf Ambrym.

Man sieht, wie sich die Lava durch den Wald gefressen hat und dann in mächtigen Bänken wirr verschlungenen Gesteins erstarrt ist.



Ein Waldtal in Ambrym.

Die Baumfarne sind hier besonders zahlreich. Überall ragen die reizenden Sternkronen aus dem Grün und bieten von oben den Anblick eines fein gemusterten Teppichs.

mustern. Sie teilen sich halblaut ihre Beobachtungen mit und scheinen über mein Erscheinen nicht gerade entzückt zu sein. Ein fürchterlich asiger Duft hängt um die Gruppe, offenbar haben sie alle, zu Ehren des Toten, ein halbverwestes Schwein verzehrt.

Inzwischen hat sich der Häuptling langsam und nicht ohne Würde genähert. Aber er heuchelt Hoheit und macht ein unwirsches Gesicht, und das steht ihm gar nicht gut, macht mir auch wenig Eindruck. Er ist ein großer Mann mit kahlem Haupte, trägt den üblichen Nambas in etwas größerer Form als die anderen und hat beide Unterarme bedeckt mit Schweinezähnen. Er setzt sich, nicht ohne zuerst den Boden mit dem Fuße gewischt zu haben, und brummt mürrisch.

Ein Mann kommt auf mich zu, grob und patzig, und will mir eine Flöte verkaufen. Er verlangt das Doppelte von dem, was ich geben will. Als er sieht, daß ich fest bleibe, gibt er sie auch so und ist ganz zufrieden. Immer noch beobachten mich die übrigen wenig freundlich. Ich lasse nun dem Häuptling einige Stangen Tabak geben. Er nimmt sie mit einem Witz entgegen, dem ein schallendes Gelächter folgt, und damit ist das Eis gebrochen. Man vergißt die Reserve, spricht offen und lebhaft über mich und betrachtet mich so, wie wir einen hoffnungslos geistig Kranken ansehen, mitleidig und belustigt.

Nun möchte auch der Häuptling mir die Hand schütteln, und das Vergnügen kann ich ihm leicht machen, obschon er dabei sitzen bleibt, nicht aus Grobheit, sondern aus Gedankenlosigkeit, und weil es nach eingeborener Sitte nicht von Belang ist. Er lächelt mich höchst wohlwollend an und führt mich dann zu seinem Hause, wo er lange unter seinen Schätzen kramt und **B. 53**
schließlich einige ganz schäbige Sachen bringt. Ich bezahle ihn gut und verfehle nicht zu betonen, daß ich ihn als „big fellow master" besonders gut behandle, was ihm riesig schmeichelt.

Meine Kamera interessiert ihn sehr, er darf hineinblicken, aber nicht zu nahe, denn zum Totenfeste hat er sich Gesicht und Haare mit Ruß und Öl frisch eingesalbt. Zu meiner großen Überraschung, es ist mir das noch nie passiert, bittet er mich sogar, ihn zu photographieren, was ich mir nicht zweimal sagen lasse. Er posiert ganz kunstgerecht, die anderen gehen scheu um uns herum, wie um ein Ding, von dem man nicht weiß, ob es nicht plötzlich losgehen könnte. Dann trennten wir uns als gute Freunde.

Auf dem Heimwege gehe ich den Trägern voraus, und um die Ecke eines Zauns kommend, stehe ich plötzlich bei einer jungen Frau. Erst sieht sie mich zu Tode erschrocken an, springt dann mit einem Riesensatze über den Zaun, lacht dort hysterisch, ein Dutzend andere Weiber kreischen auf, alles nimmt Reißaus und läßt die Habe liegen; im Weitergehen bemerke ich, wie die Flucht aufhört und das Gekreische sich allmählich in helles Gelächter verwandelt, das ich noch lange durch die Büsche schallen höre. Sie fürchteten, ich entführe sie oder tue ihnen sonst etwas zuleide, was ja nicht selten passiert, wenn sie allein Weiße treffen.

Hinter mir ist der Vulkan. Er ist gerade tätig, und des öfteren höre ich

die Explosionen wie ferne Kanonade. Es bringt eine eigentümliche Feierlichkeit in die Buschwanderungen, dieses dumpfe, unregelmäßige Donnern. Die Bäume verdecken jedoch den Krater, nur von der Küste aus kann ich gelegentlich die Rauchwolke sehen.

Von dem alten Missionshause aus ist der Blick bei klarem Wetter herrlich schön. Am Abhange stehen einige große Bäume, deren breite, zackige Blätter im saftigsten Grün das Meer einrahmen, das unaussprechlich blaue Meer, das in schneeigen Linien sich unten in der Lava bricht. Im Dunste liegt Malekula mit seinen waldigen Bergzügen, drüber hängen Sonnenwolken, und weiße Flaumwolken streichen am blauen Himmel sanft nach Westen. Es ist ein traumhafter Sommertag, so schön, hell und milde, daß man es fast nicht als Wirklichkeit hinnehmen kann, daß man eine ungewisse Beschämung empfindet, diese Schönheit nicht ganz in sich aufnehmen zu können, nicht eins werden zu können mit dem Licht, der Farbe und der Wärme, sondern als ein Fremdkörper außerhalb stehen muß, es wohl betrachtend, bestaunend, aber unfähig, es zu erhöhen; als ein Flecken vielmehr denn als ein Teil, daß man gern seinen Genuß zur Tat machen möchte und doch nicht weiß, wie man es würdig tun könnte, so daß nur ein wehes Sehnen übrigbleibt und man sich zuletzt hilflos wendet, um nicht zu sehr entnervt zu werden. Von solchen Gefilden mag Faust geträumt haben, als ihm die Geister sangen vom Geflügel, das

„Schlürfet sich Wonne,
Flieget der Sonne,
Flieget den hellen
Inseln entgegen,
Die sich auf Wellen
Gaukelnd bewegen,
Wo wir in Chören
Jauchzende hören usw."

Nachts von der Veranda ist der Blick ebenso bezaubernd. Wohl vom Vulkane her schwebt ein feiner Dunst in der Luft. Ein blasses Mondlicht spielt weich auf dem matten Spiegel der Bucht, flimmert zurück, scheint in der Atmosphäre zu schweben, wie feiner Silberstaub. So schimmert alles im reinlichen Scheine, die lange, flache Landzunge, der Wald; ja sogar der Brotfruchtbaum am Abhange, dessen Silhouette sich scharf zeichnet, ist nicht schwarz, er ist nur dunkleres Silber, das darum nicht weniger leuchtet. Am matten Himmel schimmern die Sterne, nicht blendend, spitz, wie anderswo, sondern als feine, hellere Punkte, weich, beruhigend, als ob eine nachlässige Hand sie zur Belebung der einförmigen Fläche hingestreut hätte.

Am Strande unten brandet das Meer, Grillen zirpen, dann und wann schnattert ein fliegender Hund und wechselt mit müden Flügelschlägen den Baum. Es herrscht der Friede des Paradieses, die träumende Ruhe seliger Gefilde — und man wird nicht müde, der heiligen Tropennacht zu lauschen. Es ist schwer, sich loszureißen, weil überall ein heimliches Leben webt.

In den Büschen spielt das Mondlicht, in der ruhigen Luft schauern die Baumkronen, im Grase zittert es unmerkbar, man fühlt die Schaffenskraft der Natur, das Keimen und Reifen, und aus den unbestimmten Geräuschen, deren das Ohr sich kaum bewußt wird, baut sich die Phantasie wunderliche Märchen auf. Da treiben alle jene Gespenster, die die Eingeborenen kennen, unter dem Walddache ihren Unfug, Riesen mit Krabbenklauen, Männer mit Feueraugen, Weiber, die sich zur Schlange verwandeln können und den Tod bringen, flatterhafte, nebelartige Seelen der Ahnen, die durch das Astgewirr huschen, dem Enkel im Traume zuflüstern — warum sollte jener Duftschleier sich nicht ballen und einer von ihnen sein? Was in unseren Sommernächten einen jeden in seinen Bann zieht, wirkt hier mit zehnmal vermehrter Gewalt.

Wenn man ein Romantiker wäre, belebte man mit Eichendorff den Wald durch plätschernde Springbrunnen, baute sich ein Schloß, ließe in der Ferne ein Waldhorn tönen, dem die schönste Frau schwermütig lauschte, und man fühlte sich einsam, unbefriedigt, suchte das Ideal da, wo es sich nicht finden läßt, in der Verwirklichung von Träumen.

Da erschüttern einige kurze Stöße das Haus, Detonationen folgen wie ferne Schüsse. Wir wenden uns, und aus dem feinen, duftigen Silberlichte tauchen wir in rotes Feuer. Der Vulkan speit — eine trübe, gelblichrote Wolke leuchtet hinter den Bäumen, ein zäher Qualm steigt langsam auf, treibt träge hin und her, steigt höher, bis er als schwarzes, unförmliches Gebilde den Zenit beinahe erreicht, während er unten noch in roter Glut scheint. Allmählich erlischt das Feuer, die Wolke zerteilt sich, es ist wieder dunkle Nacht, in die sachte das Mondessilber einströmt.

Aber es war eine unheimliche Störung, ein Mißschrei im Wohlklang des Nachtzaubers, eine Warnung von jenen unfaßbaren Mächten, die im Frieden der Tropennacht sich das Gleichgewicht halten, deren jede aber, entfesselt, zur brutalen Zerstörung wird. Sie wird einem so verständlich, die Sage vom gefesselten Riesen, der unter dem Berge stöhnend an seinen Ketten zerrt, bis er sie einmal zerreißt — und man wünscht aufrichtig, daß ihm das einstweilen nicht gelingen möge.

Mit der Zeit gewöhnt man sich aber an die Nachbarschaft und beobachtet nur noch die größeren Explosionen, wenn die Wolke den Zenit erreicht. Ich höre einst auch einen Diener, während ich beim Schreiben sitze, ein schauerlich eindringliches: Hu! hu! ausstoßen, bis ich ihn beachte. Damit will er mir sagen, daß eine große Explosion stattgefunden habe, und wirklich sehe ich den hellen Nachthimmel in Röte, der Qualm steigt hinter den Bäumen auf wie von einem Riesenbrande, dumpf tönen Detonationen und ich kann deutlich die glühenden Lavafetzen aus der Wolke fallen sehen. Das Schauspiel dauerte mehrere Stunden und versprach für den Besuch des Vulkans am nächsten Tage einen großartigen Anblick.

Zwanzigstes Kapitel.
Vulkanbesteigung.

Es schlossen sich mir mehrere Eingeborene an, die es offenbar für sicherer hielten, das „Feuer" in meiner Begleitung zu besichtigen als allein. Ich muß übrigens bemerken, daß die Ambrymesen merkwürdig wenig Furcht vor dem Vulkan haben, während auf anderen Inseln der Eingang zur Hölle in seinen Krater verlegt wird.

Wir waren also eine kleine Kolonne, die sich beim Donnern des Berges durch den Urwald bewegte. Bald hatten wir den flachen Küstengürtel hinter uns und stiegen über die Fußhügel, von denen wir hier und da die Küste erblicken konnten. Halbwegs konnten wir einen kleineren Ausbruch beobachten, doch sahen wir nur die Wolke, der Krater selbst war von den Randhügeln des großen Plateaus verdeckt.

B. 57 Durch dichtes Gestrüpp führte der Weg in das halb trockene Bachbett einer engen Schlucht, deren Sohle aus Lava bestand, die sich oft in hohen Bänken quer durch das Tal legte oder in gequälten, knorrigen Kurven sich zu überhängenden Wänden und Wülsten gefaltet hatte. Im Bachbett selbst waren die Felsen glattgeschliffen. Auf ihnen konnten die barfüßigen Eingeborenen wohl festen Fuß fassen, mir in den Nagelschuhen wurde das Marschieren recht beschwerlich, und oft konnte ich nur auf allen Vieren die abfallenden Flächen überwinden, was die Träger im stillen nicht wenig belustigte.

B. 58 Wir sahen hier auffallend viele Baumfarne. Ihre zierlichen Blattbüschel, wie vielfache Sterne, tauchen überall aus dem Grün, als ob sie am sehnlichsten der Sonne benötigten. Oft schienen sie den Wald ganz allein zu bilden, an den Abhängen sah es aus wie ein Teppich aus großen Sternenblumen. Sie sind wohl der reizendste Baum der Tropen und überwiegen an Eleganz bei weitem die Kokospalme, deren Krone nur zu oft gelblich und zerzaust aussieht.

Dem Bache folgten wir einige Stunden, er führte fast bis zum Rande des Plateaus. Als der Pfad von diesem abbog, ließ ich haltmachen und abkochen, da wir von jetzt an kein Wasser mehr treffen würden. Wir waren nun recht nahe beim Vulkan, und während wir unseren Reis verzehrten, hörten wir das heftig dumpfe Donnern. Die Leute wurden etwas unruhig, ein Witzbold brachte aber bald das Gelächter in Gang, und sie wendeten sich wieder dem Mahle zu, nicht ohne gelegentlich gen Himmel zu schielen. Dort war aber nichts zu sehen.

Bald brachen wir auf, nachdem wir alle Gefäße mit Wasser gefüllt; nach kurzer Steigung hatten wir das Plateau erreicht. Es ist eine große Ebene, etwa zwölf Kilometer im Durchmesser und sechshundertfünfzig Meter hoch, rund umgeben von einem Walle niederer Hügel, die gegen die Küste abfallen. Es scheint, als ob diese Ebene einst ein Riesenkrater gewesen sei, in der sich jetzt die Öffnungen auf zwei kleinere Krater zurückgezogen haben, die sie im Nordwesten um fünfhundert und siebenhundert Meter überragen.

Der Boden besteht aus schwarzer, grobkörniger Schlacke, die beim Gehen knirscht und feinen schwarzen Staub aufwirbelt. In dem ungünstigen Boden ist die Vegetation spärlich, Büsche und Schilfgras, die, unregelmäßig verteilt, meist den Tälchen folgen, die durch die reihenweise angeordneten Mamelons gebildet werden. Es ist ein typischer Wüstenanblick, der das Auge doppelt überrascht, weil der Wechsel vom Urwalde so schnell eintritt, und weil es des Anblicks einer wenig bewachsenen Fläche völlig entwöhnt ist. Wie in anderen Wüsten heuchelt das helle Grün der Steppenbüsche eine feuchte Fruchtbarkeit, zwischen der aber die schmutzig schwarze Schlacke häßliche Flecke bildet. Auf dieser Ebene, die sich ins Unendliche zu dehnen scheint, weil der Horizont überall fast frei ist, bäumen sich die zwei Krater auf, in scharf geschnittener Silhouette, in ihrer Schwärze ohne Körperlichkeit. Der eine steht da in unbelebter Starrheit, vom Gipfel des anderen kräuseln einige leichte, weiße Dampfwolken. Es ist ein verblüffender, schauerlicher Anblick; jedes organische Leben fehlt; die unfreundliche Einsamkeit wirkt erdrückend.

Auf einem von Schilfgras umrahmten Tumulus machten wir das Lager. B. 54
Von hier hatten wir einen guten Überblick über die Ebene mit ihren von Wind und Regen rundlich geformten Hügeln, die sich in Reihen radial von den Kratern her über die Fläche legten. Da wo die Füße der Krater zusammenstießen, war ein Wirrwarr von Hügelchen entstanden, wie Wellen eines wildbewegten Meeres. Ihre Scheitel waren kahl, schwarz, an den Flanken klebte gelbliches Moos, in den Tälern stand das Schilf und hier und da ein Busch. Je weiter sie sich von den Kratern entfernten, desto kleiner wurden sie und verloren sich dann in der Ebene, die plötzlich an den Randhügeln ihr Ende fand, wo der dichte Urwald in der Ferne einen bläulich schimmernden Rahmen bildete. Auch an den Kratern zogen sie sich etwas in die Höhe, gingen dann aber in die Furchen über, die der Regen in die Schlacken gerissen hatte; auch diese verloren sich gegen oben, und es blieb die wohl fünfundvierzig Grad geneigte unmodellierte Fläche des Konus übrig.

Der Himmel war bedeckt, ein fahles Licht spielte auf der Ebene, die Krater lagen in unheimlicher Dunkelheit, wie nächtliche Scheusale.

Kaum hatte ich den Apparat aufgestellt, als der westliche Bergriese B. 55
die Vorstellung begann. Die Dampfwolken verdichteten sich, es folgten dumpfe Detonationen, und mit jeder entwand sich dem Berge eine braungraue Wolke wie aus dem Schlote eines Kamins, wirbelte träge aber stetig zur Höhe und verlor sich in den grauen Wolken des Himmels. Der Gipfel

schimmerte rötlich, als ob er glühe; glühende Lavafetzen flogen im Bogen aus der Wolke und fielen hinter den Kamm des Berges. Dann ward der Berg wieder ruhig und leblos, nur das kleine weiße Dampfwölkchen kräuselte sich weiter.

Ich trug Sorge zu beobachten, wie weit die Steine geschleudert wurden, um zu wissen, wie nahe ich mich wagen könne, und bemerkte, daß sie ziemlich nahe der Öffnung niederfallen mußten.

Dann machte ich einen Spaziergang an den Krater, indem ich dem Pfade folgte, der sich als hellerer Faden über den Aschenboden schlängelte und sich dann hinter den Tumuli verlor. Es war die Fortsetzung des Weges, dem wir bis jetzt gefolgt waren und der vom Südufer zum Norduter der Insel führt, zwischen den zwei Kratern durch. Es ist auffallend, daß die Scheu vor den Feuern die Eingeborenen nicht abschreckt, diesen Weg zu gehen; er wird allerdings selten benutzt, und es muß ein eigentümlicher Anblick gewesen sein, als der erste Eingeborene den Mut fand, die Ebene zu durchqueren, und sich dann ängstlich zwischen den Hügelketten durchwand.

Mir leistete der Pfad gute Dienste. Auf den knirschenden Schlacken kam ich jetzt besser vorwärts als die Eingeborenen, deren Füße offenbar von den scharfen Körnern litten.

Die Wolken hatten sich verzogen, der Himmel leuchtete in Blau, und lebhaft wurde ich erinnert an frühere Wüstenwanderungen. Dieselbe trockene Luft kühlte die Hitze, die von dem heißen Sande ausstrahlte, dieselbe Stille und Feierlichkeit, ähnliche Farbenmischung von Blau, Grün und Braun und ein weiter und weitender Blick. Das freie Ausschreiten war ein Genuß, nach dem Marschieren im Urwalde, wo jeder Schritt bemessen und bewacht sein muß, und in der offenen Weite dehnte sich das Gemüt fröhlicher aus, als in dem bedrückenden Schatten des Waldes.

Nach kurzem, aber steilem Steigen in dem losen Sande kam ich auf dem messerscharfen Kamme an, der die beiden Krater verbindet. Ich folgte ihm einige Schritte nach Westen und stand plötzlich, zu meiner eigenen Überraschung, am Kraterrande, 850 m hoch, von dem aus ich das etwa 800 m weite Becken überblicken konnte. Fast senkrecht fiel vor mir der innere Rand des Kraters ab zu dessen Sohle, einer unheimlich schwammig aussehenden Fläche aus braunschwarzer Lava, überall zerrissen, dampfend und rauchend in weißen oder gelblichen Wolken. Gegenüber war die andere Seite des Kraters, erhob sich aber viel höher in kühner, steiler Fläche. Auf der Spitze dampfte es aus verschiedenen Rissen, eben jenes weiße Wölkchen, das ich von unten hatte beobachten können.

Zwischen uns befand sich noch ein kleiner Krater, die eigentliche Öffnung. Auch dessen entfernterer Rand war der höhere, während der diesseitige jüngst zerrissen und teilweise nach außen gefallen war. Diese Scharte gestattete mir einen Blick in die Öffnung; es war dort aber nicht viel zu sehen, auch nur Lava, aus der weißer Qualm bald stärker, bald schwächer strömte. Aber der Gesamtanblick war doch höchst imposant, die steilen, nackten Wände,

das Wirrsal im Kraterboden, die gelben und roten Dampfniederschläge hier und da, das unheimliche Qualmen der Fugen, der Dampf und Rauch, der über der Öffnung wogte, vom Winde hin und her getrieben und dann zerzaust, die Geschlossenheit des Ganzen in dem monumentalen Rahmen der Kraterwände. Es brauchte nicht noch den beengenden Geruch, das dumpfe Aufstoßen und Donnerrollen unter mir und das gelegentliche gedämpfte Zischen, um ehrfurchtsvolles Staunen in mir wachzurufen, ja mir Furcht zu machen, und nur mit gewaltsamem Entschlusse konnte ich mich langsam an den gigantischen Anblick gewöhnen.

Das erste Gefühl beim Anblick des Kraters ist jedenfalls Schrecken, dann erwacht die Neugierde, man betrachtet, staunt, aber der Anblick wird einem wohl erst nach langer Zeit vertraut und verliert das Drohende, das er geboten. Ich weiß nicht, wie andere Vulkane sind, aber hier, wo man auf einsamem Gipfel hoch über dem Meere steht, hat man so recht das Gefühl, daß aus dem Innersten der Erde ein Gluthauch dringe, als ob man am Weltkamine stehe, am Schlote des Dampfkessels, der das ganze Getriebe im Gange hält, an einem Hexenkessel, in dem allerlei Bosheit und viel Übelriechendes gebraut wird, und der aus bösartigem Witz plötzlich glühende Lava einem anwerfen könnte. Man wird von dieser Furcht des öfteren erfaßt und träte zurück, wenn man nicht immer wieder angezogen würde von dem eigenartig grandiosen Anblick, den man sich durch einen letzten Blick noch einmal einprägen möchte.

„Ich war dabei, als noch da drunten siedend
Der Abgrund schwoll und strömend Flammen trug
Als Molochs Hammer Fels an Felsen schmiedend
Gebirgestrümmer in die Ferne schlug."

Eine bessere Illustration zu diesen Worten kann man kaum denken als Ambrym, diese Insel, die fast ganz vulkanischer Tätigkeit ihren Ursprung zu verdanken scheint, die offenbar einst ein riesenhafter Vulkan gewesen ist mit seinen Auswürfen und Lavaflüssen.

Aber dennoch ist der Anblick des inneren Kraters vielleicht eine Enttäuschung. Von fern sieht man nur die gewaltigen Erscheinungen, sieht nur den Vulkan in Tätigkeit, wenn er seine Riesenkräfte spielen läßt und durch die Monumentalität seiner Äußerungen erhaben wirkt. Von nahem sieht man ihn in Ruhe, sieht den unscheinbaren Kraterboden, aus dem es giftig und nicht allzu reichlich dampft. Statt des erwarteten Glutherdes sieht man Lavablöcke und Asche, kein erhabener Anblick; statt der Entfaltung von Elementarkräften sieht man eine schmutzige Masse, die spärlich glimmt. Man hat Mühe, hier den Ursprung jener Eruptionen zu sehen, die die ganze Insel erschüttern, und wird vielmehr dazu verführt, in dem Kratergeiste eher einen kleinlichen, tückisch boshaften Kobold zu vermuten als einen donnernden Riesen.

Einige stärkere Detonationen erleichterten mir den Abschied; ich ging zum östlichen Krater, an dessen Abhang ich hinaufstieg, bis ich eine Stelle gefunden hatte, von der aus ich den aktiven Krater überblicken konnte. Dort

wollte ich am nächsten Morgen die Kamera aufstellen, um einen Ausbruch im Bilde festzuhalten.

Dann kehrte ich zum Lager zurück. Es war Abend geworden, die Sonne versank rot im Westen, die Nebel schwebten im Ring um die Berge, weiße, duftige Schleier. Unter ihnen lag die Nacht, nur die Kraterspitzen glühten noch vor dem kühlen Abendhimmel. Da schoß noch eine riesige Dampfsäule in die Höhe, himmelhoch, weiß. Ihre eine Seite badete sich im Sonnenlicht, orangegelb, die andere Seite war düster grau, der Scheitel vermengte sich mit den Abendwolken. Es war ein wild-schönes Bild, nur zu bald war es zerstört. Ein Weih zog am Himmel seine Kreise, dann schlich die Nacht über die Ebene, und der Mond versilberte die Büsche und das Schilf.

Ich hoffte vergebens auf einen der vorigen Nacht entsprechenden Ausbruch, da ein Flammenmeer über dem Gipfel gezüngelt und gestrahlt hatte. Aber es war alles ruhig und dunkel, sogar die Nebel verdichteten sich und deckten die Berge und den Mond. Es wurde unangenehm kühl, und ein starker Tau fiel. Die Eingeborenen schlotterten in ihren Decken, und ich selbst war nicht sehr behaglich unter meinem leichten Dache. Vor Sonnenaufgang waren wir alle wach und froren, es war 19 ° C.

In der Dämmerung stieß der Vulkan wieder eine starke Dampfsäule aus, dann fesselte unsere Aufmerksamkeit der Kampf zwischen der Sonne und dem Nebel. Es schien, als ob überall das klarste Wetter herrsche, wie wir durch gelegentliche Risse in den Wolken sehen konnten, und als ob nur gerade um uns sich der Nebel sammle. Fast schien die Sonne zu unterliegen, aber zuletzt sog sie doch die Wolken auf und überstrahlte uns mit willkommener Wärme.

Die freiwilligen Begleiter kehrten zurück; die kalte Nacht hatte offenbar ihren Unternehmungsgeist gebrochen. Ich begab mich mit meinen Dienern zu dem gestern gewählten Beobachtungsposten. An der steilen Halde grub ich den Apparat in das Geröll, dann setzten wir uns und warteten geduldig — aber vergebens. Ich schwelgte in der herrlichen Aussicht. Man sah Epi, Malekula, Aoba, Pentecoste und vor allem den spitzen Kegel von Lopevi, der viel höher als wir, weit den Horizont überragte. Alles schwamm in Licht und Bläue. Sogar die beiden Vulkane hatten sich geschmückt, und die Falten und Runzeln ihrer Haut schimmerten in violettem Blau.

Wir warteten mehrere Stunden und froren trotz der hellen Sonne zwischen den feuchten Mooswänden des Rinnsals, in dem wir saßen, — wir hätten noch lange warten können, denn der Vulkan hatte sich ausgetobt. Wohl gurgelte, brummte und donnerte es noch, auch der Dampf stieg und fiel, aber einen eigentlichen Ausbruch erlebten wir nicht, und so kehrten wir denn gegen Mittag etwas enttäuscht zum Lager zurück. Schnell nahmen wir den Mittagreis ein und eilten dann den Berg hinunter. Im Nu ging es über die steilen Halden, durch das Bachbett und den Wald; die Luft wurde fühlbar schwerer und dichter, aber bei Sonnenuntergang konnte ich Hitze und Vulkanasche in den lauen Fluten des Meeres abwaschen.

Einundzwanzigstes Kapitel.
Olal.

Wieder mußte ich Diener suchen, denn der Monat der Ambrymesen war abgelaufen. Da ich in Ambrym keine Diener finden konnte, wollte ich es in Paama versuchen. Ich wanderte in mühselig langem Marsche der Küste entlang und fand dort an der Südostspitze Unterkunft bei einem sehr freundlichen Franzosen, der eine Station für Z. & H. hielt. Seiner Vermittlung hatte ich es zu verdanken, daß ein Deutscher, Herr G., mich nach Paama übersetzte.

Dort erhielt ich die traurige Nachricht, daß einer der Herren Th. von den Eingeborenen erschossen worden sei. Zum Glück stellte sich das später als eine Übertreibung heraus, wennschon es Herrn Th. nahe genug ans Leben gegangen war. Er hatte sich mit anderen Weißen der Polizei angeschlossen, um inland von Hog Harbour einen mörderischen Häuptling gefangen zu nehmen. Sie fanden sein Dorf leer, und während sie daran waren, dasselbe zu zerstören, wurden sie von allen Seiten beschossen, Herr Th. verwundet und zwei Polizisten getötet. Da die Polizisten nicht standhalten konnten, mußte die Kolonne den sechsstündigen Rückmarsch antreten, während dem sie von den Eingeborenen beständig überfallen wurde und noch mehr Verluste erlitt. Es hatte dieser Sieg der Eingeborenen über die Polizei recht schlimme Folgen, denn die Nachricht verbreitete sich im Nu über die Inseln und machte die Inlandstämme sehr frech und übermütig. Als es hieß, die Eingeborenen in Hog Harbour hätten keine Munition mehr, traf prompt ein Franzose ein, der ihnen solche verkaufte.

Nach dem mißglückten Versuche wagte die Polizei keinen Angriff mehr, und die ganze Affäre verlief im Sande, nicht ohne daß der Häuptling noch viele Leute gemordet hätte.

Herr G. war zweifellos das größte Original in den Inseln. Analphabet, Deserteur, Matrose, Erdarbeiter, war er nach langen Irrfahrten auf Paama gestrandet und handelte dort mit Kopra. Er war fürchterlich anzusehen, ungekämmt, bärtig, voll Beulen und Schrunden, riesengroß, mit zerfetzten Kleidern, führte die unflätigste Sprache und schien immer schlechter Laune. Dennoch hatte er das weichste Gemüt, brach beim Anblick des kleinsten fremden Leidens in Tränen aus, war sehr wohltätig und half, wo er konnte. Er wurde darum auch von den Eingeborenen unverschämt ausgenützt, merkte es entweder nicht oder geriet dann in den schauerlichsten Zorn, in dem er alles zu zerschlagen drohte, aber doch nie einer Katze ein Haar krümmte.

Er arbeitete wie ein Pferd, ohne Sonn- oder Feiertage. Seine Leidenschaft war Kopra. Ihm galt Quantität mehr als Qualität; er wollte in Kopra nur möglichst großen Umsatz haben, der Verdienst war ihm Nebensache, und so kaufte er überall in den Inseln die Kopra fast zu demselben Preis, wie er sie verkaufte und war dadurch der Schrecken aller anderen Händler und der Abgott der Eingeborenen. Emsig wie eine Biene schleppte er jahraus, jahrein die Kopra tonnenweise auf seiner Station zusammen, um am Ende des Jahres zu seinem Ekel doch nichts verdient zu haben, denn den kleinen Verdienst, den er machte, vergeudete ihm sein Harem rasch.

In seiner verwitterten orientalisch anmutenden Hütte verbrachte ich einige Nächte, dann machten wir eine Reise nach Epi, um dort Diener für mich anzuwerben, da in Paama nichts zu finden war.

Epi ist fast ganz entvölkert; was noch an Eingeborenen da ist, ist völlig verseucht. Was von alter Kultur noch zu sehen ist, deutet auf Verwandtschaft mit der von Malekula; Kleidung, Häuser, Waffen und Kultus müssen einst dieselben gewesen sein. Die Bewohner von Epi sind sehr dunkelfarbig, wohl die schwärzesten der Inseln. Ihr Charakter ist unangenehm, verbissen, mißtrauisch, falsch, faul, diebisch.

Herr G. kam auch bald mit vier übel ausschauenden Kerlen wieder, die man schon von weitem riechen konnte. Wir kehrten nach Dip Point auf Ambrym zurück.

Als ich die Kerle dort ihre Lumpen wegwerfen hieß und sie zum Baden ins Meer schickte, fand ich sie voll der unappetitlichsten Schwären, Wunden und Gewächse, daß mir vor einem Zusammenleben mit den Leuten wahrhaft graute. Zum Glück hatte ich sie nur für einen Monat engagiert und hatte mich, in Ermangelung von Besserem, darein zu schicken.

Mit dieser edlen Schar brachte mich Herr Dr. B. nach Olal, dem Nordende von Ambrym. Dort lebte ich mit einem jungen Australier aus guter Familie zusammen, der gern während einiger Zeit das freie Leben der Wildnis kosten wollte. Er war aber dazu wenig geeignet, zu weichlich, immer krank, und trat auch den Eingeborenen nicht mit der nötigen Stetigkeit entgegen, so daß sein Koprahandel trotz der günstigen Bedingungen, die er in Olal traf, nicht florierte.

Rings um ihn wohnte die bedenklichste Bande französischer Schnapsverkäufer, wie überhaupt in Ambrym und auf Ambrym in Olal am meisten Schnaps verkauft wird, da die Eingeborenen dort noch ziemlich zahlreich sind, sehr viel Kokosbäume besitzen und all ihr Geld für Alkohol ausgeben. So konnte man eigentlich nie ein Dorf betreten, ohne eine Gruppe von Männern in höchster Trunkenheit auf der Erde sitzen zu sehen, und dann und wann steigerte sich die Stimmung zur Abhaltung wahrer Orgien, wo dann die gesamte Bevölkerung, Frauen und Kinder, sich im Rausche am Boden wälzte. Es folgen dann jeweils Händel und Krankheiten, und so nimmt die Rasse an Zahl erschreckend ab.

Angesichts dieser Tatsachen, die jeder Besucher leicht selbst beobachten

konnte, ist es verwunderlich, daß die französische Regierung behauptet, es fehle an Beweismaterial zur Bestrafung der Alkoholhändler; doppelt, wenn von den Eingeborenen bei diesen Franzosen gekaufter Schnaps in vielen Flaschen als Beweismaterial auf dem Gerichtstische steht. Man kann nicht umhin, hierin schlechten Willen der Regierung zu erblicken.

Jene trefflichen Händler hatten übrigens weder Pflanzungen, noch handelten sie mit Kopra. Der Schnapsverkauf bot ihnen reichlichen Verdienst, und sie wunderten sich selbst darüber, daß sie noch nicht aus der Gruppe ausgewiesen worden waren.

Ich erlebte während meines Aufenthaltes zwei Todesfälle durch Alkohol, indem Männer eine Flasche Absinth auf einen Zug geleert hatten und nicht mehr erwachten.

Ein anderes Mal kamen mehrere Männer in größter Aufregung zu uns und behaupteten, es sei einer der Ihrigen von einem anderen Dorfe vergiftet worden. Er sei seit zwei Tagen besinnungslos, und wenn er sterbe, würden sie das andere Dorf überfallen. Wir beruhigten sie und suchten ihnen die dumme Idee auszureden, aber vergeblich. Zum Glück starb der Mann nicht, wie ich am nächsten Tage vernahm. Ich ging darauf in das Dorf, um zu sehen, was ihm eigentlich fehle und erfuhr nach längerem Kreuzverhör, daß der Mann sich vor einigen Tagen furchtbar betrunken hatte, bewußtlos gewesen war und jetzt an akuter Alkoholvergiftung litt. Ebenso leicht hätte er sterben können, und dann wäre das Unheil, Mord und Totschlag, da gewesen.

Oft hörten wir nachts ringsumher wüsten Lärm, als sei der Wald erfüllt von den wildesten Raubtieren, die alle sich ankreischten und anbrüllten. Es war, als säßen wir mitten in einer Menagerie, denn die durch Alkohol rasenden Schwarzen stießen unmenschliche Laute aus. Dazwischen hörte man Geschimpfe, das Heulen und Jammern geprügelter Männer und Frauen, Schüsse in allen Richtungen. Das dauerte manchmal bis gegen Morgen, und am Tage nachher war dann niemand zu sehen.

Die Hütte des jungen Herrn D. war typisch für die Unterkunft, die sich B. 33
die neuen Kolonisten schaffen. Im Umkreise von etwa fünfzig Metern hatte er den Wald roden lassen und sich auf dem ebenen Platze, etwa zwanzig Meter über dem Ufer, eine einfache Hütte erstellt, drei Meter breit und zwei Meter lang. Diese, zweigeteilt, enthielt vorn einen Verkaufsraum und hinten einen kleinen Wohnraum, wo ein Feldbett und ein aus Kisten zusammengenagelter Tisch den ganzen Hausrat darstellten. Auf dem Strohdach lagen einige Wellbleche, deren Abfluß einen Wasserbehälter füllen mußte.

Einige Schritte vom Wohnhaus stand eine andere, noch primitivere Hütte, wo die Kopra getrocknet wurde und die paar Tagelöhner schliefen. Am Ufer war der Schuppen, in dem die fertige Kopra lagerte, bis sie vom Dampfer abgeholt wurde.

Die Arbeit eines Koprahändlers ist minimal. Er hat nichts anderes zu tun, als auf die Eingeborenen zu warten, die in Trupps zu ihm kommen,

mit rohen Kokosnüssen oder Körben voll Kopra. Die Ware wird gewogen, bezahlt, worauf die Leute sich entweder mit dem Gelde verziehen oder ins Warenlager kommen und dort unter längerem Feilschen und Zögern wählen, was ihnen paßt. Die Diener tragen die Kopra in den Schuppen, und wenn zwei oder drei solcher Trupps gekommen sind, ist das Tagewerk des Händlers getan. Den Rest des Tages kann er rauchen, trinken und Romane lesen. Es ist klar, daß bei den meisten dieser Müßiggang der Anfang aller Laster ist, allerdings nicht bei Herrn D., der in jugendlichem Idealismus versuchte, die Eingeborenen zu Besserem zu erziehen. Der Erfolg war aber nicht erhebend.

Viel Neues über das Leben der Eingeborenen sah und lernte ich nicht, doch konnte ich eine Anzahl Tanzmasken und Musikinstrumente erwerben, die ich an anderen Orten nicht gesehen hatte.

Anfangs brachte man mir auch viele Schädel und Skelette, doch hörte dieser für mich sehr erfreuliche Handel plötzlich auf, ja, es kamen sogar einige Alte, die mich dringend baten, ihnen doch ja einige der Schädel wieder zurückzugeben. Ich vermutete gleich, daß eine religiöse Macht, ein alter Häuptling oder ein Zauberer mir entgegenwirke, erwartete darin aber nicht, wie ich später erfuhr, den benachbarten katholischen Missionar zu finden, der den Schwarzen sagte, sie sollten mir keinen Schädel mehr verkaufen, da sie ja sonst am Auferstehungstage ihre Köpfe nicht mehr finden könnten. Dies im zwanzigsten Jahrhundert! Derselbe wackere Herr hat mir auch sonst möglichst viel Schwierigkeiten gemacht, wollte mich an Ausgrabungen verhindern und verschrie mich zuletzt noch als deutschen Spion, womit er allerdings, bei den Engländern wenigstens, nur einen Heiterkeitserfolg zu verzeichnen hatte.

Aber es ist bemühend, wenn solche Leute, von denen man auf Grund ihrer Erziehung und Stellung in erster Linie unterstützt werden sollte, einem Steine in den Weg werfen, während arme „Piraten“, oft mit großen Opfern, einem behilflich sind.

Schon seit einigen Tagen hatte ein netter, junger Ambrymese für mich gearbeitet. Er engagierte sich schließlich bei mir für drei Monate, mit Tränen in den Augen, denn er sagte, er sei sicher, in Malekula, meinem nächsten Ziele, getötet zu werden. Warum er sich doch in das, wie ihm schien, so gefährliche Unternehmen einließ, hatte seinen Grund in einem kleinen Romane, der ihn in Schwierigkeiten gebracht hatte. Lingban, so hieß der Bursche, war ein Christ, hatte eine sehr helle Hautfarbe und von Natur blonde Haare, war auch sonst ein netter Kerl, und so konnte es nicht fehlen, daß sich alle jungen Mädchen des Dorfes in ihn verliebten und ihm nachstellten. Am energischsten war seine Cousine, mit welcher ihm aber nach eingeborenem Gesetze die Ehe verboten war. Die Schöne hatte sich jedoch über diese Formalität hinweggesetzt. Der arme Lingban war nun in einer schlimmen Lage. Als Christ hätte er das Mädchen heiraten sollen, sonst drohten ihm Prügel und Ausstoßung aus der Gemeinde, eine Ehe ließen aber seine heidnischen Verwandten nicht zu, weil er sonst, nach ihrer Ansicht, Incest getrieben hätte,

auf die in Ambrym Todesstrafe steht. Es blieb also dem armen Opfer seiner eigenen Schönheit nichts anderes übrig, als der lieben Heimat adieu zu sagen und mit mir in die Fremde und dem vermeintlichen sicheren Tode entgegenzugehen. Mir war natürlich die ganze verwickelte Geschichte nicht unangenehm, da ich dadurch einen brauchbaren Diener fand und die unappetitlichen Epileute bei erster Gelegenheit heimschicken konnte.

Lingban nahm also von seinen Freunden bewegten Abschied — auf ewig — und zog mit mir nach Dip Point und dann nach Malekula, wo ich in Onua bei Missionar Paton, einem Sohne des berühmten Gründers der presbyterianischen Mission in den Neuen Hebriden, Unterkunft fand. Herr Paton war seit zwanzig Jahren dort, hatte seine Frau verloren und lebte jetzt als alter Witwer wie einer der Eingeborenen, indem er sein Leben und seine ganze Energie ihnen opferte, ein wirklich idealer Missionar.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.
Malekula und Malo.

Malekula gilt als die gefährlichste Insel des Archipels. Die Eingeborenen dort scheinen in der Tat ziemlich tapfer zu sein und lassen sich von den Weißen, von denen besonders viel Franzosen an den Küsten Malekulas freibeuten, nicht soviel gefallen wie anderswo. Zudem ist Malekula als zweitgrößte Insel des Archipels wenig aufgeschlossen, und im unwegsamen Innern wohnen in einigen Gegenden noch recht starke Stämme, die sich dem Eindringen weißer Kultur entgegensetzen. Einige dieser Stämme hatte ich im letzten Jahre an der Westküste getroffen, diesmal wollte ich die Südküste kennen lernen. Größere Reisen ins Inland verboten mir die Unfreundlichkeit der Bewohner und die dadurch bedingte Unmöglichkeit, Träger nach solchen Gegenden zu finden, auch versicherte mir Herr Paton, daß ich an der Küste alle Kultur des Innern auch kennen lernen könnte. Es existieren allerdings Angaben von einer Pygmäenbevölkerung im Innern, und was ich erfahren konnte, bestätigte die Vermutung, sie gehörten derselben Rasse an wie die, welche ich in Santo getroffen hatte. Zudem hatte ich hier und da Gelegenheit, an der Küste einige von ihnen zu sehen, die völlig denen von Santo glichen, so daß ich, wenn auch ungern, auf einen Besuch ihres Distriktes verzichtete.

Herr Paton brachte mich zu seinem im Süden wirkenden Amtsbruder, der mich während einer Reise in den kleinen flachen Koralleninseln, die Süd-Malekula vorgelagert sind, absetzte. Diese Inseln, die Maskelynes, sind Erhebungen eines ausgedehnten Riffs, das sich dort weit ins Meer erstreckt und die zahlreichen Inselchen unter der Meeresoberfläche miteinander verbindet. Die Gegend ist reizend, das Meer leuchtet über den Untiefen in sehr starken Farben, und nach allen Richtungen erblickt man durch die Lücken der Mangrovendickichte die kleinen Inseln, die sich in heiterer Unordnung voreinander schieben. In Kulivu, wo ich wohnte, ist alles bekehrt, die meisten anderen Inseln sind ausgestorben; die spärliche Heidenbevölkerung hat sich aufs Festland zurückgezogen. In diesem Teil der Insel herrscht eine recht eigentümliche Sitte, die in der Südsee ganz selten auftritt und hier auf engen Raum lokalisiert ist, nämlich die Deformierung des Kopfes. Den Grund zu diesem eigentümlichen Gebrauch können die Leute natürlich nicht angeben: es sei eben so Sitte, meinen sie, und heute ist es eben eine Pflicht der Eitelkeit, sich den Kopf zu entstellen wie irgendeine andere.

Man beginnt die Operation an den Säuglingen, etwa einen Monat B. 62
nach der Geburt, indem man ihnen erst den Kopf mit Fett und Ruß ein-
reibt und dann ein aus Pandanus geflochtenes, hohes Mützchen aufsetzt.
Der wachsende Kopf füllt die enge Mütze an und dehnt sich dann, da er es
nicht nach den Seiten kann, gegen den Wirbel hin aus. Wird die Mütze
gar zu eng, so schneidet man sie auf und ersetzt sie durch eine etwas größere,
bis die stolze Mutter mit der Verlängerung des Kopfes ihres Kindes zu-
frieden ist. Die Kinderköpfe zeigen denn auch meist eine ganz extreme
Form, die beinahe ekelhaft anzusehen ist und für die Kinder kaum angenehm
sein kann. Wenigstens sah ich einen Säugling, dessen ganzes Gesicht auf-
gequollen war, auch die Augen waren weit aus den Höhlen getreten, und der
Gesichtsausdruck war ein gequälter, als leide das Kind unter heftigen Kon-
gestionen. Aber die Prozedur scheint weiter keine üblen Folgen zu haben,
die Kindersterblichkeit ist kaum größer als anderswo; mit dem Alter verliert
sich die extreme Form, und den Intellekt scheint diese Mißhandlung des
Hirnkastens auch nicht zu beeinträchtigen. Woher die Sitte stammt, ist un-
bekannt. Eine ähnliche Schädeldeformierung pflegten die Inkas; auch findet
sie sich in den „Lieblichen Inseln" bei Neu-Pommern. Denjenigen Ein-
geborenen, welche viel mit anderen Schwarzen und Weißen in Berührung
kommen, ist dieser Schönheitsfehler unbequem, da er sie den Bemerkungen B. 61
derselben aussetzt. Sie tragen womöglich immer Mützen; Hüte sind un-
brauchbar, abgesehen vielleicht von Zylindern, da sie nicht festsitzen und sich
auf der Spitze des Kopfes drehen wie ein Teller auf dem Finger.

Neben dieser so vereinzelt auftretenden Sitte macht jene Gegend aber
noch die starke Entwicklung des Ahnen- respektive Schädelkultes bemerkens-
wert. Nicht als ob die Grundzüge der religiösen Anschauungen andere
wären als in den Nachbarinseln, aber es variieren die Ausdrucksformen
desselben bedeutend; in einer Gegend legt man mehr Gewicht auf einen
Ritus, der in einer anderen Insel weniger gepflegt wird. In Süd-Malekula
ist nun der Schädelkult besonders stark entwickelt und hat neben dem wissen-
schaftlichen Interesse, das er bietet, noch den Vorzug für den Sammler, recht
schöne Sammlungsgegenstände zu produzieren. Wie schon bemerkt, bilden
die Ahnen Gegenstand der Verehrung, und durch Aufbewahren und Mit-
sichtragen einer Ahnenreliquie glaubt man sich in Besitz der Kräfte des Toten
zu setzen. Dies ist der Grund, warum man die Knochen in Waffen ver-
arbeitet, manchmal auch als Eßmesser mit sich im Armbande trägt. Die
Schädel sind für praktische Zwecke nutzlos, aber man mag sie weder zerstören,
noch wegwerfen. Offenbar weiß man nicht recht, was mit ihnen anfangen
und hat auch einige Scheu vor ihnen. Man setzt sie daher in einzelnen Inseln
aus in den Wurzeln der Feigenbäume oder in unzugänglichen Felsen; an
anderen Orten begräbt man sie wieder in der Hütte oder an gemeinsamen
Grabstellen. In Ambrym schon fand ich Spuren von Schädelkult, indem ich
mehrmals auf Steintischen oder in den Hütten der geheimen Gesellschaften
Gruppen von Schädeln sah, die man sehr heilig hielt. Hier nun werden

den Schädeln wieder die Gesichter anmodelliert auf sehr kunstvolle Art. Aus Kokosfasern, Ton und dem klebrigen Safte der Feigen- und Brotfruchtbäume stellt man eine plastische Masse dar, mit der man dem Schädel ein Gesicht aufmodelliert. Die Arbeit ist äußerst kunstvoll und zeugt von großer Geschicklichkeit, denn die Gesichter sind durchaus richtig geformt und zeigen oft sehr feine, fast edle Züge. Die Oberfläche wird mit einer harzartigen Masse verstrichen und bildet eine hautartige Kruste, auf der mit Ocker und Ruß diejenige Bemalung angebracht wird, die der Kaste des Toten entspricht. Oft setzt man dem Gesicht Augen ein aus den Deckelplatten von Schnecken, man klebt ihm seine eigenen Haare wieder an, gibt ihm Federbüsche ins Haar und einen Nasenstab, so daß der Kopf eine genaue Reproduktion des Lebenden wird. Je höher die Kaste des Toten, desto vollständiger wird der Körper angedeutet. Bei niederer Kaste steckt man die Köpfe einfach auf Stäbe, höhere werden auf geschnitzte Stangen gesteckt, an denen die Anzahl der auf dem Holze geschnitzten Gesichter auf die Kaste schließen läßt, und wo oft die emporgerichteten Äste die Arme andeuten. Bei den ganz hohen
B. 59 Kasten jedoch wird der Körper vollständig modelliert durch Bambus, Stroh und Rindenfasern. Auch hier wird der Körper mit der harzartigen Masse überzogen und bemalt und jede Einzelheit wiedergegeben. Die Brustwarzen, der Nabel, die Knie und Zehen werden angebracht, auch die Kleidung, der Federschmuck und die Armbänder als Rangabzeichen. In der Rechten tragen diese Statuen das Muschelhorn, das im Kultus ja eine große Rolle spielt, in der Linken einen Schweinekiefer. Die Achseln werden zu Gesichtern modelliert, und aus den Schultern ragen aufrecht mit Federn und Kräutern geschmückte Stangen empor, an denen die Schädelmasken der verstorbenen Söhne des Toten befestigt sind, so daß eine solche Statue, oft mehrköpfig, ein ungeheuerliches Ansehen hat. Die Statuen stehen an den Innenwänden des Gamal und sehen mit ihrem ausdruckslosen Lächeln dem Treiben um die Herdfeuer zu.

Sie nehmen auf diese Weise teil an allen Leiden und Freuden der Sippe und verkörpern den Schutz der Ahnengeister, die zum Gamal gehören. Bei großen Festen stellt man ihnen gern Nahrung vor und nimmt an, daß der Ahnengeist sich am Dufte der Speisen erfreue.

Mit diesem Ahnenkult hat sich nun noch ein einfacher Totenkult verbunden, indem man gern die Schädel geliebter Gestorbener mit Masken versieht, diese mit sich herum trägt, ohne sich von deren Seelen Hilfe zu versprechen. Väter werden so manchmal die Schädelmasken ihrer Söhne und Männer die Schädel einer Lieblingsfrau mit sich an allen Festen herumtragen, sie bei den Schmausereien neben sich setzen, um ihnen auch die Teilnahme am Feste zu ermöglichen. Es sind dies rührende Zeichen von tiefem Gefühl und von Anhänglichkeit, deren man den brutalen Melanesier kaum für fähig hielte. Es ist die gleiche Idee, die uns einem geliebten Toten eine Locke rauben läßt, um sie in einem Medaillon mit uns zu tragen. Beides entspringt jenen tiefsten Instinkten, deren der menschliche Geist sich nicht entledigen kann,



Inneres eines Männerhauses in Süd-Malekula.
Mit zwei Ahnenstatuen an der Mittelwand. Die Köpfe der Statuen sind zum Schutz gegen Schmutz mit Blättern bedeckt. Links unten sind die Kochsteine einer Feuerstelle.



Opfertisch in Süd-Malekula.
Aus großen Korallenplatten hergestellt. Die Vertiefungen auf der vordern Platte sind wahrscheinlich durch das während Generationen geübte Aufklopfen von Nüssen entstanden.

B. 59

B. 60



Mann hoher Kaste in Süd-Malekula.
An dem Pfosten ist an den vielen geschnitzten Gesichtern die Höhe der Kaste des Mannes zu erkennen.



Grab in Süd-Malekula.
An der Grenze eines Tanzplatzes. Das Grab ist mit Korallenplatten eingefaßt; auf ihm stehen Ahnenstatuen und ein Krotonbusch.





Männer mit deformierten Köpfen aus Süd-Maletula.

B. 61



Männer aus Ambrym.
Der Mann links trägt eine Keule zum Töten der Schweine und ein Muschelhorn in der Hand, der Mann rechts hat eine Keule an der Tragschlinge über die Schulter gehängt.



Frau mit Kind aus Süd-Malekula.
Das Kind trägt auf dem Kopf das geflochtene Grasmützchen, mit welchem ihm der Schädel deformiert wird. Das Kleid der Frau ist eine Grasschürze, über die sie ein Baumwolltuch geschlagen hat.



Männer aus Malekula
mit dem breiten Rindengürtel ähnlich der Tracht in Ambrym.

welche selbst einen Teil unserer Seele bilden und über die wir uns nur selten andere Rechenschaft geben können, als daß es uns Bedürfnis sei. Parallelen zu jenen Ahnenstatuen und Verkörperungen von Schutzgeistern finden sich ja noch in hohen Kulturen und Religionen so zahlreich, daß sie nicht angedeutet zu werden brauchen.

Solche Gegenstände zu erwerben wäre in gesunder Bevölkerung natürlich unmöglich. Wo aber so großer Rückgang der Bevölkerung ist wie hier, sterben einem Schädel oder einer Statue nur zu oft die Verwandten und Nachkommen, die daran hängen und glauben, aus. Man vergißt hier schnell und findet plötzlich im Gamal eine Ahnenstatue, die niemandem gehört, der niemand mehr Verehrung zollt, und die man gern verkauft, so aus der Pietät anderer noch willkommenen Vorteil ziehend. Darum brachte man mir auch willig, was an herrenlosen Schädelmasken und -idolen herumlag.

Der Trieb zur Plastik äußert sich hier auch in den ganz grotesken Tanzmasken und -stäben, die in jedem Gamal zahlreich zu finden sind, und die man gern abgibt, nachdem sie an einem großen Feste gedient haben. Auffallend ist der ausgesprochene Sinn für Komik, einige der Gesichter sind reizende Karikaturen, die auch für den Europäer recht spaßhaft wirken. Besonders gern gibt man den Fratzen semitischen Ausdruck und jubelt stets aufs neue über die Unförmlichkeit der dicken Hakennasen und wulstigen Lippen mit den herabgezogenen Mundwinkeln. Ich hielt eine ganz reiche Ernte an solchen Gegenständen auf dem Festlande gegenüber der kleinen Insel Hambi. Leider holte mich Herr Paton ab, bevor ich die Stücke recht verpacken konnte. Wollte ich nicht sechs Wochen länger an der entlegenen Küste bleiben, so mußte ich ihm folgen und sorgte mich, leider nicht ohne Berechtigung, daß wohl vieles auf dem Transporte, unverpackt wie es war, zugrunde gehen würde.

Beim Umfahren der Südostspitze von Malekula hatten wir im offenen Boote eine ungeheure See zu durchqueren. Zum Glück kam sie uns entgegen und brach sich nicht, so daß wir uns nicht übermäßig zu beunruhigen brauchten. Das Unglück kam später, als an der Ostküste gegen Abend der Motor versagte. Wir hatten kein Segel und mußten aus Rudern und einer Decke ein solches improvisieren, doch da uns glücklicherweise die Strömung günstig war, erreichten wir das Ziel, wenn auch erst spät in der Nacht.

Einige Tage später fuhr Herr Paton mit mir nach Malo, wo mir Herr J., ein Franzose, seine Gastfreundschaft angeboten hatte. Malo ist jetzt sehr entvölkert, nachdem es einst eine bedeutende Rolle in der Geschichte des Archipels gespielt hatte. Die Bevölkerung der südöstlichen Teile zeigt den Typus und die Kultur von Malekula, während der nördliche Teil der Insel die Kultur von Santo zeigt.

Viel tun konnte ich in Malo nicht, denn es gibt an der Ostküste fast keine Eingeborenen mehr. Ich beschäftigte mich damit, an den Stellen früherer Dörfer nach Schädeln zu suchen und fand auch eine ganze Anzahl, doch waren sie alle arg verwittert und beschädigt. Ich fand dabei auch sehr bedeutende

Bauten, Wälle und hohe Plattformen, Trockenmauerwerk, teilweise sehr schön gearbeitet. Ich habe so große Bauten in den Neuen Hebriden nur noch auf dem benachbarten Aore gefunden, sehr ähnliche Konstruktionen aber auch auf den Banksinseln, so daß hierdurch die Annahme nahegelegt wird, die Bevölkerung Malos und Aores, vielleicht auch die Küstenbevölkerung von Süd-Santo, sei mit derjenigen der Banksinseln verwandt. Ich hielt mich hier nur kurz auf, hatte aber vor der Abreise noch ein interessantes Erlebnis. Herr J. und sein Nachbar N. gehörten zu der schlimmsten Sorte von Sklavenhändlern und Menschenschindern. Herr J. und ich besuchten Herrn N. eines Tages und kamen eben auf seiner Pflanzung an, als er von einer Reise in seinem Kutter zurückkehrte. Wir erwarteten ihn am Ufer und hielten ihn für todkrank oder sehr betrunken, als er mit verzerrtem Gesicht auf uns zuwankte. Auf unsere Fragen erfuhren wir, daß er von den Eingeborenen Malekulas überfallen worden war und seine Arbeiter bis auf einen verloren hatte. Wir setzten uns zu Tisch, wo Herr N. wie ein Kind laut weinte, seine „armen, armen" Diener beklagte und sich hoch und heilig verschwor, er habe den Eingeborenen doch nie etwas zuleide getan und müsse so für die Fehler anderer büßen usw., worauf er wieder herzbrechend schluchzte und eine derartige Bekümmernis an den Tag legte, daß ich seinen Schmerz für echt hielt und an seine Schuldlosigkeit zu glauben begann.

Er hatte, an einer Ankerstelle Nord-Malekulas liegend, seine Leute im Boot an die Küste geschickt, um zu werben. Er hatte sehen müssen, wie das Boot plötzlich von den Eingeborenen ans Land gezogen wurde und wie seine Leute mit Keulen und Gewehren getötet und dann in den Wald geschleppt wurden. Er war nun ganz allein auf seinem Kutter, konnte nicht absegeln und erwartete einen Angriff auf denselben, als zufällig der Pater J. von Vao vorbeisegelte und ihm Beistand brachte. Die Mörder schwangen die abgehackten Glieder der Toten in der Luft und zogen sich heulend in den Wald zurück.

Herr J. konnte keine Worte finden, um seiner Wut über das scheußliche Verbrechen Ausdruck zu verleihen, und schwor den Eingeborenen, „die nichts Besseres verdienten", die greulichste Rache. Ich erfuhr erst später, daß Herr N. im Vorjahre an der gleichen Stelle für einen Pflanzer in Vila durch bewaffnete Loyaltymänner vierunddreißig Eingeborene hatte umzingeln und aufs Schiff in die Sklaverei treiben lassen. So war also die blutige Tat nur eine mehr oder weniger berechtigte Rache. Ich ließ mir dies Erlebnis zur Lehre dienen und glaubte oder beurteilte kein Ereignis mehr, ohne genau die Vorgeschichte zu kennen und von Anfang an nach Verfehlungen des Weißen zu suchen.

Man macht sich in Europa überhaupt nicht leicht eine Vorstellung davon, wie sehr hier Tatsachen entstellt werden und wieviel geheuchelt wird, und wie leicht der Weiße Verbrechen vergißt, die er selbst vielfach begangen hat; wie sehr er sie dafür an anderen verurteilt. Ich habe Männer mit aufrichtigem Pathos die schlechte Behandlung von Eingeborenen durch andere Weiße beklagen hören, 'die selbst kaltblütig Eingeborene gemordet haben, wenn sie ihren

Vorteil dabei fanden, und ihre Entrüstung über die Verbrechen der anderen war dabei so echt, daß ich überzeugt bin, sie hielten sich selbst für Ehrenmänner und vergaßen momentan alle ihre dunkeln Taten.

Es braucht darum eine genaue Kenntnis der Verhältnisse und Persönlichkeiten, um sich durch solche Gauner nicht zu ganz falscher Beurteilung überreden zu lassen, und diese Kenntnis fehlt naturgemäß den französischen Residenten, die ja, damals wenigstens, fast alle sechs Monate zu wechseln pflegten, und dadurch mag nicht weniges erklärlich werden.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.
Süd-Pentecôte.

Ich war froh, die Umgebung, mit der ich durchaus nicht harmonisierte, gegen den Dampfer vertauschen zu können, in der Absicht, nach Pentecôte zu fahren. Allein der Dampfer legt nur alle zwei Monate an, und obschon er in Olal eine ganze Nacht vor Anker lag, also nur fünf Meilen von meinem Ziele entfernt, wollte mich der Kapitän doch nicht im Motorboot dorthin bringen lassen. Ich war gezwungen, die Gastfreundschaft von Dr. B. in Dip Point nochmals zu mißbrauchen und mich bei ihm einzuladen.

Täglich eine zufällige Fahrgelegenheit erwartend, verbrachte ich dort eine behagliche Zeit. Der Vulkan war gerade sehr tätig und stieß stark Asche aus, so daß während einiger Tage die Gegend völlig schwarz war, wie mit Ruß bestreut, und die Eruptionen tönten wie eine anhaltende Kanonade, daß alle Fenster leise klirrten.

Einen schönen Tag benutzte ich zu einer zweiten Besteigung des Vulkans. Mit dem Gehilfen von Dr. B. fuhr ich nach Port Vato. Hier aber regnete es in Strömen, so daß wir die Absicht, auf dem Berge zu kampieren, aufgaben. Ich machte am Nachmittag eine Rekognoszierung gegen den Vulkan hin, doch konnte ich nichts sehen, nur hörte und fühlte ich die Explosionen aus dem dichten Nebel heraus, der alles verdeckte. Wenig besser ging es uns am anderen Tage, an dem wir bis zu einem früheren Lagerplatze vordrangen, vorsichtig Umschau haltend, um nicht in gefährliche Zonen zu gelangen. Es war ein unheimliches Gefühl, dem unsichtbaren Herde der gewaltsamen Erschütterungen so nahe zu stehen in dem grauen Nebel, der schwere Schwaden um den düstern Vorgang zog. Wir konnten nur soviel erkennen, daß der größere Ostkrater, der bis dahin erloschen gewesen, jetzt wieder tätig war und große Bomben in die Luft warf, von denen wir dann und wann eine durch die Luft sausen sahen. Im eiskalten Winde, ganz durchnäßt wie wir waren, hatte längerer Aufenthalt auf der Ebene weder Sinn noch Reiz, und wir kehrten gern zurück, die steilen schlüpfrigen Halden und Lavabänke im Nu herabgleitend. Schwarz wie Kaminfeger von der Vulkanasche, die wir vom nassen Gebüsch abgestreift hatten, langten wir am Nachmittage wieder in Port Vato an, wo uns eine Tasse warmen Tees höchst willkommen war. Inzwischen war das Meer sehr stürmisch geworden und machte die Rückfahrt nach Dip Point höchst ungemütlich. Die Eingeborenen erzählten uns nun allerlei von Veränderungen bei den Kratern. Es waren mehrere

Lavaströme in den Bergflanken ausgebrochen und hatten einige Wanderer, die sich gerade dort befunden hatten, abzuschneiden gedroht. Einer hatte in der eiligen Flucht all sein Gepäck der Wut des Vulkans opfern müssen.

Vier Wochen nach meiner Ankunft hier langte der englische Dampfer an und brachte mich nach San-Mar-Mar auf Pentecôte. Pentecôte gleicht in Gestalt Maevo, es ist eine lange, schmale, nord-süd gerichtete Insel. An der Westküste sind einige schlechte Ankerplätze, an der Ostküste frißt die Brandung an den zerrissenen Korallen. Die steilen Berge reichen bis ans Meer und lassen fast nirgends ebenes Land. Ich fand im Hause des jungen Missionars F. Unterkunft. Herr F. gehörte irgendeiner Sekte an, war einst Bäcker gewesen und hielt es nun für seine Pflicht, die Eingeborenen zu bekehren. Da er aber vom Christentum selbst nur vage Vorstellungen hatte, legte er das Hauptgewicht auf Äußerlichkeiten, verlangte von seinen Leuten nicht nur das Tragen von Lendentüchern, sondern von Hosen, Hemden und Jacken und von den Frauen die Bekleidung mit den häßlichen und immer unreinen, schlafrockähnlichen Röcken. Auch bestand er darauf, daß die Eingeborenen am Sonntag weder kochen noch spazieren gehen sollten u. dgl. Es ist empörend, zu sehen, wie so ohne Not eine Menge Ursprünglichkeit und gesunde Natürlichkeit zerstört wird, und wie das Christentum an Sachen gebunden wird, die damit gar nichts zu tun haben. Dazu ist das Kleidertragen den Eingeborenen zweifellos schädlich. Bei ihrer erschreckenden Empfindlichkeit für Erkältungen sollte alles vermieden werden, was solche herbeiführen könnte, und dazu gehören vor allem Kleider. Während der nackte Eingeborene vom Regen durchnäßt in der Hütte am Feuer augenblicklich trocknet und warm wird, kommt er an den häufigen Regentagen in seinen Kleidern fast nie aus der Feuchtigkeit. Er denkt nicht daran, im Regen die Kleider auszuziehen, um sie in der Hütte trocken wieder anzulegen, sondern läßt sich durchnässen und setzt sich in den tropfenden Lumpen zu Hause ans Feuer, wo er natürlich lange Zeit nicht warm wird. Schauernd und fröstelnd schmiegt er sich ans Feuer und hat am anderen Tag meistens eine Erkältung. Trockene Kleider anzuziehen, ist ihm viel zu mühsam. Ebenso geht es den Weibern, die meistens sogar mehrere Kleider übereinander tragen. An Regentagen sind sie durch das Laufen von einem Hause zum anderen immer durchnäßt und bleiben es den ganzen Tag und auch die Nacht durch. So hatte ich einst Gelegenheit, an einem regnerischen Tage die Frauen eines Dorfes untersuchen zu können und fand, daß sie alle bis auf die Haut durchnäßt waren, aber nicht daran dachten, die feuchten Kleider zu wechseln, sondern sie am Leibe trocknen ließen.

Was die Moralität anbetrifft, die durch das Kleidertragen erhöht werden soll, so genügt der Hinweis auf die Zustände, die in den meisten Missionsdörfern herrschen, und die sich durchaus nicht vorteilhaft mit denen in Heidendörfern vergleichen. Es wäre wirklich an der Zeit, daß man einsehen lernte, wie wenig Sittlichkeit und Kleidung miteinander zu tun haben, ja daß sie sich geradezu feindlich sind. Leider können einige bedeutsame Beobachtungen

in dieser Hinsicht nicht gut veröffentlicht werden. Es waren aber klare Illustrationen dafür, daß das Schamgefühl ein durchaus relativer Begriff ist und lediglich von der Mode bedingt ist.

Es ist auch vom ästhetischen Gesichtspunkte aus unrecht, den in seiner Nacktheit natürlich-schönen Eingeborenen in Kleider zu zwängen, die weder zu ihm selbst noch zu seiner Lebensweise und Umgebung passen. Es wird kaum jemand behaupten, es veredle den Menschen, wenn er in unzulänglichen Kleidungsstücken daher kommt; eine Schwarze z. B. in einer durchbrochenen Seidenbluse oder in einem dicken, wollenen Schlafrock, die Männer in steifen Filzhüten oder gar Zylindern, in Damenjacken oder altem Frack. Es stammen solche Versündigungen gegen den guten Geschmack noch aus jenen Zeiten, da man im Schwarzen wirklich noch einen Halbaffen sah, ihn komisch und grotesk fand und dies durch groteske Kleider noch hervorheben wollte. Wenn daher Missionare ihre Leute in Aufzügen herumspazieren lassen, in denen sie für jeden Weißen entweder komisch oder ekelhaft aussehen, so arbeiten sie sich selbst entgegen, denn sie erschweren es dem Europäer, dem Schwarzen Achtung zu zeigen und zerstören jegliches Verantwortlichkeitsgefühl beim Eingeborenen selbst. Das Ebenbild Gottes wird auf diese Weise zum Affen entstellt.

Es wurde mir nicht immer leicht, meinen Ärger über so kurzsichtig-sinnlose Ansichten des Missionars zu unterdrücken. Ich war später froh, zu sehen, daß die anglikanische Mission den gleichen Fehler nicht begeht, sondern in Kleidung und Lebensweise die Eingeborenen anleitet, beim Altgewohnten zu bleiben. Herr F. hatte übrigens auch einige gute Resultate zu verzeichnen. Er hatte alte Dorffehden zu Ende bringen können, so daß momentan im Lande Frieden herrschte.

Wir unternahmen eine Reise in einen jüngst von Herrn F. pazifizierten Distrikt, die aber von andauernd schlechtem Wetter verdorben wurde und wegen des so überaus bergigen Landes und dichten Waldes sehr beschwerlich war. Wir kamen dabei in höchst primitive Gegenden, meist an der Ostküste, wo unsere Ankunft eine ungeheure Aufregung verursachte. Die Männer rannten hierhin und dorthin und erdrückten uns fast, als sie sahen, daß ich Gegenstände kaufte. Die Frauen kreischten, schrien hysterisch und verführten einen wahren Hexensabbat, daß uns beinahe unheimlich wurde, da solche große Aufregung oft spontan Blutgier erzeugt. Wir blieben bei den nervösen Leuten nicht länger als nötig und nächtigten in einem größeren Missionsdorfe.

Wir versuchten am Abend von den Eingeborenen Klarheit über ihr so kompliziertes Verwandtschaftssystem uns zu verschaffen, aber solch eine Aufgabe ist in dem wortarmen Biche la mar fast unlösbar. Ich konnte meine wenigen Notizen später durch Mitteilungen von Rev. Drummond vervollständigen und erkannte, daß die Familienorganisation auf Exogamie und teilweise auf Matriarchat beruht. Auffallend ist, daß diese Exogamie, die Teilung in zwei Clans, sich über ganz Melanesien erstreckt, so daß für

einen Salomonier dieselben Ehehindernisse gelten wie für den Eingeborenen der Neuen Hebriden und er überall sofort weiß, zu welchem Clan er gehört, und welche Frauen er heiraten darf.

Die gesamte Bevölkerung teilt sich in zwei Clans, die Bule und Tabi. Die einen leiten sich von der Schildkröte ab, die anderen vom Taro. Jedes Individuum weiß, zu welchem Clan es gehört, ohne daß irgendwelche äußeren Zeichen dieselben unterscheiden. Es ist die strenge Regel, daß nie im gleichen Clan geheiratet werden darf; dies ist eine so wichtige Bestimmung, daß Verfehlungen dagegen früher unbedingt mit dem Tode bestraft wurden, und daß es noch heute, wo doch die alten Gesetze kaum mehr beachtet werden, sehr selten vorkommt, daß im gleichen Clan geheiratet wird. Seinen Clan kann man nicht ändern. Es gehören nun die Kinder nicht zum Clan des Vaters, sondern zu dem der Mutter, wie auch der Besitz nie von einem Clan an den anderen übergeht. Der Vater hat keine Rechte auf seine Kinder, und Familienhaupt ist nicht er, sondern der älteste Bruder der Mutter. Dieser übernimmt die Vaterstelle an den Kindern und ebnet hauptsächlich den Knaben den Weg in der Suque, wie auch die Kinder von ihm und nicht vom Vater erben, eben weil der Besitz nie aus dem Clan gehen darf. Es handelt sich dabei hauptsächlich um Grundbesitz und Schweine, kleineres persönliches Eigentum kann frei verschenkt werden, merkwürdigerweise auch Bäume, die der Vater für seine Kinder gepflanzt hat. Der Clan ist überhaupt die viel stärkere Organisation als die Familie: ein Mord im anderen Clan führt Krieg zwischen den beiden Clans herbei, da jeder Tote durch einen anderen gerächt werden muß. Totschlag im Clan selbst, der zwar selten vorkommt, führt dagegen nicht zum Kriege, denn der Clan kann nicht an sich selbst Rache nehmen. Die Kinder nennen die Onkeln und Tanten im selben Clan Vater und Mutter; Vettern und Cousinen heißen Bruder und Schwester. Es kommt so zu der für den Europäer befremdlichen Erscheinung, daß ein Mann mehrere Mütter und Väter haben kann, von denen einige unter Umständen jünger sind als er selbst. Der Clan wird immer zusammenhalten auch gegen die nächsten Blutsverwandten.

Diese Exogamie könnte aber Inzucht nicht ganz beseitigen, indem Onkeln und Nichten usw. sich heiraten könnten; um das zu verhindern, legt sich über das Clansystem ein zweites, das sich nach den Generationen richtet und niemandem erlaubt, in die ältere Generation zu heiraten. So sind Heiraten unter nahen Blutsverwandten verunmöglicht aber zugleich die Zahl der heiratsfähigen Paare sehr vermindert. Es stellen sich dem Manne eine Menge Ehehindernisse in den Weg, die er nicht durchbrechen darf, und so kann es vorkommen, besonders jetzt, da die Bevölkerung so spärlich geworden ist, daß inmitten der hübschesten jungen Mädchen ein Mann nicht heiraten kann und oft gezwungen ist, sich in der Ferne eine Frau zu suchen.

Die Clans wohnen übrigens nicht getrennt, sondern in gemeinsamen Dörfern und bilden als Dorf wieder eine Einheit; nur hat oft jeder Clan

sein besonderes Gamal und seine besonderen Feste, zu denen aber gern der andere Clan zu Gaste geladen wird.

Es wurde schon erwähnt, daß die jungen Männer sich heutzutage nicht leicht eine junge Frau kaufen können, da sie dazu selten reich genug sind, vielmehr müssen sie sich mit alten Witwen begnügen, die weniger hoch im Preise stehen. Die jungen, arbeitsfähigen Mädchen werden fast alle von den Alten gekauft. Diese machen schon bald nach der Geburt des Mädchens eine Anzahlung an die Eltern und warten ab, bis das Mädchen Feldarbeit verrichten kann. Dann muß es zu seinem zukünftigen Mann ziehen und unter Aufsicht seiner älteren Frauen dessen Felder bearbeiten. Scheint das Mädchen heiratsfähig, so zahlt der Mann den Restbetrag und heiratet, nachdem er für die junge Frau ein Haus gebaut hat. Bei der Hochzeit finden wenig Zeremonien statt, doch vereinigen sich die näheren Clanglieder, Freunde und Freundinnen zu einem Festmahle, bei dem der jungen Frau auch kleine Haushaltungsgegenstände geschenkt werden. Liebe kommt nicht stark in Frage, doch hat in einigen Inseln das Mädchen das Recht, gegen die Heirat mit einem ihr besonders unsympathischen Manne zu protestieren. Sie muß es dann trotzdem mit ihm versuchen, ist sie ihm aber einige Male weggelaufen, so schicken sich die Eltern darein und geben dem armen Freier die Kaufsumme zurück. An der Frau wertet man vor allem ihre Arbeitsfähigkeit, doch haben die jungen Burschen einen ausgesprochenen Sinn für Schönheit, ohne deshalb auch die größte Häßlichkeit zu verschmähen. Aber es gibt Dorfschönheiten, die von allen Jünglingen angeschmachtet werden, und die dann trotz ihrer Ehe mit einem Alten einem jungen Mann ihr Herz schenken. Ist der Mann wirklich alt, so hat er nicht viel dagegen, solange es bei dem einen Liebhaber bleibt und die Frau brav für ihn arbeitet.

Es gibt also doch Liebe, und zwar kann diese so heftig sein, daß sie, wenn unerwidert, oft zu Selbstmord oder langsamem Dahinsiechen führt. Das weibliche Schönheitsideal der Schwarzen scheint dem unseren nicht unähnlich zu sein.

Im allgemeinen werden die Frauen von ihren Männern nicht schlecht behandelt, abgesehen von gelegentlichen Prügeleien, welche die Frauen nur zu oft durch ganz dummes Benehmen provozieren. Sonst erfreuen sie sich, allein schon als Wertobjekte, einer gewissen Schonung, und Mißhandlungen kommen selten vor. Es gibt allerdings Unholde von Männern, die sich ein Vergnügen daraus machen, ihre Frauen auf die raffinierteste Art zu foltern, und solche Frauen sind völlig schutzlos, denn sie sind Besitztum des Mannes, der mit ihnen machen kann, was er will. Im allgemeinen weiß aber die schlaue Eva auf Umwegen mehr zu erlangen, als sie auf direktem Wege erreichen könnte, und wenn vielleicht das Los der Frau auf den ersten Blick sehr traurig scheint, ist es bei genauerem Zusehen erträglich.

Die Kinder bleiben während der ersten Jahre bei der Mutter. Aber schon etwa vom vierten Jahre an lebt der Knabe fast ganz im Gamal, während das Mädchen unter der Obhut der Mutter bleibt. Kleidung tragen die

Knaben erst, wenn sie der Suque beigetreten sind, was bei einigen erst spät nach der Geschlechtsreife geschieht. Die Mädchen scheinen bekleidet zu werden, wenn die Mutter es für nötig hält. Das ist meist schon mit vier bis sieben Jahren der Fall. Von dem Momente an hört jeder Verkehr zwischen den Geschwistern auf, sie dürfen weder zusammen mehr sprechen, noch auf der Straße zusammentreffen, ja oft nicht einmal sich sehen; und den Namen der Schwester vor dem Bruder auszusprechen, gilt als Beleidigung, jedenfalls als Taktlosigkeit. Ähnliche Bestimmungen gelten zwischen den Schwiegereltern und -kindern.

Die Eltern sind äußerst zärtlich, ja schwach gegen die Kinder. Es bereitet der Mutter physischen Schmerz, ihren Säugling weinen zu hören, und das ist unfehlbar der Fall, wenn er aus den mütterlichen Armen abgelegt wird. Die Kinder sind darum auch sehr verwöhnt und behandeln, wenn sie größer geworden sind, ihre Eltern oft mit großer Roheit, besonders junge Burschen ihre Mütter. Es ist aber ein netter Zug am Eingeborenen, daß er Kinder liebt, und zwar auch die der Weißen. Es ist der größte Stolz eines Knaben, Kindermädchen bei einem Weißen sein zu dürfen, und sie sind vortreffliche Wärter und Spielgefährten, gehen auf jede Schrulle des Kindes ein und geben sich die größte Mühe, es tagelang zu unterhalten. Dadurch verwöhnen sie auch die weißen Kinder, die aber ihrerseits sehr an ihnen hängen.

Daß ein Kind bestraft werden soll, können die Eingeborenen durchaus nicht begreifen, und ich weiß einen Fall, wo sich die Männer eines Dorfes zusammenrotteten gegen einen Weißen, weil er sein eigenes Söhnlein gezüchtigt hatte. Stirbt der Vater, so hat das für die Kinder wenig Bedeutung, weil sie ja sowieso unter der Aufsicht des mütterlichen Onkels stehen. Die Mutter wird dann meistens die Frau des nächsten Schwagers. Wenn aber die Mutter stirbt, so werden die Kinder von der nächsten weiblichen Verwandten im Clan, also meist einer mütterlichen Tante, übernommen. Doch hat das nur bei Säuglingen Bedeutung; die Knaben leben ja meist im Gamal, und auch sonst herrscht in den Eingeborenendörfern weitgehender Kommunismus, so daß alle Häuser jedem offenstehen und man Mahlzeiten und Nachtquartier da nimmt, wo man gerade sich befindet. Dieser Kommunismus erklärt auch die Diebstähle, die oft in früheren Zeiten an Weißen begangen worden sind. Der Eingeborene eignete sich eben in guten Treuen das an, was ihn am Besitze des Europäers reizte. Man trifft auf derartiges noch immer in ganz primitiven Distrikten, doch sind sonst die Eingeborenen, besonders die wenig zivilisierten, außerordentlich ehrlich, und mir persönlich ist fast nie etwas gestohlen worden, trotzdem bei mir dazu reichlich Gelegenheit gewesen wäre.

Der Distrikt, wo wir uns befanden, hatte noch bis vor kurzem Kannibalismus getrieben. Die Leute gestanden das etwas beschämt ein und brachten uns gern die Knochen von zwei jungen Frauen, die vor einem Jahre verzehrt worden waren. An ihnen sah man deutlich die Messermarken, die

beim Ablösen der Muskeln von den Knochen der Gliedmaßen entstanden waren.

Man begräbt hier in Felsen, indem man die Knochen des in der Hütte verfaulten Leichnams sammelt, sie in Matten wickelt und dann das Bündel auf unzugänglichen Felsen, wo die Schweine nicht hinkommen können, aussetzt. Ich konnte an solchen Stellen Schädel und allerdings unvollständige Skelette in großer Zahl sammeln.

Auch hier werden die Häuser, wie in Maevo, auf Steinfundamente gebaut, und an den steilen Hängen werden in den Dörfern eigentliche Steintreppen hergestellt. Ich fand auch wieder Irrigationswerke, welche aber lange nicht die Dimensionen wie in Santo erreichten.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.
Nord-Pentecôte.

Nachdem ich mich etwa vierzehn Tage in der Gegend herumgetrieben hatte, brachte mich Herr F. nach der Mitte der Insel, damit ich auch die dortige Bevölkerung kennen lerne. Es sind nämlich zwei ganz getrennte Bevölkerungen auf Pentecôte, infolge der verschiedenen Besiedlung der Insel. In der südlichen Hälfte ist Kultur und Rasse mit der von Ambrym fast identisch; in der nördlichen aber mit der von Aoba und Maevo verwandt, von wo aus dieser Teil der Insel offenbar auch bevölkert worden ist.

Im südlichen Teil treffen wir das Männer- und Weiberkleid von Ambrym, allerdings aber keine Skulptur. Im nördlichen tragen Männer und Frauen Schammatten wie in Aoba, auch ist dort die in Aoba und Maevo zu so großer Vollendung gebrachte Mattenflechterei und -färberei heimisch. Das Mattenflechten ist Sache der Frauen. Man versteht es, erhabene Muster und fein durchbrochene Spitzenbänder herzustellen. Das Material liefert der Pandanus, dessen Blätter mit Bambussplittern zu Streifchen gespaltet werden. Man trocknet die Fasern über Feuer und bleicht sie in der Sonne. Zum Färben werden die Matten über einen runden Klotz gerollt und die aus Bananenscheide geschnittene Schablone darum gebunden. Als Farbstoff dient die Rinde einer Wurzel. Man streut diese fein geschabt in das Wasser des aus bestimmter Rinde geformten Färbetroges, zu dessen Seiten man während etwa 18 Stunden starke Feuer unterhält, die zwar das Wasser im Troge nicht zum Sieden bringen, aber doch durch Strahlung stark erwärmen. Auf diese Weise versteht man es, Matten zu färben, die 1 m breit und 4—5 m lang sind. Natürlich erfordert das sehr viel Arbeit, und die Herstellung solcher Matten können sich nur hohe Kasten mit viel Frauen leisten. Diese Matten, die oft sehr schöne Muster tragen, dienen als Geld und haben sehr hohen Wert. Reiche Leute haben Dutzende solcher Stücke in ihren Häusern aufgeschichtet; mit denselben kaufen sie sich dann Schweine, um sich in der Kaste zu erhöhen.

Noch in den Bergen verbrachte ich eine der widerlichsten Wochen, die ich je in den Neuen Hebriden verlebt. Die Bevölkerung war unwillig, es regnete anhaltend und war sehr kalt. Es war so feucht, daß unter meiner Schlafstelle Pilze wuchsen und meine Wolldecke sich anfühlte, als sei sie eben aus dem Wasser gezogen worden, und mein Proviant war verdorben. Ich hätte die unangenehmsten Erinnerungen an diese Tage, wenn es mir nicht mit vieler Mühe gelungen wäre, an Stelle meines aus Heimweh völlig

melancholisch und unbrauchbar gewordenen Lingban zwei neue Diener zu finden. Diese sind mir während fünf Monaten treu geblieben.

Ich stieß hier auf sehr ingeniöse Tierfallen, z. B. auf eine Rattenfalle, die im Prinzip der europäischen recht ähnlich ist, indem die Ratte durch einen Köder in einen Bambus gelockt wird, wo sie eine Schlinge auslöst, die sich um sie zusammenzieht. Eine Vogelschlinge wurde so verwendet, daß man sie dem Vogel mit raschem Ruck um die Beine zuzog, wenn er sich, durch Futter gelockt, in der Schlinge niederließ. Es gab auch ein korbartiges Geflecht, das man an dünner Schnur über einem Neste aufhing. Setzte sich der Vogel aufs Nest, so riß man mit einer unten am Korb angebrachten stärkeren Schnur die dünnere Tragschnur durch, so daß der Korb aufs Nest fiel und den Vogel einschloß. Auch gibt es reusenähnliche Körbe, in denen der Vogel sich fängt.

Skulptur fehlt völlig, außer an den eleganten Keulen mit vierspitzigem Sternenknauf. Der Griff wird mit einer Schnur aus Menschenhaar umwunden, das wohl auch vom Haupte eines toten Kriegers stammt. Diese Keulen sind jetzt auch auf anderen Inseln sehr beliebt und werden fast über die ganze Gruppe verkauft als Paradekeulen bei Tänzen. Natürlich sind die heutigen Fabrikate mit den alten Stücken nicht zu vergleichen. Sie sind zu dünn und zu leicht, um je als Waffe dienen zu können, und bestehen nicht aus dem harten, schweren Holz wie die alten Stücke, die durch den jahrelangen Gebrauch jene schöne Politur angenommen haben, die ihnen eigen ist.

Hier stieß ich auch zum erstenmal auf Korbteller, und es dürfte das in der Gruppe wohl ihr südlichstes Vorkommen sein, denn auf anderen Inseln fehlen sie völlig, während sie im Norden in den Banksinseln schon ganz alltägliche Gegenstände sind und, je weiter man nördlich geht, desto häufiger und besser ausgeführt sich finden. Die Körbe hier waren äußerst einfach hergestellt in einer Art Spiralgeflecht, indem ein umwundenes Strohseil spiralig aufgewunden und durch leichtes Geflecht zusammengehalten wurde. Man verstand es hier noch nicht, die Mitte der Korbschale zu flechten, und ließ sie darum offen. Es bildete der Korb daher nur einen Ring, dessen Boden man durch Blätter ausfüllen mußte. Dies ist eine recht interessante Illustration, wie auch die einfachsten Gegenstände das Produkt uralter Erfahrung und Verbesserung sind und wie ein Gegenstand, aus seiner Umgebung entführt, erst nach vielen Generationen sich der neuen Kultur anpaßt und lebenskräftig wird, sonst aber bald verkümmert und verloren geht. Man braucht diese Körbe als Teller, um auf ihnen die „Lap-Lap"-Puddings und gekochte Früchte aufzutischen.

Recht gut gepflegt waren die Tanzplätze, wennschon sie lange nicht die Weihe derjenigen auf Vao zeigten. Ihr Hauptschmuck waren lange Doppelreihen von Siccapalmen, jener Zwergpalme, die ein religiöses Symbol ist und bei allen Kulthandlungen gebraucht, auch fast überall auf Gräber gepflanzt wird und für Amulette unentbehrlich ist. Hier wird für jedes Opfer-

fest eine Siccapalme gepflanzt, so daß bei alten Tanzplätzen der ganze Platz von den zierlichen Bäumen eingerahmt ist. Ich hatte Gelegenheit, einem Opferfeste beizuwohnen, das aber im großen und ganzen denen auf anderen Inseln glich und nur in den Details Neues bot.

Am ersten schönen Tage trat ich den Rückweg zur Küste an. Es war einer der herrlichsten Märsche, die mir in den Inseln beschieden worden sind. Himmel und Luft waren klar wie an einem Sommermorgen in der Heimat. Nach einigem mühsamen Klettern im Dunkel des Urwaldes erreichten wir den Rücken eines hohen Berges, der sich dem Ufer entlang zog und steil zum Meer abfiel. Inland hatte ich oft freie Blicke über das wohlbebaute Land mit seinem vielgestalteten Baumwuchs, und zur Rechten sank der Blick in eine silbern-blaue Unendlichkeit, die in der Tiefe sich als Meer erkennen ließ, das ohne Horizont in den Himmel überging. Fast direkt zu Füßen konnte ich das feine Netzgekräusel der Wellen sehen, die Brandung als weißen zu- und abnehmenden Streifen dem Ufer entlang und das Riff unter Wasser als purpurne Masse. Kühl schattig fielen die Berghänge in scharfer Silhouette zum Meer ab, und alle die mannigfaltigen Blicke wurden eingeschlossen von einem immer wechselnden Rahmen, den das Dickicht des Waldes bildete. Da waren das feine Spitzenwerk von Lianen oder die schweren, tölpelhaften Blätter des Brotfruchtbaumes, der zierliche Stern des Baumfarns oder die Wurzeln eines Feigenbaumes, die in das Himmelsblau hineinschnitten, manchmal auch eine Palme, welche in graziöser Linie sich über den Abgrund neigte. Derartig herrliche Stunden und Anblicke, wie selten sie auch sind, entschädigen reichlich für die vielen trüben Regentage, und als ob das Gemüt sich mit leichter Luft und mit Farbenschönheit gesättigt habe, wirken solche Stunden noch tagelang nach und bilden in der dumpfen Gegenwart eine Gewähr für die dauernde Existenz des Schönen, an der man manchmal zweifeln könnte.

Nach San-Mar-Mar zurückgekehrt, hatte ich nachts den wunderbaren Anblick, ganz Ambrym in roten Gluten zu sehen, durch die schwere Wolken in unheimlichen Formen und dunklen Massen zogen und quollen. Der Vulkan war wieder tätig, und der Widerschein der Lava in den Kratern beleuchtete düster die Wolken und die Inseln.

Noch intensiver als auf anderen Inseln interessierten sich hier die Eingeborenen für Zoologie. Um ihnen zu zeigen, was ich wolle, hatte ich in Spiritus von Neukaledonien einen Frosch mitgenommen, um festzustellen, ob er in den Neuen Hebriden wirklich fehlt. Das Tierchen erregte bei allen das größte Erstaunen; es sprach sich herum, daß ich ein merkwürdiges Tier hätte, und bald kamen von weither Leute, die sich den Frosch ansehen wollten, lange das Glas in den Händen drehten, jede Einzelheit betrachteten und sich die Bewegung des Tieres genau erklären ließen. Offenbar bedeutet die Kenntnis der Tierwelt für die Leute, die ja so eng mit der Natur zusammenleben, viel mehr als für uns, die wir der Natur entfremdet sind. Vielleicht noch intensiveres Interesse haben die Eingeborenen an Pflanzen.

Nicht nur sind seltene und nützliche Pflanzen das einzige, worauf mich je beim Marsche meine Diener aufmerksam machten, sondern sie zeigten auch höchste Überraschung, auf anderen Inseln ihnen fremde Pflanzen zu finden, und wenn immer möglich, sammelten sie Schosse oder Samen, um diese in der Heimat zu pflanzen. Auf diese Weise verbreiten sich besonders Nutzpflanzen, aber auch Medizin- und Zauberkräuter rasch über den Archipel, während für Blumen wenig Interesse besteht, trotzdem der Schwarze gern sein Haar mit farbigen Blüten besteckt und zwar immer auf eine ausnehmend wirkungsvolle und gefällige Art, welche die Natur der Blume am besten zur Geltung bringt. Anthropologisches Interesse bezeugt auch das kleine Erlebnis, als mir ein eingeborener Lehrer erklärte, die Leute hier seien schwarz geworden, weil sie keine Kleider getragen hätten, doch würden sie nun, da sie sich bekleideten, langsam wieder weiß, wie ein Missionar ihm versichert habe. Das sehe man an einem Manne, dessen Eltern schon Kleider getragen hätten, und der schon halb weiß sei. Er führte mich daraufhin zu einem gescheckten Albino, wohl dem häßlichsten Wesen, das ich je gesehen habe.

Vierundzwanzigstes Kapitel.
Abfahrt von Pentecôte.

Wie ich einen Monat lang hatte warten müssen, das nur fünf Meilen von Ambrym entfernte Pentecôte zu erreichen, lag jetzt das Problem vor mir, Pentecôte wieder zu verlassen. Ich gedachte, in Dip Point den englischen Dampfer zu treffen und mit ihm nach Aoba zu fahren. Herr F. wollte mich in seinem Motorboot an einem Montag nach Dip Point bringen.

Es war kein großes Unternehmen, wir brauchten nur den fünf Meilen breiten Kanal zwischen Pentecôte und Olal zu durchqueren und dann der Küste entlang nach Dip Point zu fahren.

Allein Ende der Woche setzte der Südostwind kräftig ein und jagte die Gewässer durch den engen Kanal, wo sie sich in hohen Wellen aufbäumten und mit den weißen Schaumkronen weithin das stahlgraue Meer belebten. Unter diesen Umständen war es nicht ratsam, die Fahrt zu wagen, und gespannt erwarteten wir, ob der Wind sich legen werde. Es war aber keine Änderung zu bemerken. Alle paar Minuten stürzte ein heftiger Windstoß aus dem engen Waldtale zur Küste, rüttelte das Haus in allen Fugen und strich dann, das Wasser dunkel kräuselnd, über die Wellen, um sich in den Schaumkronen zu verlieren.

Am Sonntagabend waren wir reisefertig, um bei Tagesanbruch, bevor der Südost seine volle Stärke erreicht, die Fahrt zu versuchen. Aber da die ganze Nacht die Böen heftiger als je tobten, ließen wir den Wecker um 4½ Uhr auslärmen, ohne uns zu rühren.

Mißmutig überblickten wir am Morgen das hochwellige Meer, das uns vom nahen Ambrym trennte. Ich hatte die angenehme Aussicht auf eine vierwöchige Gefangenschaft auf Pentecôte. Herr F. riet mir schließlich, einen alten Franzosen, Herrn Gr., zu engagieren, damit mich dieser in seinem Segelboote direkt nach Aoba bringe. Dieser Plan leuchtete mir keineswegs ein, mußte aber versucht werden. Darum fuhren wir am Nachmittag in dem ruhigen Wasser an der Westküste der Insel nach Norden. Nach zwei Stunden angenehm sonniger Fahrt hatten wir das Ziel erreicht: Wasserfall, so benannt nach einer malerischen Kaskade, deren breite Silberbänder im Dunkel einer Schlucht aus dem Walde leuchteten.

Herr Gr. erwartete uns am Ufer. Er hatte nie viel zu tun und Zeit, das Meer zu betrachten. So konnte ihm die Ankunft eines Fahrzeugs nicht

entgehen. Ich trug ihm mein Anliegen vor; nach einigem Brummen willigte er ein. Mein Gepäck flog ans Ufer, und das Motorboot fuhr ab.

Herr Gr. war ein alter Matrose, barfüßig, klein, lebhaft, mit grauem Knebelbart. Er stand momentan etwas unter Alkohol und war sehr aufgeregt. Während wir mit schnellen Schritten auf dem Sande hin und her gingen, erzählte er mir seinen Ärger. Er hatte vom katholischen Missionar als Er und nicht als Père gesprochen, dieser, einen alten Groll im Herzen, erklärte Herrn Gr. „tabu". Es sollte niemand mehr für ihn arbeiten und ihm keine Kopra mehr verkaufen. Derartige Befehle sind den Eingeborenen immer willkommen, sie freuen sich über die Fehden der Weißen und hoffen im Trüben fischen zu können. Herr Gr. befand sich in einer mißlichen Lage, er konnte keinen Matrosen für die Bedienung seines Bootes finden. Es waren zwar an dem Morgen zwei „men-bush" gekommen, die jedoch von der Bedienung eines Bootes keine Ahnung gehabt hatten und sich dumm anstellten. Ungeduldig wie er schon war, hatte er einem eine Ohrfeige gegeben, den anderen geprügelt. Wütend hatten sich die beiden gerettet und in den Strand einen Stab gesteckt, zum Zeichen, daß sie wiederkehren und ihn töten wollten. Über diese Drohung regten wir uns nicht sehr auf, mehr beschäftigte uns das Problem, einen Matrosen für das Boot zu finden. Bei der Hinfahrt konnten meine zwei Diener helfen, für die Rückkehr jedoch, die bei widrigen Winden mehrere Tage dauern konnte, mußte Herr Gr. einen Helfer haben.

Wir sandten in alle Dörfer der Umgebung, ohne Erfolg. Die meisten benutzten als Ausrede, sie hätten Angst, geprügelt zu werden, was Herrn Gr.s gute Laune nicht verbesserte.

Gegen Abend zogen wir uns in das „Haus" zurück. Dieses Haus war eine große Hütte aus Bambuslatten, mit Palmblättern gedeckt. Im Innern waren einige Abteilungen durch Lattenwände hergestellt, ein Warenraum, ein Schlafraum und der Speisesaal.

In dem letzteren waren auf der einen Seite ein Berg verstaubter Weinflaschen, ein alter Schleifstein, ein Kübel mit Lehm und undefinierbar unappetitlichen Substanzen, zwischen denen auch eine große Schildkrötenschale zu entdecken war. Auf der anderen Seite war ein wohlgezimmerter Tisch in die Wand eingelassen, auf dem schmutzige Gläser und Schalen, Schnapsflaschen und zerbrochene Teekannen und Zuckertöpfe sich in fettigen Schichten spiegelten. Ein kunstvoller Aufbau aus alten Kisten war Geschirr- und Speiseschrank, Kisten dienten auch als Stühle.

Die Gastlichkeit des Hausherrn war aber darum nicht weniger herzlich, man begann mit „la goutte" und fuhr fort und endete mit „la soupe". Letztere bestand aus Wasser und Biskuits und Yams. Mit vielem Seufzen war das merkwürdige Gericht von Frau Gr. hergestellt worden. Sie war eine alte krausköpfige Eingeborene, häßlich, ein wenig verrückt und kurzsichtig, was ihr ein komisches Benehmen verlieh. Das Geschirr war genügend blank, um beim Lichte der trüben Lampe rein zu erscheinen. Schließlich



Gruppe auf dem Tanzplatze einer hohen Kaste in Malekula.

Neben der geschnitzten Trommel ist ein hoher Pfahl, an dem zahlreiche menschliche Figuren geschnitzt sind und an dessen Spitze eine Puppe befestigt ist. Dieser Pfahl ist das „Wappen“ einer der höchsten Kasten der Suque.

B. 63

entgehen. Ich trug ihm mein Anliegen vor; nach einigem Brummen willigte er ein. Mein Gepäck flog ans Ufer, und das Motorboot fuhr ab.

Herr Gr. war ein alter Matrose, barfüßig, klein, lebhaft, mit grauem Knebelbart. Er stand momentan etwas unter Alkohol und war sehr aufgeregt. Während wir mit schnellen Schritten auf dem Sande hin und her gingen, erzählte er mir seinen Ärger. Er hatte vom katholischen Missionar als Er und nicht als Père gesprochen, dieser, einen alten Groll im Herzen, erklärte Herrn Gr. „tabu". Es sollte niemand mehr für ihn arbeiten und ihm keine Kopra mehr verkaufen. Derartige Befehle sind den Eingeborenen immer willkommen, sie freuen sich über die Fehden der Weißen und hoffen im Trüben fischen zu können. Herr Gr. befand sich in einer mißlichen Lage, er konnte keinen Matrosen für die Bedienung seines Bootes finden. Es waren zwar an dem Morgen zwei „men-bush" gekommen, die jedoch von der Bedienung eines Bootes keine Ahnung gehabt hatten und sich dumm anstellten. Ungeduldig wie er schon war, hatte er einem eine Ohrfeige gegeben, den anderen geprügelt. Wütend hatten sich die beiden gerettet und in den Strand einen Stab gesteckt, zum Zeichen, daß sie wiederkehren und ihn töten wollten. Über diese Drohung regten wir uns nicht sehr auf, mehr beschäftigte uns das Problem, einen Matrosen für das Boot zu finden. Bei der Hinfahrt konnten meine zwei Diener helfen, für die Rückkehr jedoch, die bei widrigen Winden mehrere Tage dauern konnte, mußte Herr Gr. einen Helfer haben.

Wir sandten in alle Dörfer der Umgebung, ohne Erfolg. Die meisten benutzten als Ausrede, sie hätten Angst, geprügelt zu werden, was Herrn Gr.s gute Laune nicht verbesserte.

Gegen Abend zogen wir uns in das „Haus" zurück. Dieses Haus war eine große Hütte aus Bambuslatten, mit Palmblättern gedeckt. Im Innern waren einige Abteilungen durch Lattenwände hergestellt, ein Warenraum, ein Schlafraum und der Speisesaal.

In dem letzteren waren auf der einen Seite ein Berg verstaubter Weinflaschen, ein alter Schleifstein, ein Kübel mit Lehm und undefinierbar unappetitlichen Substanzen, zwischen denen auch eine große Schildkrötenschale zu entdecken war. Auf der anderen Seite war ein wohlgezimmerter Tisch in die Wand eingelassen, auf dem schmutzige Gläser und Schalen, Schnapsflaschen und zerbrochene Teekannen und Zuckertöpfe sich in fettigen Schichten spiegelten. Ein kunstvoller Aufbau aus alten Kisten war Geschirr- und Speiseschrank, Kisten dienten auch als Stühle.

Die Gastlichkeit des Hausherrn war aber darum nicht weniger herzlich, man begann mit „la goutte" und fuhr fort und endete mit „la soupe". Letztere bestand aus Wasser und Biskuits und Yams. Mit vielem Seufzen war das merkwürdige Gericht von Frau Gr. hergestellt worden. Sie war eine alte krausköpfige Eingeborene, häßlich, ein wenig verrückt und kurzsichtig, was ihr ein komisches Benehmen verlieh. Das Geschirr war genügend blank, um beim Lichte der trüben Lampe rein zu erscheinen. Schließlich



Gruppe auf dem Tanzplatze einer hohen Kaste in Malekula.

Neben der geschnitzten Trommel ist ein hoher Pfahl, an dem zahlreiche menschliche Figuren geschnitzt sind und an dessen Spitze eine Puppe befestigt ist. Dieser Pfahl ist das „Wappen" einer der höchsten Kasten der Suque.



Trommelgruppe auf einem Tanzplatz in Süd=Malekula.

Neben den großen Trommeln liegen kleinere, mit höheren Tönen, auf denen die Begleitung gespielt wird. Hinten ist ein Schutzdach für ein Opferschwein. Der Mann hat in der Rechten ein Muschelhorn.



Männer in Aoba bei der Kawabereitung.

Der Mann am Baum zerschabt die Wurzel mit einer scharfen Koralle, der Mann im Vordergrund preßt die mit Wasser durchgekneteten Fasern in zwei Kokosbecher aus, die zwei Männer hinten sind im Begriff, die trübe Flüssigkeit durch Palmbast durchzuseihen.



Rückkehr von einer Ausgrabung auf Ambrym.

Die völlig verblüfften Eingeborenen folgen mir und meinen Dienern in großer Erregung.



Grammophon-Konzert bei einem Weißen.

Die Eingeborenen hören verständnislos, aber entzückt zu.

brachte die Dame noch einen Teetopf, an dem der Ausguß zerbrochen war, so daß beim Ausgießen die Hälfte des kostbaren Trankes dem Topf entlang auf den Tisch floß. Dort rollte es wie Quecksilber auf der fettigen Fläche nach den Ritzen und tropfte durch diese auf den Boden. Einige Katzen rieben sich an den Kisten und machten verwegene Angriffe auf den Tisch.

Mit einem tiefen Seufzer setzte sich Frau Gr. zu uns, blinzelte über die Herrlichkeit und machte sich über die Reste her, die mit Schmatzen und Schnupfen rasch verschwanden. Zuletzt wischte sie sich den vorstehenden Mund an dem Waschlappen, stieß herzlich auf und blinzelte träumend in die Laterne.

Der Wind fuhr in Stößen durch das Haus; wir fröstelten, rauchten, Herr Gr. wurde gesprächig. Er erzählte von seinen Abenteuern als Matrose, als Hafenbeamter in Nouméa und als Kapitän in den Neuen Hebriden.

Wenn er auch einige dunkle Punkte in seiner Vergangenheit hatte, war er doch eine durchaus ehrliche, zuverlässige Haut, ein alter Seebär, rauh, aber gutmütig. Er hatte viel gesehen, aber natürlich nur vom Standpunkte des Seemanns aus. Er kannte die Takelung jedes Schiffes, wußte bei jeder Begebenheit, ob der Wind von Osten oder Südosten gekommen sei, wie viele Segel das Schiff getragen und wie es gestanden habe und eine Menge Details, die für einen Seemann gewiß sehr wichtig und interessant sind, für mich aber schon durch die technischen Ausdrücke unverständlich waren. Es genügte aber völlig, wenn ich hier und da brummte und nickte, um das Gespräch im Gange zu halten.

Dann kamen wir auf die Inseln zu sprechen. Herr Gr., einer der besten Seeleute hier herum, belehrte mich über die Vor- und Nachteile eines jeden Ankerplatzes, sagte mir, bei welchem Winde der sicher sei, und wann der andere Schutz gewähre, und wo man sich bei einem Zyklon hinretten könne.

Über seine eigenen Erlebnisse in den Inseln, in der wilden Zeit vor fünfzehn Jahren, sagte er wenig, dagegen regalierte er mich mit einigen jener Greueltaten, von denen man jetzt spricht, wie man in Europa von den napoleonischen Kriegen u. dgl. sich erzählt.

Da war jenes berühmte Piratentrio, wovon einer ein hölzernes Bein, der zweite einen hölzernen Arm und der dritte ein Glasauge gehabt hatte. Sie machten gern gemeinsam den Eingeborenen ihre Künste vor, indem jeder sein betreffendes Glied abschnallte und vor sich auf den Tisch legte. Den unschuldigen Schwarzen sträubten sich die Haare, wenn der Dritte sein Auge herausnahm und dann wieder einsetzte, und wenn sie sich von dem Schauder erholt hatten, bemerkten sie erst, daß das Schiff mittlerweile sachte vom Ufer weggetrieben war und sie als Gefangene auf hoher See hielt. Die drei Herren wurden dann plötzlich sehr energisch, jagten die Gäste unter Deck und verkauften sie in Queensland.

Das künstliche Bein soll auch dem Besitzer einmal das Leben gerettet haben, als er von den Eingeborenen verfolgt wurde. Er hatte Gelegenheit, das Glied abzuschnallen, und schwang es drohend gegen seine Verfolger.

Die wagten es nicht, dem Manne etwas anzutun, der sich so einfach sein Bein ausrupfen konnte, um es als fürchterliche Schlachtkeule zu gebrauchen.

Es kam auch jene wahre Geschichte zur Sprache von den Sklavenhändlern, welchen das Kriegsschiff auf den Fersen war. Als sie sich einer Inspektion nicht mehr entziehen konnten, wurden die geraubten Eingeborenen an den Anker gebunden und über Bord geworfen. Der Offizier, der das vor Anker liegende Schiff inspizierte, fand keine Eingeborenen an Bord.

Einer dieser Piraten hatte einst eine Frau mit einem Säugling gestohlen. Der Säugling störte ihn, weshalb er ihm den Kopf an der Brüstung zerschmetterte und die Leiche über Bord warf. Derselbe pflegte Eingeborene gelegentlich zu rösten wie Kopra, wenn sie ihn ärgerten, oder er band sie in der Sonne an einen Pfahl und beschmierte sie mit Melasse, damit Fliegen und Ameisen sie quälten.

Ein anderer fuhr um Aoba herum und schoß auf jeden Eingeborenen, den er in den Felsen sehen konnte.

Einer derselben fand seine Strafe, er wurde von den Eingeborenen bei lebendigem Leibe in Stücke geschnitten. Andere lebten oder leben noch als angesehene Kolonisten.

Dann kamen die harmloseren Geschichten von jenem, der den Eingeborenen rote Schminke verkaufte und sie dann einlud, sich in einem Spiegel unten im Schiffe zu bewundern. Als alle unten waren, klappte er die Luke zu und fuhr ab.

Ein anderer bat die Eingeborenen, ihm eine Kiste an Deck zu bringen, sie sei voll Waren. Die Kiste war jedoch im Boden des Schiffes angeschraubt und eine große Zahl Eingeborener bemühte sich vergebens, sie zu heben, als auch hier die Luke sich schloß und das Schiff abfuhr.

Das sind alles relativ alte Geschichten. Vor zwei Jahren zerbrach einer einem Eingeborenen eine Flasche an der Stirn, die ihm eine klaffende Wunde schnitt. Dann band er ihn an einen Pfahl und legte ihn in die Sonne, jeden, der ihm helfen wollte, mit dem Revolver bedrohend. Schließlich gelang es einem Missionar, den Mann für 16 £ von seinem Herrn zu kaufen. Er war im Delirium, die Fesseln hatten ihm an Hand- und Fußgelenken tiefe Wunden geschnitten, und er blieb dauernd schwachsinnig. Die französische Regierung legte dem Manne eine Strafe von 2 £ 10 sh auf; die 16 £ durfte er behalten, hat also noch einen Profit von 13 £ 10 sh gemacht.

Es wurde auch die Geschichte vom gesprengten Haifisch aufgetischt. Dieses Ungeheuer lebte an den verschiedensten Orten und ließ sich nie mit der Angel fangen. Einst hatte Herr Gr. mit Dynamit eine Menge Fische getötet, als auch der Riesenhai sein Teil sich holte. Die Gelegenheit war günstig. Man senkte eine Dynamitpatrone mit langer Zündschnur in einen Fisch, den man dem Hai zuwarf. Der Hai verschlang den Fisch und explodierte.

Das war der Glanzeffekt des Gesprächs. Wir klopften die Pfeifen aus und begaben uns ins Schlafzimmer, wo schon lange Frau Gr. im Ehebette schnarchte. Dort hingen an der Wand allerlei Seltsamkeiten: Schildkröten-

schalen, Krebsenpanzer, Muscheln, Netze, Bajonette, Fischspeere, auch ein enormer hölzerner Anker, den Herr Gr. sich zur Zierde seines Hauses gemacht. Irgendwo war ein verstaubtes, aber sehr zierlich gearbeitetes Modell eines Schoners, das Resultat der Mußestunden des Herrn Gr. Medizinflaschen, Wäsche und alte Gewehre vervollständigten das Chaos. In einer Ecke war ein Feldbett, in das ich mich legte, es war aber auch mir zu kurz. Herr Gr. sah nach dem Barometer und kroch unter das Moskitonetz zu seiner Gemahlin. Während ich den Flöhen und Moskitos wehrte, lauschte ich dem Wind, der Brandung, dem Regen, der über den Wald und das Haus prasselte. Einige Ratten raschelten quiekend mir zu Häupten, dann schlief ich ein.

Der nächste war ein herrlicher sonniger Morgen. Nach der Nachtkühle war es ein wohliges Gefühl, sich in die Sonne in den warmen Sand zu legen. Es quälte uns aber immer noch das Problem, Diener zu finden. Ohne viel Hoffnung brannte Herr Gr. eine Dynamitpatrone ab, dann wanderte er unruhig vor dem Hause hin und her.

Gegen Mittag kamen einige Männer mit Kopra. Der „Teacher" war bei ihnen. In ein großes Buch malte er die Gewichte und rechnete für jeden seinen Betrag aus, was ihm nicht viel mehr Mühe verursachte als Herrn Gr. selbst.

Wir nahmen zwei Männer aufs Korn, und also direkt aufgefordert, konnten sie nicht wohl verweigern und erklärten sich bereit, für zwei bis drei Tage an Bord zu kommen. Inzwischen hatte sich der Wind geändert, wenigstens behauptete Herr Gr. so; er sei von Südost nach Nordost umgeschlagen, und mit diesem Winde sei eine Landung in Aoba unmöglich. Wir beschlossen also, nach Dip Point zu fahren, um dort vielleicht noch den englischen Dampfer zu erreichen. Die Eingeborenen kauften für ihr Geld, was sie brauchten, dann machten wir uns reisefertig. Es war ein winziges Schiffchen, das mein Gepäck beinahe nicht fassen konnte; aber es war gedeckt und Herr Gr. ein erfahrener Seemann. Der schöne Morgen hatte sich in einen unfreundlich regnerischen Mittag gewandelt. Immer noch jagten die berüchtigten Pentecôte-Böen über die graue See. In den Bergen hingen schwere Regenwolken.

Kaum waren die Segel gespannt, so schossen wir auch schon vom Ufer weg, rauschend teilte sich das Wasser, das Ufer verschob sich wie im Fluge, hier und da neigte sich das Boot unter dem Druck der Windstöße. Herr Gr. war am Steuer, wir anderen hockten auf dem flachen Deck und hielten uns, wo es gehen wollte, fest. In der Takelung sang der Wind, in plötzlicher Windstille knallten die Segel.

Wir segelten noch in ziemlich ruhiger See, allein die Böen waren so stark, daß wir die Segel reffen mußten; dann kam Regen, und die Küste von Ambrym verschwand im weißen Dunste. Herr Gr. musterte mit seinen eingekniffenen Augen den Horizont, als uns ein wilder Wind faßte und das Boot tiefer und tiefer neigte. Krampfhaft kletterten wir nach der oberen Kante, das Wasser spülte uns bis an die Knie, Herr Gr. konnte dem Steuer

mit dem Fuß einen letzten Stoß geben, so daß das Boot sich im Schwung gegen den Wind stellte und langsam wieder aufrichtete. „Down sail,“ schrie Herr Gr., aber die Eingeborenen saßen mit grünlichbraunen Gesichtern auf Deck und blickten gedankenlos erschrocken im Kreise. Einer lachte dumm und kreischend. Ich hielt das Schiff gegen den Wind, Herr Gr. reffte die Segel, soweit es gehen wollte, dann machten wir rechtsum kehrt und fuhren zurück; das Boot konnte den Wind nicht aushalten.

Mühsam kreuzten wir zurück, durchnäßt, schauernd und gierig nach der sicheren Küste spähend. Nach zwei Stunden stießen wir an Land und eilten in die Küche ans Feuer. Wir wollten es am nächsten Morgen wieder versuchen. Die beiden Eingeborenen gingen nach Hause, mit dem Versprechen, wiederzukommen, wenn es nicht mehr regne. Es war leicht zu erkennen, daß sie keine Lust hatten, die Fahrt bei dem Wetter nochmals zu versuchen.

Den Rest des Nachmittags verbrachten wir mit illustrierten Zeitungen. Herr Gr. hatte einen Stoß loser, ungeordneter Blätter, uralte Geschichten von Anno 1890 u. dgl. Da war die Dreyfuß-Affäre und der Tod der Königin Viktoria. Meine Diener wendeten die Blätter sorgsam, aber in stummem Unverständnis; nur Kriegsbilder verleiteten sie zu längerem Grübeln. Herrn Gr. interessierten in erster Linie Schiffsbilder, Jachten und Kriegsschiffe. Großen Eindruck machten ihm auch die Bilder von den Begräbnisfeierlichkeiten der Königin, und er studierte genau den Gesichtsausdruck der Leidtragenden, besonders des Königs, in dessen Zügen er wirklichen Kummer entdecken wollte.

Auch las er mir mit viel Behagen und Stolpern alle jene faden Witze vor, die sich auf der Innenseite der Umschläge französischer Blätter befinden, und klatschte sich auf die Schenkel vor Vergnügen. Zuletzt brachte er mir ein altes Bändchen, eine Erzählung vom Aufstande in der Vendée, „de chez moi, de chez moi, c'est y quand même épatant“. Es kommt darin ein curé vor, und er glaubte, das sei ein guter curé, aber er war noch nicht ganz sicher, er war erst auf Seite 65. Er wollte unbedingt, ich solle das Buch lesen, wozu ich keine Lust hatte, dann las er mir die letzten Seiten vor, ziemlich süßliches Zeug, wie mir schien. Dann war Essenszeit; dieselbe dünne Suppe wie gestern, und statt von Piraten erzählte er mir von der Heimat, von archäologischen Forschungen, die er als Knabe in den Ruinen von Klöstern und Schlössern unternommen hatte. Es war ein gemütlicher Abend, aber der Wind und Regen hielt an, auch als wir auf unseren Lagern lasen, Herr Gr. Seite 66 des Buches „de chez lui“, ich eine Nummer der „Revue hebdomadaire“ von 1899.

Die zwei Eingeborenen erschienen natürlich am nächsten Morgen nicht, es war mir das angenehm, denn ich fühlte selbst kein Bedürfnis, das Experiment von gestern mit vielleicht fatalem Ausgange zu wiederholen. Im Laufe des Tages klärte sich aber das Wetter entschieden, und die Windstöße wurden seltener und schwächer. Der Regen hörte auf, und die Wolken auf den Bergen zogen sich zurück. Wir beschlossen, die Fahrt am

nächsten Morgen aufs neue zu versuchen. Herr Gr. hoffte immer noch auf Diener, ich riet ihm, sie am Abend mit einer Dynamitpatrone zu rufen, was er für aussichtslos hielt.

Er tat das dafür am nächsten Morgen, doch hatten wir nicht Zeit, ihre Ankunft abzuwarten. Um 8 Uhr segelten wir ab, d. h. in völliger Windstille trieben wir langsam der Küste entlang. Es dauerte das mehrere Stunden; hoffend spähten wir über das spiegelnde Wasser, ob es sich kräusele; von allen Seiten kamen leichte Hauche, ohne uns vorwärts zu bringen. Gegen 11 Uhr sahen wir am Strande einige Punkte sich bewegen. Es waren die zwei Eingeborenen, die herabgekommen waren, einige Zeit enttäuscht das ferne Schiff betrachteten und dann wieder umkehrten, nach Hause.

Doch hatte uns die Strömung ziemlich weit nach Süden getragen, so daß wir plötzlich in der starken Südostbrise uns befanden, die durch den Kanal strich. Es war gerade die richtige Segelbrise für uns, die das Boot angenehm zur Seite legte und die Hitze milderte, die in der Mittagssonne peinlich geworden war. Später kamen wir auch in hohe See, in eine imposante Dünung, die vom freien Meer durch den Kanal quoll. Es waren flache Riesenwellen, die das Schiff mühsam erstieg und dann leicht auf ihrem Rücken hinabglitt. Darüber waren die kleinen Wogen, die der heutige Wind aufwühlte. Wie ein Pferd nahm das Schiff diese Hindernisse, man fühlte die Anstrengung vor dem Aufsprung, die Erleichterung, wenn der Kamm der Welle unter uns verrauschte, das Schwanken und Balancieren, wenn mehrere rasch folgende Wellen das Gleichgewicht gestört hatten.

Die Fahrt in der Bläue über und unter uns, im frischen Winde und der schnellen Bewegung war ein Genuß, wie denn das Segeln nur vom Reiten übertroffen werden kann, wenn das Boot schnell und gut balanciert ist und der Wind nicht zu stark; es fühlt sich, als ob das Boot ein belebtes, mit Willen begabtes Wesen sei, das in kräftigem Streben die Wogen durcheilt.

So näherten wir uns sehr schnell Ambrym und waren halbwegs zwischen Olal und Dip Point, als ich plötzlich in der Ferne den englischen Dampfer entdeckte, der langsam der Küste entlang nach Olal schlich. Es schien uns langsam, in Wirklichkeit war es leider nur zu schnell.

Augenblicklich änderten wir den Kurs und steuerten so hart am Winde wie möglich. Wir kamen auch rasch der Küste näher, aber mittlerweile hatte der Dampfer unseren Kurs geschnitten, und bald sahen wir ihn bei Olal ankern.

Da diese Dampfer ganz unbestimmten Kurs haben, so kann man keine Kombination machen. Er konnte ebensogut in Olal die Nacht verbringen, als nach Dip Point zurückzufahren, oder nach Norden zu dampfen. Das einzig sichere ist, ihn da zu treffen, wo man ihn sieht — wenn man kann. Allein Herr Gr. hatte recht prophezeit, jetzt lag der Dampfer direkt in unserem Wind und wir konnten nur hoffen, ihn durch endloses Kreuzen zu erreichen, wenn er lange genug in Olal blieb. Wir kreuzten in dem immer schwächer werdenden Winde, das Auge auf den dunkeln Punkt in Olal gerichtet. Es

mutete mich an wie eine jener Piratengeschichten, diese Anstrengung, das ferne Schiff zu erreichen, es war beinahe spannend. Herr Gr. war noch aufgeregter als ich, denn er fluchte, sprang hin und her und stellte unermüdlich die Segel. Ein böses Schicksal ließ den Wind ersterben; wir ruderten krampfhaft, kamen aber nur langsam vorwärts. Wir hofften dann auf das an jenem Punkte starke Einsetzen der Landbrise und sehnten uns nach dem Sonnenuntergang. Die Sonne ging zwar unter, aber die Landbrise kam trotzdem nicht. Wir konnten nicht mehr hoffen, den Dampfer mit dem Boot zu erreichen. Das beste war, Ranon anzulaufen und dort ein Ruderboot zu mieten, das mich an Bord bringen konnte.

Während wir in der Dunkelheit hastig an Land ruderten, glitten einige trübe Lichter an uns vorbei, es war der Dampfer, der anscheinend nach Norden abfuhr. Wir hatten ihn also verfehlt. Herr Gr. war ebenso mißmutig wie ich, sein Seemannsherz war tief verletzt.

In Ranon, einer großen Kokosplantage, waren riesige Feuer angezündet. Wir wurden beim Landen von einer großen Zahl Arbeiter beinahe herzlich begrüßt, jedenfalls machten sie sich alle aufs freundlichste nützlich und führten uns zum Wohnhaus, die Honneurs machend. Als wir nach dem Meister fragten, sagten sie uns, er sei krank im Spital, und der stellvertretende Nachbar sei ebenfalls krank. Aber sie führten uns zum Bootshause und brachten uns Feuerholz und Wasser. Während wir es uns im Bootshause bequem machten, fuhren die Schwarzen in ihrem Sing-Sing fort, tanzten singend die ganze Nacht um die Feuer; der Empfang war aber wirklich recht nett gewesen.

Wir waren alle recht müde, der Boden schwankte uns noch unter den Füßen. In der warmen Luft Ambryms schliefen wir bald ein.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.
Nach Aoba.

Im Morgengrauen weckte uns die Explosion einer Dynamitpatrone. In den fischreichen Gewässern fischte man auf diese Weise jeden Tag große Mengen, teils zur Nahrung für die Arbeiter, teils zum Verkauf an die Eingeborenen. Während die Arbeiter in dem seichten Wasser tauchten, um die verstümmelte oder betäubte Beute aufzulesen und ins Boot zu werfen, kamen auch von allen Seiten die kleineren Haifische herbei, denen die Explosion ein wohlbekanntes Signal zum Frühstück war. Gierig schossen sie hin und her, überall waren ihre Rückenflossen zu sehen, auftauchend und verschwindend. Solange genügend Fische da sind, ist die Sache für die Eingeborenen gefahrlos. Diese kleineren Haie stellen nur den Fischen nach. Sind diese aber verschwunden, bevor die Raubtiere gesättigt sind, so kann es vorkommen, daß sie dem Schwarzen einen Fisch aus der Hand reißen wollen, wobei dann meistens auch die Hand mitgeht. Bei einiger Vorsicht läßt sich das aber vermeiden. Die großen „man-eating sharks“ sind zum Glück in den Inseln nicht sehr häufig und scheinen auf bestimmte Distrikte beschränkt zu sein.

Während das Boot mit der glitzernden, zuckenden Beute gefüllt wurde, sahen wir uns in der Besitzung um. Es war eine der ältesten Kokosplantagen in den Inseln. Etwa die Hälfte der Bäume trug Frucht, und der Ertrag an Kopra war etwa 20 t pro Monat, was bei einem Minimumpreise von 12 £ pro Tonne ein bedeutendes Einkommen darstellt. Dazu können von den Eingeborenen noch etwa 5 t pro Monat erhandelt werden, und an dem Verkauf der Waren an die Schwarzen werden etwa 30 % verdient, so daß diese Pflanzung die rentabelste Station in den Inseln sein mag. Allein die Besitzer der letzten Jahre waren alle arge Trunkenbolde und sonst dunkle Herren gewesen, so daß die Station jetzt einen traurigen Anblick bot.

Es war einst ein schwacher Versuch zu einem Garten gemacht worden, doch waren alle Blumen und Büsche verwildert und wucherten unordentlich über den Weg, dem entlang große Baumfarngötzen der Eingeborenen aufgestellt waren. Der Weg führte auf eine Art Terrasse, wo Schweine sich im eigenen Kote wälzten, wo Bananenschalen und halbverfaulte Brotfrüchte von zahllosen Fliegen umschwärmt wurden. Dort war eine Veranda, zum Eßzimmer bestimmt, wo jetzt jedoch Kuh- und Ziegenfelle einen scheußlichen Geruch verbreiteten. Hinter der Terrasse lag das

Wohnhaus, ein alter Bretterbau, der seine Bemalung schon lange verloren hatte, und dessen halbverfaulte Wände überall klafften. Nahe dabei war das Grab des ersten Besitzers, der von den Eingeborenen ermordet worden war. Der Marmor der Gedenkplatte war zerkratzt und zerhackt, das Eisengitter ums Grab zerbrochen.

Einzig im Stande waren die zwei großen Schuppen und die Koprotrockenhäuser. Solche Behausungen würden einen unerträglich trostlosen Eindruck machen, wenn man nicht an derartige Anblicke zur Genüge gewöhnt wäre. Es ist aber der Schmutz und die Unordnung desto bemühender da, wo sie nicht auf Armut, sondern auf pure Faulheit und Verkommenheit des Besitzers zurückzuführen sind.

Inzwischen waren die Fische in Körbe gepackt worden, die man an einen Baum hängte. Eine Herde von Katzen stand lüstern darunter; einige versuchten den Stamm zu erklettern, um zu den Fischen zu gelangen. Schon aber strömten die Eingeborenen herbei, meistens Weiber, mit einigen Yamsknollen oder Kokosnüssen. Für acht Nüsse erhielten sie drei Fische, mit denen sie sich befriedigt ans Ufer begaben, um sie auszunehmen. Die Kinder spielten mit den Eingeweiden, ringelten sie um die Finger und beschmierten sich das Gesicht; in Wolken stürzten sich die Fliegen auf die Abfälle.

Der Nachbar und ein Pflanzer aus Malekula waren in einem Boote hergekommen; man nahm den Absinth und schimpfte wie immer über die Regierung, die Missionare und im allgemeinen.

Das französische Schiff, der „Pacific", wurde heute erwartet, und alle Schwarzen wurden dazu verwendet, die Kopra in Säcke zu verpacken. Die Weißen saßen trinkend auf der Veranda und spähten mit einem Fernrohr müßig nach einem fernen Segel.

Dann sahen wir plötzlich den englischen Dampfer hinter dem Ufer bei Dip Point erscheinen und nach Norden dampfen. Er hatte also doch in Dip Point genächtigt, und wenn wir das gewußt, hätten wir ihn leicht noch erreichen können. Nun hatte ich ihn dreimal verfehlt und mußte mich auf eine monatliche Untätigkeit gefaßt machen.

Ich verabschiedete mich von Herrn Gr. Da mir die Eingeborenen gut bekannt waren (ich hatte mich in der Nachbarschaft mehrere Wochen aufgehalten), konnte ich für den Tag ihr Boot mieten, das mich nach Olal zu Herrn D. bringen sollte.

In dem schweren Boote ruderten wir langsam der Küste entlang. Ein unerfreulicher Regen durchnäßte uns, um einer heißen Sonne Platz zu machen, die unangenehme Feuchtigkeit schuf. Wie Trümmer einer Riesenmauer lagen die schwarzen Basaltblöcke am Ufer aufgetürmt, die Brandung sprudelte weiß in den Spalten, in fadem Gelbgrün stand drüber der Wald auf der hohen Böschung. Hier und da hockten nackte Eingeborene auf den Felsen, bewegungslos oder lässig nach Krebsen suchend. In den großen Blöcken schienen sie winzig klein, und ihre Färbung ließ sie kaum von den Felsen unterscheiden. So erschienen sie fast wie Tiere, als scheue Höhlenbewohner,

wie der flüchtige, obdachlose Wilde. Auf dem grauen Meere langsam treibend, in dem gebrochenen, traurigen Lichte habe ich selten eine so primitive, einsam unwirtliche Gegend gesehen.

Endlich kamen wir in den Kanal, in die schwere Dünung, die sich brausend auf dem Riffe brach, das Olal vorgelagert ist. Wir kamen bei tiefster Ebbe an; bei dem hohen Seegange war es unmöglich, durch den schmalen Riß in den Korallen zum Lande zu gelangen. Wir mußten weiter rudern, nach einer weiter im Osten liegenden Einfahrt, was bei der hohen See gegen den Wind ein mühseliges Unternehmen war. Aber wir erreichten den Ankerplatz auf dem weichen Sande, und während das Boot dort wartete, bis die Flut erlaubte, innerhalb des Riffs nach Olal zu fahren, machte ich den wohlbekannten Weg zu Fuß.

Ich fand meinen Freund D. in seiner kleinen Strohhütte in trauriger Verfassung. Er hatte von jeher ein vages Vorurteil gegen Chinin gehabt, jetzt plagte ihn darum ein Fieber, das auch mit großen Dosen Chinin nicht zu bekämpfen war. Dazu litt er an Erkältung und bot in dicker Wollmütze, in schwere Kleider und Decken gehüllt, einen Anblick, den man eher in polaren Breiten als in den Tropen erwartet hätte. Er war gar nicht vergnügt und dachte stark daran, die Inseln zu verlassen, obgleich er jetzt an der Kopra nett verdiente. Meine Ankunft schien ihm eine angenehme Unterbrechung seiner Einsamkeit zu sein, und er ließ es sich sogleich angelegen sein, mich heimisch zu machen.

Es begann die übliche Wartezeit, ohne daß ich viel hätte tun können, denn es konnte jederzeit ein Schiff vorbeifahren, das mich nach Aoba bringen konnte. Es vergingen aber volle drei Wochen. Ich vertrieb mir die Zeit damit, meine Diener zu bilden. Einer hatte einst auf der Mission ein wenig lesen gelernt, und ich versuchte, ihm auch das Schreiben beizubringen. Es war merkwürdig, daß er Gedrucktes fast fließend lesen konnte und in seinem Gebetsbüchlein sich recht nett zurechtfand, daß ihm aber das Lesen von Geschriebenem die größte Mühe machte. Ich gab ihm nun jeden Tag zwei Stunden; schreiben konnte er recht bald und buchstabieren auch, doch machte ihm das Zusammensetzen von Worten die merkwürdigsten Schwierigkeiten. Er las gewissenhaft z. B. M, A, E, W, O und sagte mir dann sehr stolz, das heiße Aoba. Zu allem hatte ich noch mit der englischen Orthographie Schwierigkeit, und phonetisches Buchstabieren läßt sich auch nicht immer durchführen. Ich gab darum nach einigen Wochen meine Lehrertätigkeit auf, zumal später dazu auch die Gelegenheit fehlte. Ich war übrigens nie sicher, ob der durchtriebene Kerl mich nicht zum Narren halte, aus lauter Höflichkeit, denn darin leisten die Eingeborenen oft starke Sachen. Er konnte sich z. B. sagen, daß es mir offenbar Vergnügen mache, ihn lesen zu lehren und er mir darum dieses Vergnügen nicht rauben dürfe, indem er mir zeige, daß er schon lesen und schreiben könne. Wenigstens hat er es mir einst beim Schwimmen ähnlich gemacht. Ich glaubte, er könne nicht schwimmen, und bemühte mich während einer Woche, es ihn zu lehren. Er ließ mich

anscheinend dankbar gewähren, benahm sich ängstlich und ungeschickt, während ich um ihn herumschwamm und ihm den Kopf über Wasser hielt, bis ich eines Tages sah, daß er wie ein Fisch schwimmen konnte. Seitdem habe ich nie mehr versucht, einen Eingeborenen irgend etwas zu lehren.

Endlich kam Herr W. vorbei, ein junger australischer Pflanzer aus Malo, der gewillt war, mich nach Aoba zu bringen. Vorerst wollte er sich zwar noch einige Tage an der Küste von Pentecôte aufhalten, um zu rekrutieren. Wir lagen dort bei miserablem Wetter während vier Tagen. Herr W. war einer von jenen Kolonisten, die nach dem Burenkriege mit dem Solde des Krieges in den Neuen Hebriden eine Pflanzung angelegt hatten. Er hatte während anderthalb Jahren den Krieg in Südafrika mitgemacht, und seine interessanten Erzählungen verkürzten die sonst so langen Stunden an Bord. Am letzten Tage war das Wetter prächtig, ich ging an Land und erlebte einen jener Genüsse, die die Natur uns gelegentlich schenkt, und die dann für immer eine wertvolle Erinnerung bleiben, ohne daß man sagen könnte, was den Wert der Stunde ausmachte, und warum sie mehr als andere ein kostbares, unvergeßliches Erlebnis war. Am Ufer windet sich ein lieblicher Fluß durch Röhricht und Wiesen, und in seinem sanften Fließen spiegeln sich die hellen Sandufer mit zarten Laubbäumen. Vor den massigen Uferbüschen steigen die dunkeln, zähen Stämme des Eisenholzes in eckigen Linien auf, und als leichter Flaum flattern ihre grauen Nadelbüschel im Winde hin und her wie Silberquasten vor dem blauen Himmel, an dem heitere Sommerwolken schweigend vorbeitreiben. Inland schwellt der Wald hellgrün in der trocknenden Sonne, blaue Schattenhöhlen geben dem grünen Wall Plastik, und an den fernen Hügeln des breiten Tales schlummert der Wald in vollen Kuppeln und Domen in gedämpftem Grün, bis er an den letzten Bergen, welche die Talhügel überragen, als blauer Duft um die runden Kuppen webt. Ich liege unter den überhängenden Schattenbäumen im Schutze vor der gelben Sonne. Vor mir spielen die Wellchen mit dem Uferkies, und die feinen Lianen hängen von den Zweigen herab und schleifen wohlig im heiter fließenden Wasser. Es ist still und geschlossen wie in einer Laube und wunderbar sonntäglich. Über dem Fluß kreuzen lebensfrohe Schwalben, selten nur tönt aus der Tiefe des Waldes der dumpfe Lockruf der Tauben, jäh schrillt manchmal eine Grille auf und verstummt plötzlich, als sei sie selbst über den Mißlaut erschrocken. Dann ist es wieder so still, daß ich fernher von den Waldhügeln das Rauschen des Windes hören kann, wie einen einförmigen Akkord, der in heiligen Tönen mit dem Sonnenjubel sich eint, als die Äußerung der mächtigen Daseinsfreude, welche die ganze Schöpfung heute durchdringt. Manchmal plätschert der Fluß auf in unterdrücktem Kichern, wie wenn eine Kinderseele das allgemeine Glück nicht stille tragen könne und durch lebhaftere Freude die Beschaulichkeit der Alten unterbreche. Doch zieht das Wasser bald wieder emsig und gesetzt dahin, in kleinen Wellen, die spielende Schnellen bilden, da wo Steine und Wurzelwerk den Weg sperren. So blau, so golden, so still kühl wie die Natur ist es in

mir selbst und klingt wie ein herrlicher Frühlingstag, der keinen Wunsch mehr birgt.

Viel einfacher ist der Blick flußabwärts. Dort schieben sich nur die gelbroten Uferbänke schwer voreinander, und drüber leuchtet ein schmaler Streif des blauen Meeres, wo manchmal eine Schaumkrone blendend aufzuckt. Selbstgenügsam und zähe bilden beidseitig zwei Pandanusstämme den Rahmen des Bildes. Ihre starren gebrochenen Schwertblätter wiegen träumerisch auf und ab im Talwinde, der sich am Ufer mit der Salzluft mischt. Dort glüht die Sonne im Sande; wo ich liege und träume aber malt sie unsinnige Flecken im Schattendunkel, und so spielen über die Ruhe meines Gemüts helle Lichter angenehmer Gedanken, Erinnerungen, Zukunftsträume, die verwischen, was dem Leben Unangenehmes anhaftete und bevorsteht und schließlich in heiteres Durcheinander sonniger Bilder verschwimmen.

So vergingen die Stunden schnell, und ich nahm eine herrliche Erinnerung von Farbe und Sonne mit von dem sonst so grauen und trüben Pentecôte, an das immerwährend die regenschwangern Meerwinde vom Osten her anprallen.

Am anderen Tage landete mich Herr W. in Aoba, der geheimnisvoll farbigen Insel, die wie eine mächtige Schale auf dem blauen Meere zu treiben scheint.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.
Aoba.

In Aoba lud ich mich bei Albert, einem Neger, zu Gast. Er stammte von den Westindischen Inseln, war als Heizer und Matrose in der ganzen Welt herumgekommen und hatte sich schließlich in Aoba festgesetzt, wo er Koprahandel betrieb. Er war Analphabet und hatte eine ganz urkomische Sprache, in der Negerfranzösisch, Englisch und Biche lar mar sich zu einem bunten Wirrwarr mengten, aus dem man nicht immer klug werden konnte. Ein noch junger Mann, hielt er sein Haus mit Hilfe von zwei eingeborenen Frauen recht sauber und war zu den besseren und anständigeren Kolonisten zu zählen, der sich bestrebte, in allem Gentleman zu sein, was von sehr vielen Weißen nicht gesagt werden kann. Er verdiente ganz nett Geld und schien die Annahme zu bestätigen, daß der Afrikaner dem Melanesier geistig überlegen sei. Daß er ein wenig mit Alkohol handelte, kann man ihm nicht so sehr verargen, denn die Regierung verschaffte dem Verbote ja doch keinen Nachdruck. Man kann ja besonders in den Tropen kaum verlangen, daß alle Leute aus purer Gewissenhaftigkeit ein Geschäft, bei dem sie viel verdienen können, und das anderen schadet, unterlassen, dazu ist eben die Regierung da, die weitsichtiger als ihre Untertanen, einen Handel unterdrücken sollte, der auf die Dauer schädlich wirkt.

Albert bewirtete mich in freundlicher Weise, und wenn er mir auch keinen Raum zum Schlafen anbieten konnte und ich im Freien unter einem Strohdach nächtigen mußte, gefiel es mir bei ihm recht gut, zumal er ein Feinschmecker war, aber mit etwas exotischem Geschmack, mir z. B. einen Oktopus vorsetzte, gegen den sich meine Zähne und mein Magen kraftlos erwiesen.

In Aoba wohnten noch mehrere Neger; nahe bei Albert z. B. sein Freund Marmaduke, ein baumlanger Senegalese, der aber nicht, wie Albert, sich moralisch gehalten hatte, sondern ganz versimpelt, völlig wie die Eingeborenen lebte, in die Suque eingetreten war und jetzt wie ein Wilder Schweine opferte und an den Tänzen mitmachte. Manchmal besuchte er Albert, was jedesmal einen heiteren Abend gab, denn die beiden Neger konnten ihr Kauderwelsch gegenseitig kaum verstehen. Albert kam sich als außerordentlich gebildet vor gegenüber Marmaduke und korrigierte dessen Sprachfehler mit noch komischeren Unmöglichkeiten. Dabei beflissen sich beide größter Höflichkeit und Förmlichkeit, und Albert äußerte sich nachher

ganz absprechend über Marmadukes bäurisches Benehmen, wenn der etwa aus Vergeßlichkeit mit dem Messer gegessen hatte. Im Trinken waren sie äußerst mäßig. Oft kamen sie auf Gespenster zu sprechen; beide glaubten fest an solche und wurden darum auch viel von ihnen geplagt. Marmaduke z. B. wurde alle paar Nächte von alten Weibern gewürgt, und Albert hatte am Anfang seines Aufenthaltes auch viel von Geistern zu leiden gehabt, bis er nachts einmal seinen Winchester nach allen Seiten hin abgefeuert hatte, was den Gespenstern Schreck eingejagt hatte. Es war tröstlich auch für mich, daß Albert versicherte, die Gespenster trachteten einem nicht nach dem Leben, sondern wollten die Menschen bloß ärgern, höchstens etwa an der großen Zehe das Blut aussaugen. Mir war das alles höchst interessant; außer Eingeborenen hatte ich noch nie Menschen getroffen, die an solche Sachen glaubten, trotzdem es ja auch unter den Weißen viele solche geben muß.

Die Bevölkerung von Aoba ist von der der anderen Inseln stark verschieden. Sie ist recht hell, oft fast schlichthaarig, schön, intelligent und zeigt auch in den Sitten viel Polynesisches. Die Suque hat nicht die Bedeutung wie auf anderen Inseln, wenigstens scheint sie kaum je den Charakter einer geheimen Gesellschaft gehabt zu haben, auch ist die Trennung der Geschlechter nicht so scharf wie in rein melanesischen Gebieten, vielmehr leben die Frauen mit den Männern zusammen und müssen, da auch die Feuer nicht getrennt sind, ihnen kochen. Es gibt daher eigentliches Familienleben, das sich um gemeinsame Mahlzeiten gruppiert. Die Stelle des Gamals nimmt ein auch den Frauen zugängliches Koch- und Wohnhaus ein, ein großes Giebeldach, das nur auf einer Seite den Boden berührt und auf drei Seiten offen ist. Dort lebt die Familie tagsüber und schlafen die ledigen Männer, während die verheirateten sich in die Wohnhäuser, die üblichen langen Giebeldächer, zurückziehen.

Die gesellschaftlich bessere Stellung der Frauen bleibt nicht ohne Einfluß auf deren Gebaren. Sie sind selbständig, ergreifen nicht vor jedem Manne die Flucht und drücken sich in den Dörfern nicht in dunkle Ecken, sondern bleiben in der Nähe und lassen mit sich sprechen. Sie sind wegen ihrer Anstelligkeit auf den Plantagen als Dienerinnen sehr beliebt, und das starke Rekrutieren der Frauen hat Aoba sehr entvölkert, da diese fast nie, und wenn je, nur krank zurückkehren. Einige haben ganz achtbare Frauen für Weiße gegeben. Sie sind sehr reinlich, und die der Küstendörfer tummeln sich fast den ganzen Tag im Meer, wobei dann großer Jubel herrscht und fröhliches Treiben mit den Kindern; die vom Inland machen jede Woche mindestens einmal den oft sehr langen Weg an die Küste, um zu baden und um ihre Matten zu waschen. Meistens tragen sie dann einige Kokosnüsse voll Salzwasser mit ins Dorf zurück.

Die Frauen sind hier auffallend hübsch, schlank und doch kräftig. Das Gesicht hat einen oft edlen Umriß, spitzes Kinn, kleinen Mund und volle, wohlgeformte Lippen. Das schönste sind natürlich immer die Augen mit dem sinnlich weichen Ausdruck, der Rhythmus der Bewegungen, der dem

leichten, schmiegsamen Gang einen Reiz gibt, den man in Europa kaum je empfindet.

Ähnlich sind die Männer, und es ist in Anbetracht der Superiorität der Rasse, ihrer Intelligenz und Arbeitsamkeit doppelt zu bedauern, daß auf dieser Insel gerade in den letzten zehn Jahren Werberei, Alkohol und Tuberkulose so verderblich gehaust haben.

Ich streifte viel in der Umgebung von Nabutriki herum und konnte auch einigen Opferfesten beiwohnen. Auch hier kursieren große Matten als Geld, und an den Festen werden mit denselben eigentliche Wälle gebaut. Es sollen darunter Stücke sein, die bis zu 40 m lang sind. Die Schweine werden hier nicht durch Einschlagen der Schädel getötet, sondern indem zwei Männer sie am Boden auf dem Rücken halten, während ein dritter ihnen auf den Leib trampelt. In kurzer Zeit hat das Schwein zum letztenmal gequietscht, wahrscheinlich weil ihm das Herz bei der Behandlung zerrissen ist.

Die Kastenerhöhung bedingt ein neues Feuer, und das wird auf einem mit Blumen und Krotonblättern schön geschmückten Holze neu gerieben. Wie in ganz Melanesien wird das Feuer hier nicht gebohrt, sondern gepflügt, indem man mit einem kleineren Stabe in einer Rinne im größeren Holze hin und her reibt. In wenig Sekunden fängt das Holz an zu rauchen, wenn genügend Holzstaub da ist, wird er durch einige letzte, heftigere Stöße zur Entzündung erhitzt. Es findet sich dann in dem Staub ein winziger
B. 51 Funken, der durch sorgfältiges Anblasen und Nähren mit feinen Fasern zum Feuer entwickelt wird. In 1½—2 Minuten kann auf diese Weise, wenn das Holz nicht zu feucht ist, Feuer erzeugt werden; auch ist es durchaus nicht nötig, dazu zwei verschieden harte Hölzer zu nehmen. Mit dem auf diesem
B. 81 Zeremonialholze geriebenen Feuer wird dem Opfernden die erste Mahlzeit auf besonderem Altare gekocht. Dann wird das Holz unter dem Dache des Hauses sorgfältig verwahrt bis zu nächster Gelegenheit.

Skulptur fehlt völlig, abgesehen von Trommeln, die hier auf der Erde liegen und oft sehr bedeutende Dimensionen annehmen. Der Ton einer solchen Trommel von etwa 120 cm Durchmesser und 3 m Länge ist tief, mächtig und voll, ähnlich großen Kirchenglocken. Auf ihr spielt der Virtuose, die anderen schlagen die Begleitung auf kleineren, heller tönenden Instrumenten. Man kennt allerlei Takte und verschiedene Schlagweisen, und gut zu trommeln ist ohne Zweifel eine Kunst, die bei den Eingeborenen auch große Anerkennung findet. Dem Europäer mag das Konzert etwas lärmig vorkommen.

Nicht weit vom Meere wohnte bei Nabutriki ein Alter aus einer der höchsten Kasten, Agelan, mein Freund. Er trug sich mit dem himmelstürmenden Gedanken, in nicht zu ferner Zukunft hundert Hauerschweine zu töten. Damit hat er dann wahrscheinlich seine Ressourcen erschöpft, ist aber dafür der größte Mann weit und breit und einer sehr behaglichen Ecke im Jenseits gewiß. Das einzige irdische Zeichen seiner Würde ist ein Bündel von all den Unterkiefern der geopferten Schweine, das er am Hausbalken aufhängt — schließlich

kein unsinnigerer Lebenszweck als der, eine Handvoll Louisdor in einem Strumpfe irgendwo zu verstecken; sicherlich ist er viel frömmer, denn er dient auch fürs Jenseits.

Die Häuptlinge leben nicht viel besser als die anderen Leute. Sie mögen ein bis zwei Weiber mehr haben als die gewöhnlichen Eingeborenen; sie haben ein paar Armbänder und Matten, für die sie unvernünftige Preise bezahlt haben, ihre Häuser sind größer als die der anderen, oft sind sie aber ganz vereinsamt und wohnen irgendwo allein im Urwald, tiefen Schweinespekulationen hingegeben und den Blick auf das komfortable Jenseits gerichtet.

Agelan aber hatte ein wohlgeordnetes Hauswesen und einen schönen, großen Hof, was aber wohl in erster Linie seiner trefflichen Gattin zuzuschreiben war. Agelan selbst verachtete das Diesseits keineswegs und hielt auf standesgemäßes Auftreten.

Mitten in dem etwas farblosen, mit Hosen und schlampigen Röcken bekleideten Christenvolke, mit Emailtellern und Wassertanks, war Agelans Hof ein erfreuliches Bollwerk natürlicher Ursprünglichkeit, und es konnte niemand behaupten, daß er und sein Heimwesen unsympathischer berührten als seine Umgebung — im Gegenteil, doch das ist natürlich Geschmackssache, und wer einer schönen Nacktheit groteske Bekleidung vorzieht, mag sich darüber freuen, daß bald alles seinem Wunsche entsprechen wird. Ich fand mein Gefallen an dem zähen, alten Heiden und verbrachte gern unbeschäftigte Stunden bei ihm, wenn wir uns auch kaum verständigen konnten.

So hatte ich einst auch bald genug von einem Werber, der die ganze Windrose bespuckte und das übliche Thema besprach: Werben und Missionare. Es sind meist haarsträubend unmögliche Verleumdungen, die man über die Missionare zu hören bekommt, und da die Leute keinen Verstand annehmen wollen und in dem Tone stundenlang weiterprahlen, nahm ich meinen Hut und ging zum nackten Agelan, der aber immer nur ins Herdfeuer spuckte.

Der Weg führt inland zum Fuße des Berges, der das Zentrum Aobas bildet, meist zwischen Steinmauern, den Umfriedigungen einstiger Felder hindurch. Jetzt sind die Felder vom dichten Wald bestanden, denn in den letzten Jahren ist hier alles ausgestorben. Manchmal treffe ich auf einen alten Tanzplatz, kenntlich an den brusthohen Steinaltären, oder ich passiere Grabstellen, ebenfalls runde Altäre, wo Siccapalmen stehen. Dort leuchten meistens auch die von den hohen Kasten hinten im Gürtel getragenen rotbraunen oder gelben Blätter der Krotonbüsche, die sie um ihre Häuser pflanzen.

Durch das leichte Laubdach sehe ich weiße Wolken am Himmel treiben, die Sonne malt helle Flecke am Boden, im Laub und zwischen den Steinen rascheln zahllose Eidechsen, kleine, mit blauleuchtendem Schwanze, und große schwarze, mit rotem Bauch. Überall zwitschern kleine Vögel, dazwischen tönt dumpf und müde der Ruf einer großen Waldtaube. Die hellen Büschel der Kokospalme leuchten aus dem Dunkel des Waldes, hinter mir erstirbt das Rauschen des Meeres.

Dann und wann schnarcht ein Schwein überrascht auf und flieht; bald

ersteige ich eine kleine Anhöhe und bin bei Agelans Hof, muß aber erst noch einige Steinmauern übersteigen, bis ich auf den Hofplatz komme. Dort wohnen einige Christen, die zum Zeichen ihrer Bekehrung das alte Häuptlingshaus verfallen und den weiten Platz vermoosen und verwachsen lassen. Ihre unschönen Hütten stehen an dumpfiger Stelle, Weiber in schmutzigen Kleidern (ich sehe darunter auch ein Damennachthemd) hocken herum, dabei Männer in geckenhafter Sauberkeit — es ist unerfreuliche Halbheit, Oberflächlichkeit und Dünkel. Man atmet auf bei dem freien, reinlichen Platz, der Agelans Wohnhaus umgibt.

Einige Hunde stürzen mir unfreundlich entgegen, bis eine Frauenstimme sie zurückruft, dann hat mich auch Agelan gesehen und schreit mir seinen Willkomm zu — er schreit immer und gibt sich gern ein befehlshaberisches Gebaren, soll früher auch ein ziemlich ungemütlicher Herr gewesen sein. Jetzt hat das aber einer gutmütigen Polterei Platz gemacht.

Ich habe ihm kleine Dienste erweisen können, und er ist mir gnädig gesinnt. Sein jüngster Sohn hatte Bauchweh, und Jodtinktur hat ihn geheilt; sein kleines Töchterchen hat den Arm gebrochen, und Jodtinktur hat ihn geflickt, denn er war nur ein bißchen gequetscht; er selbst hat einen bösen
B. 50 Husten, aber diesmal hat Jodtinktur nicht gewirkt, und er quält mich immer um neue Medizin. Da ich nichts anderes habe, gebe ich ihm Chinin oder bemale ihn mit Perubalsam, was er sehr gern hat, aber gesund wird er nicht.

Das Haus ist ein großes Giebeldach, etwa 10 × 15 m lang, dessen eine Seite auf der Erde ruht, während die andere in Manneshöhe endigt. Der Boden ist festgestampft. Darin sind zwei Kochgruben an einem Ende des Hauses, am anderen liegen drei Holztrommeln verschiedener Größe und dienen auch als Sitze. Überall in den Dachbalken stecken und hängen Gerätschaften, Bogen, Pfeile, Knochen, Federbüsche, Stricke u. dgl.

Agelan selbst hat sich bei der Hinterwand an einem eigenen Feuerchen geräuchert; jetzt erhebt er sich hustend und bietet mir die Hand. Er ist ein sehr großer, stattlicher Mann, etwa 60 Jahre alt, mit hoher Stirn, langer, gebogener Nase, breitem Mund mit schmalen Lippen und weißem Bart, wohlgebaut, mit dem schmalen Lendentuche bekleidet. Nachdem wir uns kräftig die Hände geschüttelt, setzt er sich vor mich auf die Erde; an den Handgelenken trägt er dicke Stränge von Perlenschnüren.

Immer mit irgend etwas beschäftigt, kauert seine Frau dabei. Sie ist ebenfalls recht groß, stark gebaut, mit vornehm ruhigen Bewegungen und gemessenem Gang und mag 40 Jahre alt sein. Alles an ihr ist gleichmütig und zielbewußt, sie ist nicht schön, hat aber einen freundlichen zufriedenen Gesichtsausdruck. Sie trägt ein schmales Lendentuch, und ihr Körper ist peinlich sauber, ihre Haut hat eine helle Kaffeefarbe. Um den Hals und über die linke Schulter hat sie weiße Perlenschnüre gewunden, um die Knöchel schmale rote Perlen. Bei ihr hockt das Töchterlein mit dem gebrochenen Arm, ein nettes, etwa sechsjähriges Mädchen. Eine andere, auffallend hübsche, Adoptivtochter hockt am Boden beim Feuer und spielt mit einem



Alter Mann mit junger Frau in Ambrym.
Ein Ast dient dem Greis als Stab. Man beachte die doppelte Schürze der Frau.



Frauen und Mädchen in Malekula.
Die Schürzen sind geflochtene und in roten Mustern gefärbte Matten aus Pandanus.



Alte Heidenfrau aus Tanna
mit dem Hut aus Bananenblättern.



Hübsche Christenfrau aus Tanna.



Mann aus Ambrym
mit auffallend flacher Stirne, hohen Stirnwülsten und dem Brustschmuck aus Schweinehauern.



Junger Mann aus Tanna
von mikronesischem Typus.



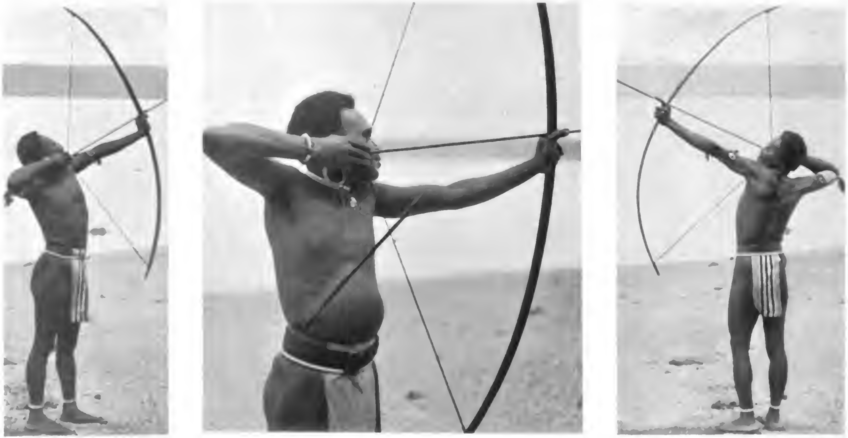
Tätowieren auf Aoba.

Zuerst wird mit Ruß die Figur vorgezeichnet und diese dann mit der Tätowiernadel, bestehend aus drei an Stäbchen gebundenen Orangendornen, nachgezogen, indem mit einem Stabe leicht auf den Nadelstiel geklopft wird. Das kleine Mädchen hält die Schale, in der die aus Ruß bestehende Farbe sich befindet.



Gerüst eines Familienhauses im Ambrym.

Dieses braucht nur noch mit Blättern bedeckt zu werden, um bewohnbar zu sein.



Bogenschütze auf Santa Cruz.

Im mittleren Bild hat der Mann den Pfeil, wie beim Kampfe üblich, in den Gürtel gesteckt, um ihn schnell zur Hand zu haben. Die Sehne wird mit dem 2., 3. und 4. Finger gespannt, der Pfeil liegt lose zwischen dem 2. und 3. Finger und links vom Bogen.

splitternackten, schmutzigen, dickbäuchigen Knaben, dem Kinde einer kranken Nachbarin. Auch die Mädchen haben sich die weißen Perlenschnüre um den Hals gelegt und sind mit ihren zierlich weichen Bewegungen, ihren Krausköpfen, den runden Gesichtern mit den großen schwarzen Augen ein sehr erfreulicher Anblick.

Am Boden dampft unter einem Erdhaufen das Mittagsmahl, auf das die Familie wartet. Ein Mann, ein Flüchtling von der Ostküste, ist daran, Kokosnüsse zu raspeln, um die köstliche Kokosmilch zu bereiten.

Agelan sendet das Mädchen nach einer jungen Kokosnuß. Mit drei geschickten Messerhieben wird sie geöffnet und mir der erfrischende Trank in seinem natürlichen Becher als Gastgeschenk gereicht.

Dann versucht Agelan zu erfahren, woher ich komme und wohin ich gehe. Er schreit sich fast heiser, ohne Erfolg, und der fremde Mann muß dolmetschen, was er mürrisch tut.

Der ist ein guter Kerl, aber krank, wie fast alles hier herum. Er schläft meistens in einem Verschlage, den er sich in einer Ecke des Hauses gemacht hat und kommt nur zu den Mahlzeiten zum Vorschein.

Nun schleicht sich auch der jüngste Sohn herbei, der letzte, denn die älteren haben sich alle den Christen angeschlossen. Dieser, ein stillvergnügter Knabe von zwölf Jahren, ist schon ein großer Häuptling, denn der Vater hat für ihn viele Schweine geopfert. Er kommt von der Jagd und hat mit der Schrotflinte eine magere Taube erlegt. Er schämt sich etwas der kleinen Beute, die gerupft einen kaum sichtbaren Braten verspricht. Die Mutter und die Mädchen lachen ihn aus; erst will er grob werden, dann lacht er mit.

Ich muß nun ein Hauerschwein bewundern, dessen Zähne den Unterkiefer durchbrochen haben und beginnen, sich zum zweiten Male zu krümmen. Das Lieblingstier ist unter einem besonderen Dache angebunden, auf einem sauberen weichen Strohlager. Man hält ihm Stücke Kokosnuß vor, dann sperrt das gierige Tier den Rachen auf, und ich kann die Zähne bewundern und erschaure pflichtschuldigst in Achtung. Agelan macht dabei ein Gesicht, auf dem das „ipse fecit" deutlich zu lesen ist; dann weist er mit einer großen Handbewegung auf das übrige halbe Dutzend Schweine, die an der Peripherie des Platzes angebunden sind und schnarchen. Wäre ich ein Mann des Landes, so würde ich vor jedem Tiere eine Viertelstunde verweilen, wie man bei uns eine Gemäldegalerie besichtigt, denn die Schweine hier sind alle auserlesene Meisterwerke.

Etwas abseits vom Kochhaus ist das Schlafhaus, auf einer kleinen Er- B. 50
höhung, umstanden von farbigen Pflanzen und Bananen. Es ist ein einfaches, langes Giebeldach, ohne Seitenwände. Drin ist es ganz dunkel, so daß ich nur undeutlich einige Matten am Boden erkennen kann und eine Ahnung bekomme von allerlei verräuchertem Hausrat und Familienstücken, die überall hängen oder liegen.

In dieser Hütte schläft Agelan mit seiner Gemahlin und den Töchtern, die Söhne müssen sich im Kochhaus heimisch machen, wo sie die schon er-

wähnten Verschläge errichten. Wenn sie heiraten, so trennen sie sich vom väterlichen Hofe und bauen in der Nähe ein eigenes Haus. Sind sie in der Kaste hoch genug gestiegen, so können sie sich auch ein Kochhaus errichten. Bis dahin müssen sie in der Wohnhütte kochen oder das väterliche Kochhaus benützen.

B. 50 Bei dem Wohnhaus ist ein altes Grab, ein runder, fast mannshoher Steinring. Dort werden die Toten zwar nicht tief unter die Oberfläche begraben, aber die Erde hoch aufgeschüttet, bis sie den Steinring füllt. Je höher die Kaste des Verstorbenen, desto höher ist der Erdhaufen und desto weiter der Steinring.

Dem Grab gegenüber befindet sich ein ähnliches Monument, nur von viel größerem Umfange. Es hat meist quadratische Form, mit spitz auslaufenden Ecken, kann jedoch auch anders gestaltet sein. Dort werden die Schweine getötet. Die Altäre sind mit Sicca umpflanzt, der Pflanze, die mit allem Überirdischen in Zusammenhang gebracht wird, und deren schöne Blattform hier auch auf den Leibern hoher Kasten als Tätowierung zu sehen ist.

Vor dem Altar ist ein Mosaik, das in einer der vielen müßigen Stunden eines Bewohners entstanden sein mag. Es besteht aus Bruchstücken von Korallenkalk, die in die Erde gepreßt, ein Segelboot darstellen — eine Zeichnung, die überall zu finden ist, anscheinend die einzige, die den Eingeborenen geläufig ist. Segelboote scheinen die Phantasie der Eingeborenen enorm zu bewegen.

Nach diesem Rundgange kehre ich zum Kochhaus zurück, wo der Gast inzwischen die Kokosnüsse fertig geraspelt hat. Er wäscht sich nun, bevor er die Schnitzel auspreßt, die Hände und stellt sich ein Brünnlein her, indem er eine Kokosnuß anspaltet und durch Seitendruck mit den Knien die Öffnung so reguliert, daß ein gleichmäßiger Strahl auf die Hände rinnt.

Frau Agelan macht es einfacher. Sie füllt den Mund mit Wasser und läßt dieses in dünnem Strahl auf die Hände fließen. Es sieht nicht übel aus, erfüllt aber für unsere Begriffe den Zweck nicht ganz. Es ist aber immerhin besser als nichts.

Mit den so gereinigten Händen werden die Kokosschnitzel mit etwas Wasser durchgeknetet; währenddem haben die Mädchen die Erde von der Kochgrube gewischt, so daß die heißen Steine bloßliegen, zwischen denen ein feiner Dampf und appetitlicher Geruch aufsteigt. Der Hausherr sieht all dem von seiner Ecke scharf und stumm zu; aber man fühlt, daß das kleinste Versehen einen wilden Zornausbruch bei dem an empfindlichster Stelle, dem Magen, gekränkten Manne hervorrufen kann. Es hat sich denn auch eine Feierlichkeit über die Versammlung gebreitet, wie bei einer Kulthandlung, man flüstert und ist Aug und Ohr. Nur die Gemahlin ist heiter, unberührt wie immer, und das Söhnlein schaut mit auf die Knie gestemmten Ellenbogen, das Kinn in den Fäusten, erwartungsvoll zu.

„Lap-Lap-Banana good" schreit mir Agelan plötzlich sehr dezidiert

entgegen; ich kann ihn nur meines Einverständnisses versichern. Inzwischen sind die heißen Steine mit Holzzangen von den Mädchen weggehoben worden, so daß jetzt auch der große, flache, in Bananenblätter gehüllte Fladen ausgehoben und auf die Erde gelegt werden kann.

Alles umsteht nun Frau Agelan, welche die Blätter zurückschlägt und zu allgemeinem Entzücken das wohlgelungene, goldgelbe Lap-Lap freilegt. Agelan steht auf und sieht sich die Sache an, kehrt dann stumm, aber offenbar befriedigt zu seinem Feuer zurück.

Mittlerweile hat der Gast die Kokosschnitzel zur Genüge durchgeknetet. Er preßt sie jetzt über einer Kokosschale aus; wie Milch rinnt der dicke weiße Saft durch seine Finger und füllt die Kokostasse.

Diese bringt man feierlich dem Hausherrn, der sie prüfend ansieht, als lese er darin ein Orakel, dann wählt er einen heißen Stein und sendet die Tasse mit großer Handbewegung zurück. Die Mädchen setzen sie tief in die Kokosschnitzel, dann erhebt sich der Alte seufzend und trägt in einer Holzzange den gewählten Stein herbei. Sinnend kauert er vor dem Gefäß, aufmerksam, als gelte es, um keinen Preis den rechten Moment zu verpassen, dann rafft er sich auf und läßt den Stein in die Milch fallen. Es zischt auf, sprudelt, dampft, ein feiner Dunst von verbranntem Fett ist bemerkbar, und während die Flüssigkeit verdampft und sich verdickt, umstehen alle das Wunder, und Agelan tut, als stehe er mit überirdischen Mächten in Verbindung. Das Auge ins Jenseits gerichtet, fühllos für die Gegenwart, sitzt er beim Lap-Lap nieder, stumm wie die ganze Gemeinde. Frau Agelan reicht ihm nach einer Weile die Schale. In tiefster Feierlichkeit hält sie Agelan über den Fladen, unschlüssig, wie und wo er die Milch auftragen soll, als hänge von der Handlung das Wohl der ganzen Welt ab. Aber als energischer Mann entschließt er sich und gießt einen Strahl quer über die Mitte des Puddings, andere Linien unregelmäßig gleichlaufend oder im Winkel. Sie verfließen bald ineinander und bilden zuletzt einen formlosen weißen Klecks. Agelan scheint aber befriedigt zu sein und zieht sich mit einem Seufzer der Erleichterung, wie wenn er eine peinliche Pflicht der Gemeinnützigkeit getan, zu seinem Feuer zurück.

Noch etwa zehnmal wird die Schale gefüllt, die Milch gekocht und über das Lap-Lap ausgegossen, bis dasselbe ganz damit bedeckt ist. Frau Agelan darf die folgenden Schalen ausgießen und tut das mit viel weniger Wichtigkeit und mehr Zierlichkeit als ihr Gatte.

Dann ist aber die heilige Stimmung vorbei. Die Hausfrau nimmt ein großes Buschmesser, mit dem sie den Fladen in Streifen und dann in Quadrate zerlegt, während alles zusieht. Agelan ist auch wieder herbeigekommen und weist einem jeden sein Teil an. Der Gast zieht sich mit seiner Portion in seinen Verschlag zurück, wie ein Hund mit einem Knochen, das Söhnlein beißt kräftig drein und baumelt in Behagen mit den Beinen. Der kleine, schmutzige Junge beschmiert sich das Gesicht und den vorstehenden Bauch und fängt dann an zu heulen; Frau Agelan ist manierlich, ebenso die Mädchen,

sie ordnen dabei andere Portionen Lap-Lap auf Bananenblättern für die Nachbarn. Agelan schiebt mechanisch große Fetzen in den weiten Mund, schmatzt und hat wässerige Augen.

Auch mir wird ein Stück zugesteckt, und ob ich will oder nicht, ich muß es vertilgen, bis es mir wirklich zuviel wird. Es schmeckt nicht übel, das Beste ist die Kokosmilch; zum Glück ist das Zeug leicht verdaulich, muß es sein, bei den Riesenquantitäten, welche die Eingeborenen auf einem Sitz bewältigen können.

Nachdem sie den ersten Hunger gestillt, müssen die Mädchen die Geschenke zu den Nachbarn vertragen. Jedes belastet sich mit drei bis vier Portionen; bald kehren sie leer zurück und machen sich ans zweite Stück Lap-Lap.

Agelan hat das dritte bezwungen, rülpst lange und kräftig, es scheint, als ob er sich an der Melodie erfreue, dann legt er sich beim Feuer zur Ruhe. Seine Frau steckt sich die Pfeife an und kauert in stiller Befriedigung auf die Erde und sieht zu, wie sich die Mädchen mit dem schmutzigen Knaben amüsieren, der in seiner Unausstehlichkeit sie zu unterhalten scheint. Sie schmücken ihn mit ihren Perlenschnüren, was er gar nicht leiden kann, machen ihn tanzen und lassen sich beohrfeigen. Er ist in der Asche herumgekrochen und läßt überall Spuren zurück.

Der Sohn hat sich daran gemacht, sein mikroskopisch kleines Täubchen zu rupfen, das jetzt ohne die Federn kaum so groß ist wie eine Maus. Er weiß nicht recht, was er mit dem Ding anfangen soll und legt es beiseite, um einen fliegenden Hund, den er nachts geschossen, herzurichten.

Er steckt dem Tier einen Stab ins Maul und hält es daran übers Feuer, um die Haare abzusengen. Das riecht ganz übel und gibt mir Anlaß zum Abschied. Frau Agelan lächelt mir freundlich zu, die Mädchen kichern, und erst spät höre ich Agelan selbst, aus dem Halbschlaf aufgeschreckt, mir „goobye“ nachbrüllen.

Nach einigen Wochen fuhr ich der Küste entlang nach dem Nordosten der Insel, wo die Bevölkerung etwas andere Kultur hat als in der Gegend um Nabutriki. Ich hatte dazu einige Leute aus der Umgebung gemietet, doch streikten diese bald und wollten nicht bis Loloway fahren, der reizenden kleinen Bucht, wo der melanesische Missionar sein bescheidenes Häuschen hat. Ich war daher gezwungen, mich an Bord eines der vielen Werbeschiffe zu begeben, und hatte dabei das Glück, einen recht interessanten Dänen, Herrn P., zu treffen, der mir seine Hilfe anbot. Wie er in die Inseln gekommen, bildet eine recht bemerkenswerte Geschichte. Er befand sich als lungenkranker Kapitän in San Francisco und suchte nach einer Gelegenheit zur Fahrt in die milde Südsee. In der Wartezeit lernte er einige phantastische Männer kennen, die einen Sozialistenklub gegründet hatten und beschlossen, irgendwo auf einer Insel der Südsee eine sozialistische Kolonie zu gründen. Jedes der etwa 70 Mitglieder mußte sein Scherflein beisteuern, aus denen ein altes Segelschiff gekauft wurde, als dessen Kapitän Herr P. sich meldete, ohne der Gesellschaft beigetreten zu sein. Das Schiff wurde ausgerüstet mit

allem, was zur Gründung einer Kolonie nötig ist; Matrosen und Diener engagierte man natürlich nicht, da das den Prinzipien der Gesellschaft entgegen gewesen wäre. Die aus allen Berufsarten zusammengesetzte Partie sollte alle Arbeit nach Maßgabe der Kräfte und Fähigkeiten des einzelnen selbst verrichten. Als Ziel galten die Salomonen. Es gab aber bald nach der Abfahrt Enttäuschungen, jeder hätte gern das beste Bett und die leichteste Arbeit gehabt, und Herr P. sah bald, daß von den siebzig, einst so begeisterten Sozialisten nur ein einziger für die Allgemeinheit arbeitete, während alle anderen ihren persönlichen Vorteil verfolgten und möglichst alles Unangenehme an die anderen abzuschieben versuchten. Als man bis Fidschi gelangt war, brach die allgemeine Unzufriedenheit aus, man konnte sich nicht über das endgültige Reiseziel einigen, und es kam so weit, daß Herr P. alle Waffen konfiszieren mußte, nur um Blutvergießen an Bord zu verhindern. Die Mehrheit beschloß, das Unternehmen aufzugeben, nach Neuseeland zu fahren und dort das Schiff zu verkaufen. Es war damals aber ausnahmsweise stürmisch. Herr P. weigerte sich, das baufällige Schiff gegen den Wind weiterzuführen, und nahm Kurs nach Nouméa, wo die Gesellschaft sich grollend auflöste, nachdem das Schiff verkauft worden war. So endete ein mit viel Lärm und Begeisterung angefangenes Unternehmen und bewies glänzend, daß die Menschheit heutzutage noch viel zu egoistisch ist, um auf der Basis purer Nächstenliebe eine neue Gesellschaftsordnung zu gründen.

Nachdem wir einige Tage an der Küste gelegen hatten, ohne daß Herr P. Arbeiter gefunden hatte, brachte er mich nach Loloway.

Loloway ist sicher einer der reizendsten Punkte in den Neuen Hebriden. Hohe Felsen schließen beidseitig eine beinahe kreisrunde Bucht ein, vor deren Eingang ein fast lückenloses Korallenriff sich gebildet hat, so daß die Wellen gebrochen werden und nur als leichte Kräuselung über das ruhige Wasser der Bucht streichen und auf dem Ufer kosend verfließen. Überall ist Wald, der schattig bis tief auf den Sandstrand überhängt, kaum regt sich ein Hauch außer einer leichten Brise, die kühl vom Lande her durch die Bäume streift. Das weiße Boot des Missionars schwebt regungslos auf dem grünen Wasserspiegel, manchmal springt ein Fisch klatschend auf, und eine Taube ruft dumpf aus den Waldtiefen. Es ist traulich geschlossen, und man fühlt sich geborgen und ruhig. Im Scheitel der Bucht steigt das Ufer in zwei Terrassen auf; auf der unteren steht das Missionshaus, von dem man die dunkeln Felsen am Eingang fast überblickt und in das wirre Gerank sieht, mit dem die Vegetation das Gestein überzogen hat. Am Abend geht die Sonne gerade zwischen den Felsen unter und gießt durch die enge Pforte einen vollen Strahl blendenden Goldes. Fast ist es schade, daß der romantische Ort so selten bewohnt wird, denn die melanesischen Missionare sind nie zu Hause, sondern meist auf langen Wanderfahrten in den Dörfern der Eingeborenen. Rev. G. war auch gerade an der Abfahrt, als ich bei ihm anlangte, doch verschob er den Aufbruch um einige Tage, damit wir zusammen die Eingeborenen besuchen könnten.

In seinem furchtbar lecken Segelboot fuhren wir nach Westen, zwei

von den Dienern mußten fortwährend das Wasser ausschöpfen, das in kleinen Brünnchen ins schwerbeladene Boot lief. Wir zogen es dann an einer Ankerstelle ans Ufer und stiegen nach den Bergen.

B. 69 Die Bevölkerung, die ich hier traf, war der vom Westende der Insel sehr ähnlich, nur waren einige Künste hier zu größter Vollkommenheit entwickelt, nämlich die Mattenflechterei und das Tätowieren. Über erstere ist nicht viel zu berichten, da sie nach derselben Methode geschieht wie z. B. auf Pentecôte, nur sind die Farben und Muster viel entwickelter, und das Material ist viel feiner als dort, so daß sich die Matten oft anfühlen wie ein feines Gewebe. Tätowiert werden hauptsächlich die Frauen, doch tragen die Männer, besonders die hohen Kasten, oft ein schön gezeichnetes Siccablatt, das sich von der Brust gegen eine Achsel zieht und das jedenfalls eine religiöse Bedeutung hat. Bei den Frauen ist aber oft der ganze Leib samt Armen und Beinen von Tätowierung überzogen wie von einem feinen Spinngewebe. Man vollführt die Operation in Portionen, indem alle paar Tage eine Stelle tätowiert wird. Als Farbe dient der Ruß eines Harzes, den man auf kalten Steinen sich niederschlagen läßt. Man verreibt es dann mit dem Safte eines fleischigen Blattstengels. Mit einem Stäbchen wird erst das Muster auf die Haut gezeichnet und demselben mit der in die Rußbrühe getauchten Nadel gefolgt. Die Tätowiernadel besteht hier aus drei Orangendornen, die in rechtem Winkel so an ein Stäbchen gebunden werden, daß ihre Spitzen nahe zusammenstehen. An einigen Orten benützt man statt der Orangendornen ein zweispitziges Knöchelchen. Die Nadel wird mit der linken Hand der Zeichnung entlang geführt, während die rechte mit einem weichen Stäbchen Schläge auf die Nadel gibt, welche die Spitzen in die Haut treiben. Dabei wird natürlich immer ein wenig Ruß mit der Nadel unter die Haut gebracht. Man überfährt die Zeichnung solange, bis eine kräftige, dunkle Linie sichtbar ist. Die Operation ist nicht schmerzhaft, doch bedauert man nicht, wenn sie beendet, wie ich an mir selbst erfahren habe. Die wunde Haut wird dann mit einem saftigen Kraut kräftig gerieben, wodurch offenbar desinfiziert wird, denn die tätowierten Stellen eitern nie. Im Laufe der nächsten Tage bildet sich eine Kruste, mit der auch ein großer Teil der wieder ausgeschwitzten Farbe abfällt, so daß nachher die Zeichnung viel weniger deutlich ist als gleich nach der Operation. Die Tätowierungen der Frauen sind komplizierte Ornamente, ohne daß viel realistische Darstellungen mehr zu erkennen wären. Zweifellos stellten alle die Zeichnungen einst Gegenstände dar, sind aber mit der Zeit zu reinen Ornamenten geworden. Diese sind aber sehr gefällig und heben die Tektonik des Körpers auf recht raffinierte Weise hervor. Das Tätowieren ist eine Kunst der Frauen, die sich dafür bezahlen lassen, und zwar recht gut, so daß nur reichere Leute, hohe Kasten, ihre Töchter so am ganzen Körper können schmücken lassen. Die Mädchen sind dann oft mehrere Monate lang in Behandlung und werden für das kleine Ungemach durch die Befriedigung ihrer Eitelkeit und das Bewußtsein höheren Kaufwertes entschädigt.

Wir hatten Gelegenheit, einem sehr interessanten zoologischen Vorgange beizuwohnen. Es ist dies das in der ganzen Südsee jährlich einmalige Erscheinen des „Palolowurmes". Es tritt dieser Wurm immer im Oktober, eine bestimmte Zahl von Tagen nach dem Vollmonde auf, da er dann aus seinen Brutstellen in den Korallenriffen ausschwärmt, um sich fortzupflanzen. Er findet sich dann so zahlreich im Wasser an den Küsten, daß er mit Netzen oder mit der Hand in Menge gefangen werden kann. Wir waren gerade ziemlich weit inland, als die Eingeborenen uns mitteilten, sie erwarteten heute nacht den Palolo. Es ist ein gutes Zeichen für ihre Zeitrechnung, daß sie den Termin des Schwärmens des Palolo so genau vorhersagen können. Der Palolo wird gegessen und ist ein beliebter Lederbissen des Polynesiers, so daß es ein Anzeichen mehr ist für den polynesischen Einschlag in der Bevölkerung Aobas, daß hier der Palolo gefischt wird, da in den rein melanesischen Inseln man sich um denselben gar nicht kümmert. Wir marschierten darum in der stockdunkeln Nacht den steilen Berg hinab nach der Küste, im Urwald auf den holprigen Pfaden keine Kleinigkeit, und ohne Führung der Eingeborenen für einen Weißen überhaupt fast unmöglich. In der lauen Nacht hockten wir in den zerrissenen Felsen am Ufer nieder. Jedes Dorf hatte seinen besonderen, nach althergebrachtem Gewohnheitsrechte reservierten Platz. Allenthalben sahen wir die roten Lichter, die von den Palmblattfackeln der Eingeborenen ausstrahlten, wie sie die gewundene Linie der Küste andeuteten. Wir waren etwa zwei Dutzend Leute, die im Flackerschein auf den Felsen kauerten, in stiller Erwartung, denn es darf nicht gelärmt werden, um den Palolo nicht zu verscheuchen. Einige hockten auf Felsen im Wasser auf der Wache und leuchteten dann und wann in die Tiefe. Aber es war heute offenbar nicht der Haupttag, es erschienen nur wenige Würmer, weshalb wir nach Mitternacht das Ufer verließen und mühselig uns wieder ins Dorf hinauf tasteten. Dann und wann machte ein Eingeborener einen entsetzten Luftsprung, wenn er sich einbildete, es laure irgendwo eine Schlange auf ihn, oder es schwebe ein Nachtgespenst an ihm vorbei.

Die folgende Nacht war einträglicher. Da wimmelte es um Mitternacht von unzähligen braunen und dunkelgrünen Fäden, die sich mit hastigen, schlängelnden Windungen anscheinend planlos durchs Wasser bewegten und von den Wellen an den Felsen zerrissen wurden. Der Wurm trat so massenhaft auf, daß er einfach mit der Hand ergriffen werden konnte; man brauchte dann nur die an den Fingern hängenden Fäden in einen Korb abzustreifen, um ausgiebige Ernte zu halten. Das dauerte etwa zwei Stunden, dann wurden die Tiere seltener. Die Körbe waren gefüllt, und wir kehrten heim. Die Würmer sind sehr zart gebaut und zerfließen, wenn auf der Hand gehalten, zu einem dunklen, formlosen Brei, indem die vollen Körperzellen platzen und die Eier und Samenzellen sich entleeren. Man ißt den Palolo gedünstet oder mit Lap-Lap vermischt. Er soll stark marin schmecken.

Ich hatte in ganz Aoba bisher noch keinen einzigen Schädel erlangen

können, und gerade von dieser Insel hätte ich gern welche gehabt. Ich war darum glücklich, als die Leute mir anboten, mir in einigen Tagen solche zu bringen und versprach deshalb, in zirka acht Tagen wiederzukommen.

Wir setzten inzwischen den Weg der Küste entlang fort, als der Missionar plötzlich abberufen wurde, um einen kranken Amtsbruder zu pflegen. Zum Glück konnte er mir sein Boot lassen, in dem ich zu jenem Dorfe zurückfuhr, um die versprochenen Schädel zu holen. Dort wollte aber niemand etwas von einem Versprechen wissen. Die Boten, die ich zu den betreffenden Männern schickte, kamen zurück, ohne sie gefunden zu haben, so daß ich nach drei Tagen wütend und unverrichteter Dinge wieder abfahren mußte.

Solche Wortbrüche gehören zu den Erfahrungen, die wohl jeder mit Naturmenschen machen muß. Sie gehören zu der Atmosphäre, sind aber darum nicht weniger ärgerlich.

Irgendwo im Norden mußten inzwischen heftige Stürme getobt haben, denn es wälzten sich mächtige Wellen heran, die donnernd in die großen Lavablöcke des Ufers hereinschäumten. Wir hatten das Boot etwa 200 m von der Küste verankert und mußten durch die Brandung hinausschwimmen, um es dem Ufer näher zu bringen und beladen zu können. Ich verpaßte dabei den rechten Moment, wurde von einer Welle erfaßt und in brutaler Weise in diesen Felsen herumgewirbelt, so daß ich am ganzen Leibe zerschunden war und froh sein mußte, kein Glied gebrochen zu haben. Ich überließ es nun meinen Dienern, ans Boot hinaus zu schwimmen.

Die Rückfahrt nach Nabutriki war denkbar unangenehm durch die anhaltend hohe See von Norden, die das Landen überall fast zur Unmöglichkeit machte, und später dann durch heftige Böen vom Lande her, die uns in dem viel zu schwach bemannten Boote ins offene Meer zu treiben drohten. Aber schließlich war auch diese Mühsal zu Ende, und ich konnte Albert, so gut es mein zerschundener Leib zuließ, wohlbehalten die Hand schütteln.



Haus auf Gaua mit geschnitzten Pfosten.

Dabei die gemalten Vorlagen für die Skulpturen, zugleich Rangabzeichen des Hausbesitzers. Eine Leiter führt aufs Dach, wo gelegentlich Schweine geopfert werden. Rechts eine überdachte Feuerstelle.

B. 71.



Christenfrau aus Gaua
mit ihrem Töchterlein.
Die Kleidung ist die von den Frauen der melanesischen Missionare eingeführte.

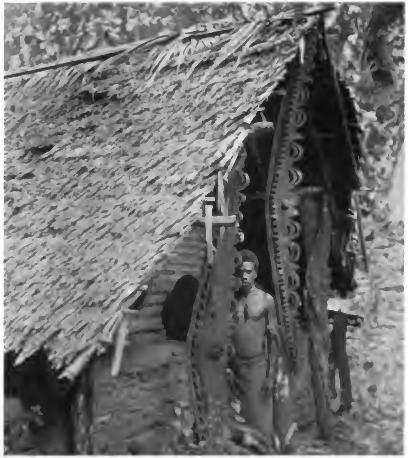


Zwei Christenmänner von Venua=Lava,
an denen der grazilere Bau und die feineren Züge der Bewohner der Banks=Inseln verglichen mit denen der Neuen Hebriden zu erkennen sind.

B. 73



Ausgehöhlter Stein in Gaua,
wie man sie zahlreich und von verschiedener Größe auf der ganzen Insel findet. Die Herkunft und Bedeutung der Steine ist unbekannt, und die jetzigen Eingeborenen wissen nichts über Entstehung und Zweck zu berichten.



Vorderende eines Gamal auf Venua=Lava.
Man sieht den wohlgefügten Steinsockel, die geflochtene Vorderwand und die geschnitzten Baumfarnpfosten, die eine große Zahl stilisierter Schweinekiefer tragen.



Inneres eines Männerhauses auf Gaua.

Vorn links und hinten sind vertiefte, ummauerte Feuerstellen. Am Fuß des mittleren Pfostens ist ein flacher Reibstein, oben hängt ein Holzhaken zum Aufhängen von Körben mit Nahrung, in den Dachsparren stecken Hausrat, Wasserbehälter und Kuriositäten. Der Boden besteht aus festgestampfter Erde.



Inneres eines Gamal auf Venua Lava.

Vorderende des Hauses mit den erhöhten und durch Steinplatten abgegrenzten Feuerstellen der höchsten Kaste. Rechts hängt eine hölzerne Eßschale.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Nord-Malo.

Wenige Tage später fuhr ein Dampfer an, der in den Inseln neu war und eine Konkurrenz gegen die Dampfer von Burns, Philp & Co. bilden sollte. Es war ein nettes, sauberes Schiff, das sehr gut als Passagierdampfer eingerichtet war. Ich nahm von Albert Abschied und ließ mich nach Nord-Malo zu Herrn W. bringen, indem ich hoffte, dort den Burns-Philp-Dampfer nach den Banksinseln zu finden.

Zwei Monate später ist dieses große Schiff während eines Zyklons zwischen Malekula und Ambrym einfach umgekippt, wobei etwa vierzig Leute das Leben verloren. Was der Grund des merkwürdigen Unfalls war, ist nie recht klargestellt worden. Es scheint, als ob die Ladung nicht richtig verstaut gewesen sei und das Schiff, nur für Flußschiffahrt berechnet, im offenen Meere nicht seetüchtig gewesen ist. Jedenfalls stärkte das Ereignis nicht mein Vertrauen in die Fahrzeuge jeder Art, die in den Inseln zirkulieren.

Leider teilte mir Herr W. mit, der Dampfer nach den Banksinseln sei schon zurückgefahren, was mir wieder eine Wartezeit von einem Monat bescherte, doch lud er mich ein, diese Zeit bei ihm zu verbringen, wo ja in Nord-Malo noch allerlei zu sehen war.

Hier traf ich also eine Bevölkerung, die im Gegensatz zu der Südost-Malo- B. 23
Rasse Kultur und wahrscheinlich auch Rasse mit den einstigen Küstenbewohnern von Süd-Santo gemein hatte. Wenn mir das wegen vieler Kleinigkeiten für meine Studien von Interesse war, bot sich mir doch in den großen Zügen das gewohnte Bild melanesischer Kultur. Was ich hier in besonderer Fülle erhalten konnte, waren Zaubermittel und Amulette zu jeglichem Gebrauche, zu denen die übrigens noch heidnischen Einwohner offenbar das Zutrauen verloren hatten, und deren sie sich jetzt gern um Geld entledigten. Es gab Steine, die, in der Hand gehalten, Glück zum Schweineankauf brachten, Netze, die, in den Gürtel gesteckt, unsichtbar machten, und Täschchen mit geheimnisvollem Inhalte, die gegen Verwundungen schützten. Andere Täschchen, aus Spinnenfäden, töteten jeden, in dessen Hause sie versteckt wurden, und ein schwarzes Pulver überwand die Abneigung jedes Mädchens, wenn man ihm eine Spur davon anblasen konnte. Am häufigsten sind Objekte, die einen Parallelvorgang andeuten; ein Stein in der Form einer Brotfrucht auf einen Brotfruchtbaum gelegt, zwingt den Baum zu reichem Tragen; wird ein Schwein durch einen durchlöcherten Stein gefüttert, so

durchbohren seine Hauer auch bald den Unterkiefer, verbrennt man die Haare seines Feindes, so verdorrt auch sein Herz usw. Solche kindliche Vorstellungen sind auch unter unserer europäischen Bevölkerung noch recht häufig zu treffen.

Ich unternahm eines Tages mit Herrn W. einen Ausflug nach dem nahen Süd-Santo, um dort in einer Höhle einige Schädel und Skelette zu sammeln. Wir wollten dabei gerade auch dem Bruder des Herrn W., der dort eine Pflanzung hatte, einen Besuch machen. Es war die höchste Zeit, daß wir kamen, denn er lag seit drei Tagen durch Gicht völlig gelähmt in seiner elenden Hütte, ganz unfähig, das Lager zu verlassen. Alle seine Arbeiter hatten seine Invalidität benutzt, um wegzulaufen, und wenn wir nicht zufällig gekommen wären, wäre er wahrscheinlich verhungert. Wir brachten ihn natürlich aufs Schiff zurück nebst den Schädeln und Skeletten, die ich ziemlich zahlreich in der Höhle gefunden hatte. Da es hier nicht Sitte der Eingeborenen ist, die Toten oder Skelette in Höhlen auszusetzen, ist anzunehmen, daß sie durch irgendein gewaltsames Ende diese hier ungewöhnliche letzte Ruhestätte gefunden haben.

Bei einem Besuch auf der nahen Insel Aore machte mich dort ein Pflanzer auf eigentümliche Tumuli von rundem oder langgestrecktem Grundriß aufmerksam. Ich konnte mir deren Natur nicht deuten und machte mehrere Grabungen, in der Meinung, es mit Gräbern zu tun zu haben. Außer einigen zerschlagenen Muscheln fand ich aber nichts, was zu einer Erklärung hätte führen können. Erst in den Banksinseln fand ich die Lösung des Rätsels, da dort noch ganz ähnliche Bauten zu finden sind, die Tanz- und Kultzwecken dienen. Es würde dies, da diese Tumuli im Zwischengebiet fehlen, auf eine direkte Verwandtschaft der Aore- und Banksbevölkerung hinweisen, was insofern nicht unwahrscheinlich ist, als die früheren Eingeborenen von Aore sehr hellfarbig gewesen sein sollen, wie es die von den Banksinseln noch jetzt sind.

Wie das letzte Dorf auf Aore verschwand, ist eine grausige Geschichte, die aber für die Zustände doch charakteristisch ist und darum wohl mitgeteilt werden darf. Die Aoreleute lebten in beständigen Fehden mit den Leuten auf Süd-Santo jenseits des Canal du Segond. Man überfiel sich von hüben und drüben, obschon in beiden Lagern die Kopfzahl schon sehr gering geworden war. Die Aoreleute zählten ungefähr noch 60 Köpfe und überfielen einst ein Dorf in Süd-Santo, doch konnten sich dort alle Bewohner in den Wald retten, außer einem völlig verseuchten Manne. Der wurde getötet und im Triumph nach Hause gebracht, wo man ihn nach einigen Tagen verzehrte. Infolge dieser Mahlzeit starben aber von den 60 Leuten 30, die übrigen liefen voll Entsetzen auseinander und siedelten sich in den Dörfern von Malo an.

In Aore wurde mir auch das seltene Vergnügen zuteil, tief im Erdinnern ein Erdbeben zu erleben. Der Pflanzer besuchte mit mir eine riesige Grotte im Kalkgestein, die, viele Meter tief mit Guano erfüllt, sich sehr weit erstreckte. Dort, an der letzten ersteigbaren Stelle, hörten wir plötzlich das

bekannte Rollen und Donnern eines Erdbebens, fühlten die Erde zittern und hörten einige Stalaktite zersplittern. Ich empfand diese Häufung der Effekte als etwas unkünstlerisch und dilettantenhaft übertrieben.

Eine Fahrt im Canal du Segond den Gestaden Aores entlang wird mir unvergeßlich bleiben. Es sind dort sehr viele jener überhängenden Bäume, unter denen man bei Ebbe wie unter einer Laube fahren kann, und sie waren damals gerade in Blüte. Der Duft war fast überwältigend stark, das Wasser spiegelglatt, und die weißen Blüten trieben darauf hin wie kleine Schiffchen, während aus der Tiefe vermoderte Stümpfe gefallener Bäume wehmütig sich reckten. Am Ufer glitten an uns vorüber die malerischen Gruppen vielfältiger Baumformen in ewig reizvollem Wechsel. Solche Uferfahrten sind natürlich nur da möglich, wo die Abgeschlossenheit der Gewässer eine Brandung verhindert.

Achtundzwanzigstes Kapitel.
Banksinseln.

Nach vier Wochen kam der Dampfer nach den Banksinseln. Ich war nach Venua Lava von Herrn Ch., dem Direktor einer Kautschukpflanzung, eingeladen worden. Es war die erste Kautschukpflanzung in den Inseln. Die Bäume waren aber gar nicht gediehen, weshalb man zur altbewährten Kultur der Kokospalme zurückgekehrt war. Die Pflanzungen waren zerstreut auf ganz Venua Lava, das Hauptquartier war in Port Patteson, von wo aus auch mit einem kleinen Motorboote alle Handelsstationen bedient wurden, die die Gesellschaft auf den nächsten Inseln unterhielt. Ich hatte mein Standquartier auf Venua Lava und gute Gelegenheit, als Passagier auf dem Boote die anderen Inseln der Banksgruppe zu besuchen. Das Meer ist in dem offenen Archipel viel gefährlicher als in dem fast geschlossenen Bassin der Zentral-Neu-Hebriden, und anscheinend unberechenbare Strömungen werfen an den vielgezackten Küsten gefährliche Seen auf.

Mitte Dezember fuhr ich mit dem Motorboot nach der Insel Gaua. Häufige Regengüsse, ein stark schwankendes Boot ohne Kabine machten die Fahrt widerlich, so daß ich mit Freude nach sechs Stunden das Land betrat. Herr C., der Angestellte der Gesellschaft in Gaua, gab mir freundliche Unterkunft, bemühte sich, meine Bestrebungen zu unterstützen, doch wurden Ausflüge ins Innere bald verunmöglicht durch einen orkanartigen Sturm, der über das Meer und die Insel fegte, alles in Feuchtigkeit und Nebel hüllte und den Regen fast wagrecht in die leicht gebauten Hütten trieb. Drei Tage warteten wir, bis das Wetter sich gelegt hatte, fröstelnd schläfrig, dann benützten wir den ersten ruhigen Tag zum Abfahren, fanden wider Erwarten gutes Meer, so daß wir bald in Port Patteson einlaufen konnten, ohne irgend etwas erreicht zu haben. Es war zu rechter Zeit, denn am Abend fiel das Barometer stark, in der gegenwärtigen Zyklonzeit ein schlechtes Zeichen, und der Wind setzte von neuem ein. Das Boot mußte seine nächste Abfahrt auf den folgenden Morgen verschieben, konnte aber auch dann die Ausfahrt nicht wagen, vielmehr wurde es am Sonntagnachmittag in dem sogenannten sturmsicheren Hafen der Bai, zirka vier Meilen von der Station entfernt, verankert. Alles deutete auf einen Zyklon hin, und man wartete, was kommen werde. In dem sturmsicheren Hafen lagen noch zwei größere Segelschiffe; eines derselben gehörte dem Herrn W., einem alten Pflanzer auf einer Nachbarinsel. Zwei Tage lang dauerte der Sturm, rauschte von

den Bergen herab und fegte über die Bai. Vom Hause des Direktors aus konnte man den wirbelnden Windstößen auf dem Wasser mit den Augen folgen. Wie unsichtbare Besen furchten sie über die Oberfläche oder hoben weiße Gischtfetzen in die Höhe, die wie Dampf über die Wellen strichen. Dichter Dunst verhüllte die weitere Aussicht, überall war ein Zischen, Donnern und Rauschen: die heftigen Schläge der Brandung, unregelmäßig wie das Stampfen eines aufgeregten Pferdes, der Wind, der im Urwald wühlte, daß die größten Baumkronen zitterten, während einzelstehende Palmen in der Rodung sich tief neigten, mit entformter Krone, einem umgestülpten Regenschirm ähnlich. Der Regen rasselte auf dem Blechdach des Hauses, an den Bretterwänden und trommelte auf den Wassertanks. In kurzer Zeit schwollen Bäche zu Strömen an, und in jeder Furche bildeten sich Rinnsale, deren Gewässer sich in der Ebene, wo die Kokosnußplantage ist, zu einem See sammelten. Im Hause wurde der Aufenthalt ungemütlich, denn der Regen tropfte von der Decke und überschwemmte Tische und Betten.

Inzwischen hatte der sogenannte Kapitän des Motorbootes eine recht mühselige Zeit verlebt. Er hatte das Fahrzeug in der Nähe des Segelschiffes der Gesellschaft verankert, aber das heftige Stampfen des kleinen Schiffs trieb ihn an Bord des Seglers, der sich ruhiger hielt. Doch wurde ihm und dem Mechaniker auch dort unheimlich, als die See immer höher wuchs und sie zusehen mußten, wie das Schiff des Herrn W. seine zwei Ankerketten brach und auf das Riff trieb. Sie retteten sich in einem Ruderboot ans Ufer und traten der Küste entlang den Heimweg an.

Spät am Nachmittag kamen sie bei uns an, brachten von dem Motorboot noch gute Nachrichten und wollten es nicht glauben, als ich ihnen sagte, es sei gestrandet. Ich hatte zufällig mit dem Fernrohr nach den Schiffen geschaut gerade im Moment, als eine große Welle das Boot hob und auf den Sand setzte. Dort rollte es noch einige Zeit von einer Seite auf die andere, bis es sich eingrub, während die Flut sich zurückzog und der Wind änderte, so daß der Ankerplatz unter dem Schutze der Landzunge stand; auch legte sich der Sturm ein wenig.

Am folgenden Morgen zogen wir mit allen Arbeitern aus, um das Boot zu retten. Der Strand war von den Wellen hartgeschlagen und der Marsch angenehm, nur ein dauernder Kampf mit dem Winde. Ein Hindernis bildete ein stark geschwollener Strom, dessen gelbe Gewässer weithinaus die Bai verfärbten. Ihn zu durchschwimmen, war schon darum nicht ratsam, da nicht alle schwimmen konnten.

Doch war bald ein Floß aus Bambus hergestellt und mit Seilen eine Fähre eingerichtet, auf der in Abteilungen, wenn auch nicht trocken, so doch sicher alle übergesetzt wurden.

Zu unserer Befriedigung fanden wir das Boot völlig unversehrt, ja nicht einmal die Ladung war verdorben, alles war in durchaus gutem Zustande; der einzige Schaden waren einige zerrissene Kupferplatten am Kiel, entstanden durch Aufschlagen des Bootes auf dem Riff.

Während des ganzen Tages versuchte der Direktor, das Boot aufzurichten, um es am nächsten Tage wieder flottzumachen. Aber die Arbeit ging nur langsam voran. Dann brauste auch Herr W. in einem Motorboot herbei und äußerte sich in seiner drastischen Weise über den Verlust seines Schiffes. Herr W. war einer von der alten Garde, hatte seinerzeit jeden Monat einen Besuch des Kriegsschiffes erhalten — und zwar nicht aus bloßer Freundschaft —, war aber immer mit einem blauen Auge davongekommen, sei es wegen seiner Frechheit, sei es, weil alle seine Sünden nie eines guten Quantums Komik entbehrten und ihn kaum jemand ernst nehmen konnte. Er hatte sich jetzt den geordneten Verhältnissen angepaßt, hatte eine vortreffliche Halbblutfrau geheiratet, von der er sich des öftern prügeln ließ, war ein musterhaft anhänglicher Familienvater und hatte vom früheren Lebenswandel nur die Gewohnheit bewahrt, ein fürchterlicher Lügner und bei jeder Gelegenheit betrunken zu sein. Ich hatte schon mehrmals Gelegenheit gehabt, seine Bekanntschaft zu machen, wobei er immer in erwähntem Zustande war, alle Anwesenden mit gewinnender Liebenswürdigkeit beschimpfte, ohne jemanden beleidigen zu können. Man lachte über den alten, originellen Sünder und erzählte sich seine Streiche, die er selbst jederzeit mit Übertreibungen zum besten gab.

Diesmal war er nüchtern, aber trotzdem war sein Schmerz über das verlorene Schiff komisch. Er hatte auch allen Grund betrübt zu sein, denn es war kaum mehr zu retten. Es lag auf einem Korallenzahn festgespießt, hing weit über, indes die Wellen über Bord in die offene Luke schlugen und im Rumpfe gurgelten. Die Takelung war weggerissen, die Kabine aufgedeckt und der Strand bestreut mit Türen, Bohlen, Waren, Dächern und Sparren. Es war schade um das große, neue Schiff, das hilflos auf der Seite lag wie ein gefallener Krieger. Das alte Schiff der Gesellschaft hingegen hatte sich vorzüglich gehalten.

Der Direktor, Herr Ch., gab W. Ratschläge, wie das Schiff eventuell zu heben sei, dann traten wir den Rückweg an.

Am folgenden Tage wurden die Arbeiten an den Schiffen fortgesetzt. Ich blieb zu Hause und war überrascht, als um Mittag Herr W. mit dem Direktor ankam. Der Direktor war der Raserei nahe, bald aber brach er zusammen, und wir brachten ihn zu Bett. Herr W. erzählte mir mit viel Einzelheiten und Flüchen, wie Herr Ch. vom Fieber plötzlich gepackt worden sei, und wie er ihn zum Glück in seinem Motorboote habe nach Hause bringen können. Er stürzte hastig einen vier Finger starken Whisky hinunter, während unten seine Frau und die zahlreichen Sprößlinge warteten.

Ich begleitete ihn ans Ufer, wobei ich mich als Stütze für den plötzlich äußerst schwankend gewordenen Herrn W. sehr nützlich machen konnte. Während er sich an meinen Arm klammerte, gab er erst seinen bloßen Füßen die Schuld, die an die scharfen Kiesel nicht gewöhnt seien, ließ aber zuletzt doch die Ausrede fahren und gestand, er sei durchaus „unfit“, seiner Frau vor die Augen zu treten. Das ließ sich jedoch nicht vermeiden, und während

ich sie meiner Teilnahme an dem Verlust des Schiffes versicherte, hatte sie auch schon die Schwäche ihres Gemahls entdeckt. Der saß auf der Erde, rieb seine Sohlen und klagte, wie sehr die Kiesel dieselben verletzt hätten. Sie zeigte wenig Mitleid mit ihm, trotz seiner demütig-hilfesuchenden Blicke, sondern drängte zum Aufbruch. Bald war die zahlreiche Kinderschar im Motorboot verstaut unter den lärmenden Instruktionen des Herrn W. Seine Frau erzählte mir währenddem, wie sie einst von zwei Schwarzen beim Einsteigen ins Boot ins Wasser geworfen worden sei. Dann kam ihr Mann um sie durch die Brandung zu tragen, doch überließ sie sich seinen Armen nur nach einigem Zögern; worauf er denn mit seiner süßen Last durchs Wasser patschte und im Moment, als er das Boot erreicht hatte, umfiel und seiner Frau zu einem Bade verhalf. Wir zogen beide aus den Fluten; beide waren sprachlos, sie aus Ärger, er, weil sie einige Zeit, auf seinem Kopfe sitzend, ihn unter Wasser gehalten hatte. Die Kinder schauten besorgt drein, die Schwarzen kicherten, ich entfernte mich so rasch als möglich. Vom Direktionshause aus sah ich noch lange das Boot hilflos schwanken, denn die Maschine wollte sich von den unsteten Händen des Herrn W. nicht in Gang setzen lassen. Viel Ärger, Zerknirschung und Schadenfreude war in kleinem Raume dort versammelt, was hinter den Gardinen zu Hause folgte, kann man sich denken.

Der Direktor erholte sich etwas; am anderen Morgen war er schon vor Tagesanbruch weg, um das Boot flottzumachen, mit so gutem Erfolg, daß er am Abend in demselben an der Station anfahren konnte; es war der Weihnachtsabend. Dem etwas rauhen Manne war sichtlich eine Sorge vom Herzen, die Arbeiter bekamen das zu fühlen, wie die Angestellten, denen er eine reichliche Portion Getränke (er hielt wohlweislich Alkoholika unter seiner Kontrolle) zur Weihnachtsfeier sandte; wir selbst setzten uns zu einem guten Mahle nieder und machten uns klar, daß es wirklich Weihnacht sei. Es war aber recht anders als zu Hause.

Am Fuße des steilen Hügels lag die weite Bucht, türkisblau, von den weißen Brandungslinien eingesäumt, in der Ferne die Insel Mota Lava mit ihrer prächtig kühnen Silhouette; Wolkenknäuel streiften am Himmel, ein kühler Wind raschelte in den Palmen und im Wald. Das friedliche Bild zeigte wenig von der Wut, mit der die Elemente zwei Tage vorher gekämpft hatten.

Herr Ch. war müde von den Anstrengungen der letzten Tage. Bald nach der Dämmerung legten wir uns zum Schlafe, wurden jedoch um Mitternacht durch Anschlagen der Hunde geweckt. Wir hörten bloße Füße auf der Veranda, ein Flüstern, dann nachdrückliches Räuspern, dann ein Lied aus rauhen Kehlen. Es waren die Eingeborenen eines Christendorfes, die uns Weihnachtslieder sangen, in einer fremden, rauhen Sprache, unschön, falsch und doch eindrucksvoll.

Als das Ständchen zu Ende war, trat der „Boß" heraus, und der harte Mann, den man bei erster Bekanntschaft jeden Gefühls bar gehalten hätte,

hatte Tränen in den Augen und konnte nur durch Gebärden den Eingeborenen seinen Dank abstatten. Wir stiegen mit den Sängern ans Ufer, wo sie den Angestellten das Ständchen wiederholten, dann wurden sie im „Store“ wohl beschenkt und statteten nun den Arbeitern ihren Besuch ab. Bis gegen Morgen tönten vom Eingeborenenhause her ihre Gesänge.

Am Weihnachtstage selbst war ich Krankenpfleger. Der Direktor wälzte sich im Delirium und Schmerzen, und erst gegen Abend fühlte er sich besser und imstande, auf der Veranda die Abendkühle zu genießen. Die Angestellten hatten sich mit ihren Schnapsflaschen unterhalten, und die Schwarzen ein fettes Schwein gebraten.

In den nächsten Tagen fuhr das Motorboot nach allen Stationen der Gesellschaft und brachte die Angestellten und die Arbeiter herbei zur Feier des Neujahrs. Es kamen Herr C. aus Gaua, ein alter französischer Gendarm, ein Leutnant aus dem Burenkriege, ein Expriester, ein Bankangestellter, ein Kommis, ein Cowboy aus Australien, eine recht zusammengewürfelte Gesellschaft, alles durch Alkohol gestrandete Existenzen, äußerlich aber sehr nette Leute.

Die Ankunft eines jeden mußte natürlich begossen werden, so daß ein konstanter Strom von Dienern von dem Quartier der Angestellten nach dem Direktionshause auf dem Hügel wanderte, mit geheimnisvollen Zetteln, welche die Bitte um eine Flasche enthielten. Alle Bitten wurden gewährt, so daß sich im Laufe der paar Tage eine recht bedeutende Menge leerer Absinth- und Whiskyflaschen im Hause der Angestellten ansammeln mußte. Wie das bei solchen Leuten geht, denen Alkohol nicht Freude, sondern nur Verdruß bringt, waren darum bald Streitigkeiten im Gange. Viel zu dem händelsüchtigen Gebaren mag auch direkt auf die Wirkung des Absinths zurückzuführen sein; jedenfalls konnte man eine steigende Reizbarkeit bei den Angestellten bemerken, und es war kaum anzunehmen, daß das Neujahr in Frieden beginnen werde.

Man tat einstweilen sein Möglichstes zum Gelingen des Festes, indem man das Haus des Direktors mit Girlanden verzierte und den Eßsaal mit Blumen und Farnkräutern zu einer kühlen Waldnische umwandelte.

Nach dem Mahle überraschte uns der Gendarm durch einen Fackelzug seiner Arbeiter, zu dem sie die Marseillaise sangen. Er hatte, mit unendlicher Mühe und Geduld, ihnen den Gesang beigebracht, so daß es mit seiner und des Expriesters Hilfe nicht übel klang.

Der Abend endete mit einer Prügelei und am Morgen ruhten die Streiter in allen möglichen Stellungen und an allen möglichen Orten von den Mühsalen der Nacht aus.

Der Neujahrsmorgen versprach einen herrlichen Tag und dauernden Weltfrieden, denn Kommis und Leutnant, Gendarm und Expriester versammelten sich, und es begann ein allgemeines Revozieren und Entschuldigen, Händeschütteln und Verbrüdern. Ein Frühschoppen besiegelte den Bund, und die Gesellschaft verzog sich; außer dem Gendarmen, der zum Mittagessen



Blick der Küste von Aoba entlang.

Man sieht den flachen Vulkan, von dem aus sich radial Lavaströme ergossen haben, die dann im Meer zu wirren, zerborstenen Felsen erstarrt sind.



Mann höchster Kaste auf Aoba vor seinem einsam stehenden Hause. Dieses ist äußerst sorgfältig und solid gebaut, rechts und links hängen große Muschelhörner und Schweinekiefer. An den Oberarmen trägt der Mann geflochtene Armbänder; das Haar läßt er sich lang wachsen, so daß es in feinen geringelten Locken auf die Schultern fällt. Unter der Tür sitzt ein junger Mann, der ihn bedient.





Mann hoher Kaste
auf Aoba im Festschmuck mit Federstäben im Haar, der schönen Tanzkeule aus Pentekôte und der gefärbten Matte, die hinten in zahlreichen Fransen herabhängt.







Mann von Nitendi und Ahnenhäuschen aus Gaua,
mit den geschnitzten Rangpfosten, den Malereien und den roh angedeuteten Vögeln. Man vergleiche es mit den Ahnenhäuschen auf Vao.



Christenmann aus Tanna,
Lehrer an der Missionsschule.



Mann von Tanna.
In typischer Haartracht, Ohrschmuck und Halsband.

B. 78

blieb, sich in immer größere Wut hineinredete und über die betrunkenen Engländer seinen Abscheu aussprach. Zum Glück wankte er bald zur Siesta, und bis zum Abend herrschte Frieden und Ruhe des Schlafes.

Am Abend wachten alle auf zu neuen Händeleien und noch früh am Morgen war Krakehl. Der Leutnant und der Kommis zankten, die anderen stichelten. Am Nachmittag war wieder Totenstille; am Abend begann die Zecherei wieder und dauerte mit Unterbrechungen bis zum nächsten Morgen. Der Direktor war verzweifelt, das Barometer fiel von neuem, und er mußte das Boot selbst verankern, diesmal nicht am vorigen Orte, sondern bei der Station.

Den ganzen Morgen regnete es; um Mittag brach der Zyklon los, wie das vorige Mal aus Südwest, aber mit dreimal größerer Gewalt. Der Regen prasselte wagrecht ans Haus und überschwemmte bald alles. Die Aussicht war verhüllt, nur hier und da riß ein Windstoß eine Lücke in den Dunst und peitschte das Meer auf. Im Wald krachte es dumpf, Zweige knallten entzwei und folgten den Blättern, die wie ein wirrer Regen durch die Luft kreiselten. Alle einzelstehenden Bäume wurden geknickt, jeder Ast, der sich aus der Fläche des Waldes hervorhob, gebrochen und die Lianen verwickelt und verzerrt. Immer häufiger und heftiger wurden die Windstöße, zum Glück war das Haus vom Berg geschützt, sonst hätte es dem Winde kaum widerstehen können. So zitterte es nur und knarrte in den Fugen, während ein kleines Wellblechhaus wie ein Würfel über den Boden rollte. In der Ebene riß der Sturm die Blätter von den Kokospalmen und warf einige Häuser um. Der Zyklon erreichte seine volle Stärke gegen Sonnenuntergang, dann stieg das Barometer stetig, und auf einmal hörten Wind und Regen auf. Die Ruhe dauerte etwa eine halbe Stunde, bis wir am Zuge der Wolken erkannten, daß der Sturm von Norden kam, was denn auch der Fall war und diesmal das Haus in voller Breite traf. Zum Glück waren die Windstöße nicht so heftig wie am Nachmittag, aber das Haus zitterte mehr als vorher, und gespannt saßen wir auf der Veranda, bereit, jeden Moment vom fortfliegenden Hause zu springen. Es war aber unnötig, denn mit dem stetigen Steigen des Barometers verminderte sich die Stärke des Sturms. Er wehte jetzt aus Nordost, hatte bald nur noch die Heftigkeit eines starken Windes, so daß wir uns spät in die nassen Betten legen konnten, nur hier und da aufgeschreckt durch einen stärkeren Windstoß.

Den ganzen nächsten Tag dauerten Wind und Regen, doch war die Krisis vorüber, und der Zyklon hatte schließlich doch nur wenig Schaden angerichtet. Das Motorboot hatte sich an drei Ankern famos gehalten. Die Angestellten hatten sich die Zeit mit den letzten Absinthflaschen vertrieben, von nun an mußten sie notgedrungen nüchtern sein.

Zum Glück brachte der folgende Tag, wenn auch nicht Windstille, so doch wenigstens Sonne, welche die Feuchtigkeit allenthalben auftrocknete.

Bei erster Gelegenheit fuhren wir nach Port Patteson und fanden, daß das Segelschiff der Gesellschaft sich wieder gut gehalten hatte, während

das des Herrn W. nicht mehr zu retten war. Die See hatte ihm die eine Seite völlig eingedrückt.

Den ersten windstillen Tag benutzten wir, um nach der 25 Meilen entfernten kleinen Insel Meralava zu fahren. Da diese Insel gar keinen geschützten Ankerplatz besitzt, kann sie nur bei ganz ruhigem Meer angelaufen werden, so daß der dort beschäftigte Angestellte der Gesellschaft nur selten mit der Außenwelt in Berührung kommt. Er hätte schon vor einem Monat vom Boot besucht und neu verproviantiert werden sollen, doch hatte es das Wetter nie erlaubt. Jetzt hofften wir, nach den Unruhen der letzten Wochen, auf einige stille Tage und traten die Fahrt an. Wenn auch das Meer spiegelglatt war, machten wir doch nur recht langsamen Fortschritt, offenbar hatten wir eine starke Strömung gegen uns. Es ist recht unbefriedigend, anscheinend nicht von der Stelle zu kommen, zumal wenn man sich in unbequemer Lage befindet. Das war an Bord des Bootes gewiß der Fall, denn mit absichtlicher Bosheit schien es derart konstruiert, daß man weder bequem liegen noch sitzen konnte. Beides wurde noch durch das auch bei ruhiger See heftige Rollen des Bootes verhindert, so daß man die endlosen Stunden in der oft brennenden Sonne, krampfhaft an ein Seil oder eine spitze Kante angeklammert, verbringen mußte. Unter dem Deck hatte man die Wahl zwischen Aufenthalt im Kopraraum, wo die Luft erstickend war und die Schwabenkäfer wilde Wettläufe feierten, oder im Maschinenraum, wo die Maschine Wärme strahlte und alles von schwarzem Öl triefte. Auch konnte man nicht lesen, sich jedoch in Geduld üben.

Langsam versank Venua Lava, und allmählich löste sich aus dem Dunst die Silhouette von Meralava, ein regelmäßiges, steilseitiges Dreieck, an dem sich am späten Nachmittag einige Details zeichneten: Schluchten und Kämme, die sich vom Gipfel direkt zum Meere dehnten. Die kleine Insel ist ein erloschener Vulkan, ein regelmäßiger Kegel, auf dessen Spitze der Krater als tiefe Schale sich befindet.

Es ist kaum ein ebener Quadratmeter auf der ganzen Insel, und steil, wie die Flanken, heben sich die Ufer aus dem Meere, kaum daß ungeheure Basaltblöcke einen Sockel bilden, in dem die Brandung hoch und weiß aufleckt.

Wir hatten schon seit einiger Zeit eine kleine Dünung bemerkt, und als wir endlich am Abend vor der Station anlangten, mußten wir erkennen, daß eine Verladung der Kopra unmöglich war. Mit dumpfem Donnern rollte die See zwischen die Blöcke oder schlug hoch an den glattpolierten Flächen in die Höhe.

Die zahlreichen Eingeborenen waren am Ufer versammelt, die Ankunft des Bootes war für sie immer ein Ereignis, und bei der Station stand der Angestellte und schwenkte freudig seinen Hut.

Alles, was wir versuchen konnten, war, den Angestellten an Bord zu holen, und das Ruderboot näherte sich langsam dem Ufer, sorgsam, um von der Brandung nicht an den Felsen zerschellt zu werden. Der Angestellte

wagte sich auf einen exponierten Felsen, das Boot benutzte einen Moment der Ruhe, und wenn auch nicht trocken, so doch unversehrt kam der Angestellte an Bord.

Es hatte für uns keinen Zweck, die Nacht hier zu verbringen, um so weniger, als die Dünung sich so verstärkte, daß das Schiff kaum vor Anker hätte bleiben können. Wir fuhren darum zurück.

Ich verzichtete nur ungern auf einen Besuch der Insel, denn sie wäre für mich in verschiedener Hinsicht interessant gewesen.

Einmal hätte ich gern den 1300 m hohen Krater bestiegen. Es muß ein einzigartiges Gefühl sein, auf dem spitzen Gipfel zwischen Meer und Himmel zu stehen, muß dem Gefühl des Fliegens gleichkommen, in dieser Weise fast völlig von der Erde losgelöst zu sein. Dann ist die Insel insofern einzigartig, als sie aus ersichtlichen Gründen fast nie von Schiffen angelaufen wird, die Eingeborenen dort darum notgedrungen ihre primitive Lebensweise wenig ändern konnten, sondern wie in alten Zeiten auf ihre eigenen Nahrungsmittel angewiesen sind. Sie sind jetzt zwar alle Christen, so daß es lehrreich wäre, dort zu beobachten, inwieweit die Mission allein die alte Kultur der Eingeborenen modifiziert und was die Wirkung des Christentums ist, ohne die anderen Begleiterscheinungen der weißen Kultur. Das einfachste, aber auch wichtigste Kriterium ist zweifellos die Frage, ob die Rasse sich hält oder ob sie ausstirbt. Soviel ich erfahren konnte, ist die Bevölkerung eine relativ zahlreiche, ca. 500 Seelen, so daß die so unwohnliche Insel die am dichtesten bevölkerte des Archipels sein dürfte; die Kopfzahl ist wohl nie beträchtlich größer gewesen, und ein Rückgang der Zahl ist heute nicht zu konstatieren. Die Mission an sich schadet also der Rasse kaum. Es ist bemerkenswert, daß Malaria und alle jene Krankheiten, die anderswo die Eingeborenen dezimieren, in Meralava fehlen, weil mit der Außenwelt so wenig Kontakt ist. Es ist aber eine Ironie, daß, nach Aussage der Eingeborenen, eine Influenza- und Hustenepidemie die ganze Insel nach jeder Ankunft des Missionsschiffes heimsucht, daß demnach gerade die Mission der Bringer mancher Schädlinge wäre. So schiene es schließlich doch das beste, wenn man die Leute auf Meralava völlig sich selbst überließe.

Ihre Nahrung finden die Eingeborenen im Taro, den sie auf terrassenförmig aufgebauten Feldern pflanzen; Wasser liefern ihnen einige Höhlungen in den Basaltfelsen und Kokosnüsse, an denen die Insel ziemlich reich ist.

Durch ein unruhiges Meer pflügten wir in der Nacht unseren langen Heimweg und liefen am nächsten Morgen mit leerem Schiff wieder in Port Patteson ein.

Am anderen Tag fuhren wir wieder ab, erst an eine Pflanzung auf Venua Lava, wo der Direktor ein Exempel zu statuieren hatte. Ein Arbeiter hatte den Gehorsam verweigert, und als ihn der Aufseher geschüttelt hatte, hatte er denselben mit seinem Buschmesser angegriffen. Der starke Aufseher hatte den Mann mit leichter Mühe gebändigt, doch hatten ihm die anderen Schwarzen keine Hilfe geleistet, als er ihnen zurief, ihm Seile zum Fesseln

des Mannes zu bringen. Wenn man auch nicht gerade von einer Revolte sprechen konnte, so war das doch ein Fall, der strenge Bestrafung verlangte. Auf der Station wurde ein förmliches Gericht abgehalten und die Angeklagten vernommen in Gegenwart aller Arbeiter. Es war bemerkenswert, daß eigentlich keiner sich durch Leugnen zu retten versuchte, alle gaben ihre Schuld zu, der Hauptsünder sowohl wie die anderen, die sich durch Furcht vor der Rache des Bösewichts zu entschuldigen versuchten. Dies ist eine Erscheinung, die man überall beobachten kann, daß nämlich der Eingeborene der Neuen Hebriden vor Gericht nur selten lügt. Man wird so fast immer die Wahrheit erfahren können. Das Urteil in dem Falle bestand in einer Verlängerung der Arbeitsjahre für die Schuldigen und für den Täter noch sechs Geißelhiebe dazu. Es brach nicht der Verurteilte, aber sein Bruder in Tränen aus.

Die Exekution fand am Abend statt; der Delinquent nahm die übrigens recht harmlosen Prügel mit großem Gleichmut in Empfang. Die versammelten Arbeiter waren aber trotzdem sichtlich gerührt, so daß das Exempel auf lange hinaus seine Wirkung haben wird. Schließlich ist der vielverschriene Melanesier hier doch ein sehr fügsames und geduldig serviles Individuum. Offene Widersetzlichkeit ist sehr selten, und seine Faulheit ist nur natürlich; wäre sie nicht da, so würde man ihm womöglich noch daraus einen Vorwurf machen.

Am anderen Tag verfolgten wir den Weg nach Ureparapara, ebenfalls einer Vulkaninsel, doch war die Wand des riesigen Kraters an einer Seite eingebrochen, so daß die Insel ein hohes, steilwandiges Hufeisen bildete, das eine Bai einschließt.

In dieser Bai ankern oft Fahrzeuge; dem häufigen Verkehr mit Weißen entsprechend ist die heutige Bevölkerung der Insel eine sehr spärliche.

Auch hier ist auf der ganzen Insel kaum ein ebener Fleck zu finden, die kleinen Dörfer kleben an den Hängen, an die sich außen überall ein breites Korallenriff angelagert hat. Wiederum erschwerte die Dünung das Landen. Immerhin konnten wir an Land gehen und auch die Kopra verladen; am Abend fanden wir in der Bucht einen idealen Ankerplatz.

Die frühere Kraternatur der Bucht war noch leicht zu erkennen. Es muß eine gewaltige Katastrophe gewesen sein, als die Wand durchbrach und das Meer sich in die Höhlung ergoß. Die Eingeborenen erzählen, es sei ein Riesenfisch an die Insel gerannt und hätte jene Lücke gebrochen.

Jedenfalls ist es ein pikantes Gefühl, heute da in einem Boote zu schaukeln, wo einst flüssige Lava und das Feuer der Tiefe geschwält haben. Von jenem düsteren Wüten zeigt heute die Bucht nichts mehr; im Gegenteil, sie bietet einen der friedlichsten Blicke, den ich je im Archipel getroffen habe. Das Wasser ist kaum bewegt, nur kleine Wellchen plätschern auf die flachen Ufer, auf denen hellgrüne Mangrovenhaine sich breiten. Zwischen ihnen neigen sich riesige Bäume über das Wasser; darunter schmiegen sich die Strohdächer eines Dorfes an die Stämme. In dem tiefen Schatten kauern die Eingeborenen um ein Feuer, nahe dabei sind einige der großen Ausleger-

boote an Land gezogen. Und an drei Seiten steigen die dunkelbewaldeten Hänge der Kraterwände jäh zu scharf gezacktem Kamme auf, so daß man sich an einen stillen Bergsee versetzt glaubt und unwillkürlich den Herdenglocken lauscht. Statt derer hört man die Lockrufe der großen Waldtauben und fern von draußen das Donnern der Brandung.

Wir konnten uns nicht versagen, an der lieblichen Stelle einen Ruhetag einzuschalten, und wenn ein Picknick für uns auch kaum etwas Neues und Reizvolles mehr war, brachte uns das Braten einiger Wildtauben dennoch festliche Stimmung und guten Appetit und die Nacht unter dem klaren Sternenhimmel beim leisen Schaukeln des Schiffes eine Auslösung friedlich sorgloser Ruhe.

Auf steilstem Pfade bestieg ich am nächsten Tage den Bergkamm. Der Weg führte oft an Lianen als Geländer entlang an glatten Felswänden hinauf, und ich war erstaunt, auf der Höhe einige Felder zu finden, zu denen die Frauen jeden Tag hinauf- und mit Taro belastet wieder herabklettern müssen, seiltänzerische Taten vollführend. Aber die Insel hat nicht viel Terrain, das sich zu Pflanzungen eignen könnte, und der Eingeborene muß vorlieb nehmen mit dem Grund, wo er ihn findet.

Ureparapara war der nördlichste Punkt, den ich bis jetzt berührt hatte, und die Nähe der kunstliebenden Salomonen machte sich hier, im Vergleich zu den Neuen Hebriden, schon etwas bemerkbar. Während in den Neuen Hebriden heute jede Kunstäußerung, außer der Mattenflechterei, höchst dekadenter Natur ist, fand ich hier doch einige recht gefällige Gegenstände, zierlich gezeichnete Ohrstäbe, Matten und Armbänder. Auch traf ich hier auf eine Trommelform, die in den Neuen Hebriden gänzlich fehlt, nämlich eine regelrechte Felltrommel: ein hohler Holzzylinder, dessen eines Ende in die Erde gegraben wird, während am anderen Ende Blätter der wilden Banane das Kalbfell ersetzen.

Wenn dies und anderes auch nur Details sind, so sind sie doch im Ein- B. 72
klang mit der von den Neuen Hebriden ganz verschiedenen Bevölkerung, mit ihren langen Gesichtern, hohen Stirnen, oft schmalen und hakenförmig gebogenen Nasen. Wenn man hieraus auf geistig höhere Stufe schließen möchte, so kann man sie durch die Erfahrung bestätigt finden, denn der Eingeborene der Banksgruppe ist entschieden aufgeweckter, lebhafter, offener und intelligenter als der oft mürrische, mißtrauische und apathische Bewohner der Neuen Hebriden. Kannibalismus soll in den Banksinseln nie Sitte gewesen sein. Infolge des immerhin geringeren Verkehrs mit Weißen mögen hier allerdings die Eingeborenen noch nicht so sehr das Zutrauen zu Europäern verloren haben wie in den Neuen Hebriden.

Ich konnte leider wenig gute Ethnographika mehr erwerben, da einige Monate vorher ein englisches Kriegsschiff in der Bucht geankert hatte. Wer die Sammelwut der Blaujacken, vom Kapitän bis zum Schiffsjungen, kennt, wird sich nicht wundern, daß dadurch die kleine Insel gründlich ausgeräumt worden war. Ich konnte nur bedauern, wieviel wertvolles Material hiermit auf immer verloren gegangen ist, denn fast alle diese „Curiosa" werden

später verschleudert und verloren und haben ohne Herkunftsangabe fast gar keinen Wert mehr. Zum Glück sind aber oft Kleinigkeiten, die der Laie verschmäht, ebenso wichtig als Keulen und vergiftete Pfeile, und schließlich ist immer und überall noch irgend etwas zum Vorschein zu bringen, wenn auch dick mit Ruß bedeckt und von Insekten benagt.

Am Tage nach der Rückkehr nach Port Patteson brachte mich das Boot zu einer Pflanzung auf Venua Lava, von wo der Vulkan leicht bestiegen werden konnte. Der Vulkan ist hauptsächlich in Schwefelquellen tätig und hat bedeutende Depots von Schwefel gebildet, die vor ca. 15 Jahren ausgebeutet wurden. Es hatte sich in Nouméa eine Aktiengesellschaft gebildet, eine Filiale der bekannten S. Fr. d. N. H. Entlassene Sträflinge waren als Arbeiter angeworben worden und gruben einige Wochen oder Monate lang auch wirklich Schwefel auf dem Vulkan. Es zeigte sich aber bald — was man eigentlich zuerst hätte prüfen sollen — daß die tägliche Schwefelproduktion der Quellen sehr gering war, und daß überhaupt die Ausbeutung sich kaum bezahlen werde. Man hatte inzwischen große Vorräte und Rollmaterial hertransportiert, die nie benutzt wurden und verrosteten und verfaulten. Die Sträflinge waren alle Trunkenbolde und starben in kurzer Zeit. Der Direktor kümmerte sich um das Unternehmen nicht im geringsten; man verkaufte aber ungeheure Quantitäten Alkohol an die Eingeborenen, die denn auch wie Fliegen wegstarben, und rühmte sich, aus den leeren Ginkisten ein ansehnliches Haus gebaut zu haben. Nachdem man in Freuden und Alkohol gelebt und einige Tonnen Schwefel verschifft hatte, gab man das Unternehmen auf. Dies ist ein beinahe typisches Beispiel für die Weise, in der in jenen Jahren in den Inseln Gesellschaften gegründet und Geld verschleudert worden ist.

Es zirkulieren interessante Geschichten von dem luxuriösen Leben, dem sich die Aufseher der Pflanzungen einer noch jetzt existierenden Gesellschaft hingegeben haben. Große Summen, die für Pflanzungen bestimmt waren, rannen als Champagner durch die Kehlen der Angestellten oder verschwanden auf andere Weise. Irgendwelche Kontrolle scheint kaum existiert zu haben, weshalb es kein Wunder ist, daß die Gesellschaft, die heute mit sehr geringem Geldaufwand beinahe alles gute Terrain der Neuen Hebriden bepflanzt haben könnte — da die Arbeitslöhne in jener Zeit minimal waren —, kaum nennenswerte Pflanzungen besitzt.

Es ist also wohl den segensreichen Wirkungen der Schwefelgesellschaft zu verdanken, daß da, wo vor 15 Jahren, wie man mir sagte, „Tausende und Tausende" von Eingeborenen gelebt haben, noch ein Dorf von etwa 50 Seelen zu finden ist. Es gelang mir, den Häuptling dieses „Volkes" zum Führer zu gewinnen. Er hatte einst auch für die Gesellschaft Schwefel vom Vulkan an die Küste geschleppt und führte mich auf der alten Straße, die jetzt natürlich nur noch ein verwachsener Pfad war.

Um den Vulkan hängen fast immer Regenwolken, weshalb der Wald sumpfig ist, mit schwüler, bedrückender Atmosphäre.

Nach zweistündigem Marsche standen wir am Rande eines Plateaus, von dem nahe beieinander zwei Bäche in großartigen Fällen zur Tiefe fielen. Aus dem schwellenden Walde leuchteten ihre Silberbänder hell auf und versanken zu unseren Füßen in der dunklen Tiefe, aus der Brausen und Dunst quoll, und die sich als scharfer Riß im Walde nach der Küste hin fortsetzte. Der eine Bach war durch abgeschiedenen Schwefel milchig getrübt, und alles im Bereiche des Wassers war mit weißem Schlamme bedeckt, während der andere Bach rötliches Wasser führte und alle Felsen mit rotem Niederschlag überzogen hatte. Wir bemerkten auch, daß das Wasser lauwarm war.

Kurz nachher traten wir auf eine Lichtung, an einer steilen Felshalde, die an sich nichts Bemerkenswertes bot, außer daß einige Nebelfetzen an demselben Orte hin und her schwankten, und daß ein stechender Geruch in Augen und Nasen drang und den Atem raubte. Wir waren am unteren Ende der Solfatarenzone, in die der Pfad hineinführte. Der Boden bestand erst aus mürbem, durch Säuren zersetztem Gestein, bald aber fast nur aus Schwefelblöcken, auf denen die Schuhe knarrten wie auf hartgefrorenem Schnee. Die Farbe des Schwefels war graugrün, doch zeigten reinere Blöcke die bekannte Schwefelfarbe, und vielfach fanden sich wohlgeformte Schwefelkristalle. Beim Steigen hörten wir immer deutlicher ein Zischen, wie wenn Dampf aus enger Öffnung strömt. In kurzem befanden wir uns inmitten zahlreicher Tumuli, auf deren Spitze der gelbe Schwefel schimmerte, indes durch die Ritzen und Fugen der Dampf pfeifend entwich. Der ganze Boden schien durchfurcht und durchzogen von einem Astwerk von Kanälen, aus denen es dampfte und sprudelte.

Der Schritt tönte hohl, große Steinblöcke lagen fast im Gleichgewicht, aus dem leichte Berührung sie verschob, daß sie zersplitternd in eine Schlucht rollten, in der ein grauer Bach die heißen Quellwässer zur Tiefe führte. Oft hüllte uns der Dampf völlig ein, dann hörten wir nur die zischenden Quellen doppelt stark, bis ein Windstoß die Nebel zerstreute und wir einen klaren Blick über die warme Einöde bis weit hinauf zum Gipfel des Berges werfen konnten.

Es war ein unbehagliches Gefühl, inmitten der boshaft pfeifenden und zischenden Hügel zu stehen, und ohne die völlige Sorglosigkeit des Führers hätte ich mich kaum soweit in das dampfende Schwefelfeld gewagt. Ich konnte es meinen Dienern kaum verargen, daß sie durchaus nicht glücklich waren, sich wie verschüchterte Schafe um mich schaarten, nichts sagten, als daß sie auf den Heimweg drängten. Ich konnte ihnen den Gefallen aber noch nicht tun. Wir stiegen höher, wo in flachen Schalen Wasser heftig brodelte und hoch aufspritzte, in der einen gelb, in der anderen schwarz. Die ganze Umgebung war von Schwefel überzogen, in harter Masse, wie dichter Rauhfrost.

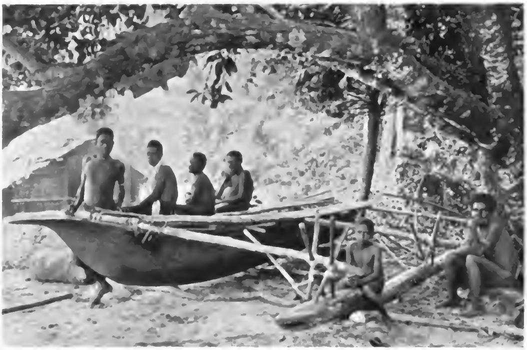
Von dort folgten wir einem Bache, dessen Wasser heißer und heißer wurde, bis man nicht mehr darin gehen, sondern nur von Fels zu Fels hüpfen

konnte. Statt der angenehmen Kühle verbreitete dieser Bach eine Wärme, die sehr ermattend wirkte. Wir waren daher zufrieden, als wir den Krater erreicht hatten, auch wieder eine farblose Einöde, in deren Mulde ein grauer Teich kochte. Das war nun wirklich ein unheimlicher Schwefelpfuhl, inmitten toter Natur, schwarz, still, nur leicht zitternd, blasenwerfend und in ringförmigen Wellen brodelnd. Uns gegenüber verdeckte eine Dampfwolke einen Riß in der Kraterwand, in dem etwas vorging, was wir weder hören noch sehen, wohl aber fühlen konnten. In schmutzigen Lachen und Rinnsalen überfloß der Teich und nährte den erwähnten heißen Bach. Zu dieser feindlich aussehenden Gegend stand ein klarer, hellblauer Himmel im Gegensatz und ein schmaler Blick auf die Küste, vor der eine kleine Insel in den blauen Gewässern zu schaukeln schien.



Junge Frau und Mann aus Tanna.

Die Frau trägt die Grasschürze, die erst mit dem Alter auch seitlich geschlossen wird. Mädchen tragen nur vorne und hinten einen Büschel.



Große Pirogue von Ureparapara,
auf den Strand in den Schatten eines großen Baumes mit überhängenden Ästen gezogen. Hinten ist das Gamal.



Trommelkonzert in Ureparapara.
Auf Holzgabeln hängen Bambussegmente mit seitlicher Öffnung. Sie werden mit Stöcken bearbeitet. Über einem Loch in der Erde liegt ein rohes Brett, auf das mit Bambusstangen gestampft wird.



Frau aus Nitendi. Mit einer häßlichen Wunde am Unterschenkel. Solche Wunden entstehen aus kleinen Verletzungen bei nachlässiger Pflege. Unter rationeller Behandlung heilen sie oft erstaunlich rasch.



Mann beim Feuerpflügen. Mit einem spitzen Stabe fährt man in einer Rinne des Knüppels hin und her und erzeugt, wenn das Holz trocken ist, in 1 1/2 Minuten einen kleinen Funken, den man durch vorsichtiges Blasen zur Flamme entfacht.



Inneres eines Gehöftes auf Nord=Malo.

Die mit Schilfgras umzäunten Gehöfte werden sehr sauber gehalten und sind mit vielen Bananen bepflanzt, welche die Blätter zum Einhüllen der Nahrung beim Kochen liefern. Der Eingang ist durch rohe Matten aus Palmblättern teilweise verschlossen. Die Frau trägt Muschelperlschnüre um Hals und Hüften.



Haus hoher Kaste auf Venua=Lava.

Die Vorderwand ist aus Rotang zierlich geflochten, und das Dach tragen Baumfarnpfosten, auf denen Tiere (Schlangen) und stilisierte Gesichter geschnitzt sind. Das ganze Haus steht auf einem Sockel, der aus vulkanischem Gestein trocken gemauert ist.

Neunundzwanzigstes Kapitel.
Gaua.

Am Tage darauf fuhr ich wieder nach Gaua. Unglücklicherweise sah der Kapitän dort ein Rekrutierungsschiff vor Anker liegen und konnte sich nicht versagen, demselben seinen Besuch abzustatten. Es war vorauszusehen, daß er sich betrinken werde, und das tat er denn auch in bemerkenswerter Eile.

Leider gab ein heftiger, dauernder Regen, der überall durch das Deck unseres Schiffleins rann, eine gute Ausrede, um in dem viel größeren Rekrutierungsschiff den Tag und die Nacht zu bleiben. Es war weniger angenehm als lehrreich, die Zeit in der Gesellschaft dieser, wenn einmal nicht mehr nüchtern, unglaublich rohen Seeleute zu verbringen. Sie sind dann wirklich ein Auswurf der Menschheit und erzählen sich, in der gemeinsten Sprache schwelgend, ihre letzten Heldentaten, die, wenn sie alle wahr wären, ihnen den Galgen zehnfach verdienen würden. Wer dem andern die schmutzigsten Namen anhängen kann, gilt als der geistreichste, dann aber drängt sich meist irgendein Ärger in den Vordergrund, und die Energie des Alkohols äußert sich in maßlosem Geschimpfe und Bedrohen irgendeiner Person oder eines Zustandes. Dabei kann sich das Objekt der Wut sehr leicht verschieben, so daß man eigentlich nie sicher ist, nicht selbst das Objekt zu werden, wodurch die klebrige Freundschaft gleich in plumpe Feindschaft umschlagen könnte. Es bedarf wachsamer Geschicklichkeit, um sich durch die wirren Alkoholreden ohne Anstoßen durchzusteuern. Man tut besser, diese weiße Menschheit nicht mit der farbigen zu vergleichen, denn man kann dann nur mit Beschämung konstatieren, daß „Wilde" solcher Vulgarität unfähig wären. Der Eingeborene hat unendlich mehr Takt, Schamgefühl und Manierlichkeit, als solche Auslese der weißen Rasse, und wenn man einen Eingeborenen frech, schamlos und schmutzig redend antrifft, so ist das ein sicheres Zeichen, daß er viel mit Weißen verkehrt hat. Ist man dann noch der Ignoranz der Weißen, von denen ja so viele Analphabeten sind, eingedenk, so wird der Unterschied zwischen der weißen Kultur und derjenigen der „Wilden" minimal.

Wie viele europäische Volksschichten leben in keiner Weise besser als die Eingeborenen und haben ebensowenig Ehrgeiz und Entwicklungsdrang und moralischen Halt als diese. Man denke sich die Einflüsse weg, welche die Bevölkerung abgelegener Distrikte zur Annahme gewisser Kulturerrungenschaften zwingen (Schul- und Militärzwang und Polizei), und man kann sich

leicht vorstellen, daß diese Weißen rasch auf die Stufe der „Wilden“ herabsinken würden. Wie viele Weiße sind völlig befriedigt, wenn sie ihre rein animalischen Bedürfnisse gestillt haben — gerade wie der „Wilde“; wieviele Kolonisten hier unterscheiden sich vom Eingeborenen nur dadurch, daß sie in ihrer Nahrung etwas wählerischer sind; wie viele von ihnen begehen jedes Verbrechen, und wie viele werden von Verbrechen allein durch die öffentliche Meinung und durch die Polizei zurückgehalten. So scheint die vielgerühmte geistige Superiorität des Weißen recht fraglich und die Fortschritte, welche unsere Kultur gemacht hat, dürften allein den Anstrengungen einer kleinen Minderheit von Genies zu verdanken sein, die die Menschheit in eine Bahn stößt, auf der es dann keine Rückkehr mehr gibt. Das Gros der Weißen hat sich aber völlig passiv verhalten und würde ohne den stetig wirkenden Druck verhältnismäßig weniger „Übermenschen“ bald stille stehen oder langsam zurücksinken.

Ich mag hier vielleicht ein kleines Erlebnis einfügen: Ich ging einst mit einem etwas lärmigen Seemann inland, um einen alten Heiden zu besuchen. Wohl um sich bei diesem populär zu machen, erzählte der Weiße allerlei Unflätigkeiten, die anzuhören, dem Heiden sichtlich peinlich war; doch wurde sein feines Ablenken nicht bemerkt oder nicht beachtet. Als sich jedoch einige andere Eingeborene näherten, sagte der Alte höflich, aber bestimmt ungefähr folgendes: „Wenn wir allein sind, kannst du diese schlechten Dinge erzählen, da ist mir das gleichgültig, aber vor anderen mußt du nicht so sprechen, da ist das sehr unschicklich. Solche Dinge bespricht man in der Intimität, aber nicht in der Öffentlichkeit.“ Wohlweislich folgte der Weiße für diesmal dem Rate des „Wilden“. Ähnliches kann man fast täglich beobachten, wenn es auch selten in Worte gebracht wird wie hier.

Was ich also an Bord zu hören bekam, war grauenhaft. Zum Glück gehen diese Leute früh zu Bett, so daß der ungemütliche Tag ein Ende fand.

Mitten in der Nacht hörte ich aber wieder Krakehl; das Gefühl, daß noch eine angebrochene Rumflasche auf dem Tische stand, hatte sie geweckt, und gewissenhaft wurde sie geleert. Dann trat wieder Ruhe ein.

In den letzten Tagen war das Barometer sehr unruhig gewesen, und das Wetter sah recht übel aus. Es war Neumond, und nach eingewurzeltem Unsinn warteten die Kapitäne ab, ob der neue Mond den erwarteten Zyklon bringen werde. Der andere Morgen war aber klar, das Barometer etwas gestiegen, und so verließen beide Schiffe den sicheren Ankerplatz — um gerade dem Orkan in die Arme zu laufen, nicht ohne daß sich unser Kapitän wieder so betrunken hätte, daß er um 10 Uhr morgens sinnlos war.

Es ist merkwürdig, wie fest der Glaube an den Einfluß des Mondes aufs Wetter in den Wetterweisen wurzelt. Ich amüsierte mich einst damit, die Wetterprognosen eines alten Seemanns zu prüfen. In 1½ Monden traf keine einzige seiner Voraussagen ein, jeder Mondwechsel enttäuschte; sei es, daß das Wetter blieb, wie es war, sei es, daß es im anderen Sinne sich änderte. Der Mann war aber trotzdem völlig von seiner Theorie be-

friedigt und glaubte nach wie vor an den Mond. Da es sich ja nur um zwei Möglichkeiten handeln kann, nämlich, daß das Wetter sich ändert oder daß es bleibt wie es ist, ist die Wahrscheinlichkeit, daß eine Prophezeiung eintrifft, 1 : 1, und bekanntlich zählt man nur die Fälle, wo man recht hatte, und nicht die ebenso häufigen Fälle, wo man unrecht hatte.

Wir hatten noch eine ruhige Fahrt der Nordküste von Gaua entlang nach Westen. Der Mechaniker und die Schwarzen ankerten das Boot ohne den betrunkenen Kapitän. Ich ging an Land und sollte am nächsten Tag vom Boote an einem anderen Ankerplatz wieder aufgenommen werden. Während der Kapitän mit trüben Augen Kopra wog und bezahlte, konnte ich bemerken, daß die Dünung von Nordwest sich rasch verstärkte, so daß gegen Abend eine heftige Brandung sich über das flache Riff wälzte. Auch fiel Regen in heftigen, kurzen Schauern, und wirre Wolken flatterten am grauen Himmel von Westen her.

Ich ging am Abend zum Dorfe, wo ich von den Leuten freundlich empfangen wurde. Man quartierte mich in einer neuen Hütte ein; die meisten Hütten hatten übrigens neue Dächer, da die letzten Zyklone die alten stark beschädigt hatten.

Ich bemerkte am Abend eine heftige Aufregung unter den Leuten. Die Frauen flüchteten alle schnatternd in den Wald, und die Männer huschten hierhin und dorthin. Einige gingen spähend den Weg nach der Küste und kamen rennend wieder zurück. Hinter jeder Hausecke standen einige und blickten gespannt nach dem Wege. Ich erfuhr auch bald die Ursache: der Kapitän hatte einen Mann betrunken gemacht und der Mann sei „strong fellow too much“ und werde sie alle verprügeln.

Ich erinnerte mich nun, am Ufer einen auffallend starken und runden Mann gesehen zu haben, mit Waden wie Baumstämme, und wenn der wirklich händelsüchtig war, so hatte keiner von uns irgendwelche Hoffnung, ihn bändigen zu können. Die Eingeborenen rannten weg, ich konnte mir das natürlich nicht leisten, sah mich aber unter der Hand um, wo gute Prügel zur Hand wären. Endlich kam auch das böse Monster gemütlich den Berg heraufgeschwankt, oft stehen bleibend, um einem verschüchterten, unfreiwilligen Begleiter eindringlich vor der Nase herumzugestikulieren. Es war natürlich ein früherer „Queensländer“, immer die ärgsten. Er war aber recht gemütlich, und da jedermann sich hütete, ihn zu ärgern, terrorisierte er das ganze Dorf durch seine bloße Gegenwart und hielt große Reden. Mit einigem Geschick lockte ihn aber der „teacher“ auf seinen Heimweg, noch weiter inland, und befreite das Dorf von seiner Gegenwart. Er hat aber dafür sein Heimatdorf stark belästigt, wie man mir am anderen Tage, als ich dorthin ging, klagte. Wäre eine Frau in der Nähe oder wären noch andere Männer betrunken gewesen, so hätte es sicher eine Prügelei abgesetzt, eventuell Totschlag und dann eine lang andauernde Dorffehde. Dies wieder als Illustration, wie der Alkohol die Eingeborenen dezimieren kann.

Die ganze Nacht regnete es, der Wind wuchs, am Morgen kam er in

starken Stößen aus Nordwest. Ich sah den Schoner nach Osten segeln und das
Motorboot der Küste entlang ebenfalls nach Osten eilen. Sie suchten beide
sichere Ankerplätze auf, denn in der Nacht war das Barometer tief gesunken.
Ich ging am Nachmittag inland. Überall waren die Wege noch vom
letzten Zyklon her versperrt durch gefallene Bäume, und fast alle Kokos-
palmen hatten ihre Früchte verloren. Der Wind rauschte im Wald und jagte
den Regen in Schwaden über die Hügel.
Ich bezweckte hauptsächlich, Statuen aus Baumfarnen zu erwerben.
Es schmückt nämlich jeder reiche Mann, d. h. Mann hohen Ranges, die Um-
gebung seines Hauses mit hohen Statuen männlichen und weiblichen Ge-
schlechts. Er rammt sie meistens einer Mauer oder Terrasse entlang um
sein Haus herum ein. Zweifellos hatten sie einst religiöse Bedeutung, doch
scheint dieser tiefere Sinn sich jetzt verloren zu haben, wenigstens in den
Banksinseln, und sie sind nun lediglich Schmuck und Zeichen von Wohlhaben-
heit, denn dem Künstler muß für die Herstellung derselben viel bezahlt werden,
B. 71 um so mehr, je höher der Rang ist, den die Statue darstellt. Den Rang
kann der Eingeweihte an allerlei Zeichnungen und Ornamentlinien er-
kennen, auch an der Anzahl von Schweinekiefern, die der Statue in der
Schnitzerei beigegeben werden. Meistens liefert der Künstler vorher einen
Plan der Statue, eine stilisierte Zeichnung in roter, weißer und schwarzer
Farbe auf einem Brett, und diese Zeichnungen hinwiederum dienen als
Muster für die Tätowierfiguren, welche die Männer und Frauen an sich
tragen. Bei jeder Rangerhöhung kann sich Mann oder Frau das ent-
sprechende Muster einstechen lassen, so daß der Kenner sofort den Grad des
Betreffenden ersehen kann. Daneben gelten die Zeichnungen auch als Schmuck,
besonders bei Frauen, die hierdurch und auch, weil man für die Muster, die
sie am Leibe tragen, viel bezahlen mußte, an Wert dementsprechend steigen.
Ähnliche Muster finden sich auf den Ohrstäben, an Mörserkeulen, Arm-
bändern und Gürteln, kurzum, sie liefern die Motive zu fast allen Ornamenten,
und man mag hieraus ersehen, wie bei primitiven Völkern, wo das ganze
Leben um einen Gedanken kreist, auf der Basis dieses einen, gemeinsamen,
alles überragenden Gedankens Stil entsteht. Die Wiederholung immer
B. 73 desselben Objektes läßt seine Darstellung sich allmählich zum bloßen Symbol
vereinfachen, in dem die ursprüngliche Form des Gegenstandes kaum mehr
zu erkennen ist. Da die Vereinfachung offenbar gewissen Gesetzen folgt, die
teilweise auch durch die Natur des Materials, in dem gearbeitet wird, bedingt
sind, und die Symbole, wenn sie erst jede Ähnlichkeit mit der Realität verloren
haben, durch Generationen fast genau kopiert werden, entsteht damit auch eine
Art von Hieroglyphen, wie denn die Kunst des Melanesiers ebenso sehr die
Ausdrucksform irgendeiner Idee, ein Symbol eher, als reine Dekoration ist.
B. 77 Die Statuen sind alle recht realistisch gehalten; gewisse Leute würden
sie unanständig nennen, doch kann man nicht behaupten, daß die harmlos
kindliche Freude des Eingeborenen an der Ausarbeitung eines jeden Details
obszön wäre. Er freut sich fast ebensosehr über ein wohlgeschnitztes Gesicht

als über einen anderen sorgsam dargestellten Körperteil, zumal zu bedenken ist, daß die Männer früher gänzlich und die Frauen fast ganz nackt gingen, und die Scheu vor Entblößung und damit das Gefühl unanständiger Nacktheit erst vom Weißen gebracht worden ist.

Zu meiner Befriedigung konnte ich hier eine gute Anzahl Schädel erwerben, dank der eigenartigen Begräbnismethode, die hier geübt wurde. Man legte den männlichen Toten nämlich auf ein erhöhtes Bett in der Hütte, unter dem man ein stark rauchendes Feuer unterhielt. Die Witwen und nahen Verwandten mußten zum Zeichen ihrer Trauer neben der verfaulenden Leiche schlafen. Nach 200 Tagen war die Leiche meist verfault, worauf man die Röhrenknochen sammelte, um sie zu Pfeilspitzen zu verarbeiten, während man die übrigen Knochen in einem Korbe sammelte und vergrub oder in den Wurzeln der Feigenbäume aussetzte. Die Eingeborenen führten mich denn auch zu einem solchen Baume, wo ich mit wenig Mühe eine reiche Ausbeute hatte. Man teilte mir auch ferner mit, daß man früher die Schädel besonders geliebter Toter oft in einem Korbe lange mit sich herum trug und z. B. an jedem Feste teilnehmen ließ. Dies ist also dieselbe Idee, welche die Sitte in Süd-Malekula geschaffen hat, den Schädeln von Ahnen und Kindern Gesichter aufzumodellieren, ihnen ihr Haar anzukleben und sie mit sich herumzutragen oder im Gamal aufzustellen.

In den ersten Tagen wird für die Toten Nahrung beiseite gestellt, es scheint aber dennoch die Vorstellung einer Existenz nach dem Tode hier nur ganz vage entwickelt zu sein. Man legt die Speise beiseite, auch wieder mehr aus Trauer: „Das wäre deine Portion, wenn du noch lebtest." Den ausgesprochenen Ahnenkult, wie er in den Neuen Hebriden existiert, konnte ich in den Banksinseln nicht mehr finden, doch war er sicher hier früher vorhanden.

Es ist dieses Verschwinden des Ahnenkultes merkwürdig, denn man nimmt an, die Suque habe ihr Verbreitungszentrum in den Banksinseln, und zwar in Mota Lava gehabt.

Jedenfalls hat sie hier ihre deutlichsten Spuren hinterlassen in den großen, ohne Mörtel gemauerten Wällen und Altären, die man sehr zahlreich findet.

Einmal sind die Männerhäuser meistens auf einem oft 2 m hohen Stein- B. 82
sockel erstellt. Links und rechts der Hausfront stehen ein oder mehrere auch etwa 2 m hohe Steinsockel von quadratischem Grundriß von 2—4 m Seitenlänge. Es sind dies Altäre, auf denen Schweine geopfert werden.

Vor dem Hause ist ein kleiner Platz, der an allen Seiten von mehreren Reihen von Steinmauern eingefaßt ist, die bis zu 10 m lang, 1 m hoch und 2 m breit sind. Auf diesen Mauern tanzen in Reihen die Männer bei Festen. Den Mauern entlang sind die erwähnten Statuen, mit Sicca-Palmen abwechselnd, eingegraben.

Die Mauern sind verschiedener Struktur, entweder aus flachen Steinplatten sorgsam gefügt oder aus größeren Basaltblöcken aufgeschichtet. Diese

Bauten müssen eine Riesenarbeit gekostet haben, doch sind diese Leistungen nichts, verglichen mit der Arbeitssumme, welche die Herstellung der zahllosen und endlosen Mauern verlangte, welche fast die ganze Insel wie mit einem Netze überziehen und die Felder und Dörfer einfassen. Wir finden ja auch auf anderen Inseln Mauern, doch sind es dann meistens nur lange Steinhaufen, von geringer Höhe, während wir hier vor mannshohen, kunstvoll verpaßten Bauten aus größeren Blöcken stehen. Die Gesamtlänge dieser Mauern dürfte mehrere hundert Kilometer betragen, wenn man bedenkt, daß der Weg oft stundenlang zwischen solchen Mauern wie in enger Gasse durchführt. Für den Transport der Schweine hat man besondere niedere Tore geschaffen. Eine große Steinplatte oder ein primitives Keilgewölbe bildet die Decke des Tores, das gewöhnlich durch Steine verschlossen ist. Der Mensch übersteigt die Mauern, das Schweinlein darf durch die Tür gehen.

Als Bausteine in diesen Mauern eingefügt findet man oft Blöcke mit tiefen Schalen. Diese Schalen haben Faust- bis Waschbeckengröße und sind von rundem oder ovalem Querschnitt. Sie sind zweifellos Artefakte, und
B. 73 es muß die Herstellung derselben in dem harten Basalt riesige Arbeit gekostet haben. Die Eingeborenen wissen über die Bedeutung derselben nichts Genaues mehr, behaupten sogar, sie seien Naturprodukte. So schiene es fast wahrscheinlich, daß sie die Reste einer früheren Kultur, ja vielleicht Bevölkerung sind, von der alle anderen Spuren verloren gingen. Jetzt werden sie oft als Trinkwasserschalen für Häuptlinge, zum Auffangen des Regenwassers, verwendet. In den meisten jedoch wimmeln unzählige Moskitolarven in wonnigem Geringel.

Im übrigen ist die Ergologie der Banksinseln derjenigen der Neuen Hebriden ähnlich; es muß nur noch erwähnt werden, daß der Speer hier ganz unbekannt ist und im Kampfe nur Pfeil, Keule und Schleuder verwendet worden sind.

Als ich von meinem Ausflug am Abend zurückkehrte, sah ich von der Höhe aus ein wildes, schaumbedecktes Meer, über das der Wind raste wie während der vorigen Zyklone. Ich fügte mich in den Gedanken an einen längeren Aufenthalt auf der Insel und aß meine letzten Vorräte mit Bedacht auf.

In der Nacht regnete es ungeheuer, so daß ich durch unangenehme Kühle aufgeweckt wurde und fand, daß ich zur Hälfte in einer Pfütze lag. Das Regenwasser hatte den schwachen Erddamm um die Hütte durchbrochen und dieselbe plötzlich überschwemmt. Wir retteten uns in ein halbfertiges Haus, das wenigstens trockenen Boden hatte, wenn auch der Wind feinen Regenstaub in Wolken unter dem Dach durchtrieb.

Ich durchlebte nun vier trübe Tage, da mich Langeweile und Besorgnis um das Boot plagten. Ich war nämlich durchaus nicht sicher, ob dasselbe noch vor Ausbruch des Sturmes unseren früheren sicheren Ankerplatz hatte erreichen können. Wenn nicht, dann war es jetzt zweifellos auf den Korallen zerschellt, und wie ich nach Venua Lava zurückkommen und den bald zu

erwartenden Dampfer erreichen sollte, war mir unklar, vielmehr hätte das einen mehrwöchigen Aufenthalt auf Gaua bedingt. Es war dies in Ermangelung aller Bequemlichkeiten und Beschäftigungsmöglichkeit eine traurige Aussicht.

Ich begann schon jetzt die Zeit drückend zu empfinden, denn die Tage vergingen entsetzlich langsam. Ich saß am rauchenden Feuer und stellte mir die Aufgabe, die feuchten Hölzer möglichst ökonomisch zu verbrennen, sah nach dem Wetter, rückte vom Regen weg, schlief und pfiff. Manchmal kamen einige Eingeborene und saßen mit mir ums Feuer. Zum Glück wurde ich eines mitteilsamen Mannes habhaft, von dem ich allerlei über die früheren Sitten des Landes erfahren konnte. Wie das aber bei den Eingeborenen meist der Fall ist, wurde er jeweils bald denkmüde und schwieg dann still, so daß die Sitzungen nie sehr lange dauerten. Er erzählte uns z. B., daß, wenn ein Kind geboren wird, man mit dem Finger prüft, ob es im Halse zwei Öffnungen habe, eine fürs Essen und eine fürs Trinken. Auch muß der Vater der Schwiegermutter Geschenke machen. Die Mutter hat schon vor der Geburt viele Fackeln aus Harz und Blättern gemacht, um die Hütte zu erhellen, damit die bösen Geister, welche dem Kinde schaden könnten, weggescheucht werden. Am fünften Tage darf die Mutter ausgehen und das Kind mit aufs Feld nehmen. Sie streut dabei Herdasche auf den Weg, um die Gespenster abzuhalten, denn diesen ist Herdasche sehr unangenehm. Es spricht sich hier die heiligende, reinigende und schützende Eigenschaft des Feuers aus, des besten Freundes und Trösters des Menschen im Dunkel der Nacht. Im Felde hat der Bruder der Mutter ein kleines Häuschen gebaut, dort pflanzt die Mutter fürs Kind Taro, eine symbolische Handlung, durch die das Kind fleißig auf dem Felde und erfolgreich in seiner Arbeit werden soll. Auf dem Heimweg legt dann die Mutter kleine Geschenke nieder, die von den Dorfgenossen aufgelesen werden. Bei Erstgeburten versammeln sich oft alle Weiber des Dorfes im Hause der Mutter und führen dort während mehrerer Wochen ein fideles Schmarotzerleben auf Kosten des Vaters, der sich ins Gamal zurückzuziehen hat.

Inzwischen verpflegte man mich mit großer Gastfreundschaft, brachte mir Yams und Taro und gelegentlich eine Art Kohl, in Steinen gekocht und mit Kokosmilch angerichtet, was herrlich schmeckte. Allein diese reine Pflanzenkost war mir ungewohnt, und bald stellte sich ein heftiges Verlangen nach Fleisch ein. Ich hätte mir gern ein Schwein oder Huhn braten lassen, doch da man jegliches Entgeld für Nahrung bisher verweigerte, wäre es unbescheiden gewesen, mir auch diese schenken zu lassen. Ich würgte also den trockenen Yams weiter hinunter, träumte von Büchsenfleisch und sehnte mich auch nach einer Ortsveränderung.

Ich war hungrig, feucht, einsam, träge und hatte Mühe, bei all den Widerwärtigkeiten und recht hoffnungslosen Aussichten den Humor nicht zu verlieren. Man beschäftigt sich in solchem Falle zu viel mit sich selbst, hat die Tendenz, Schwierigkeiten der Zukunft zu vergrößern und an allerlei unmögliche Greuel zu denken, denen man sonst keinen Gedanken widmete.

Am fünften Tage verließ ich das gastfreie Dorf, um den vermutlichen Ankerplatz des Bootes zu erreichen. Im Regen ging der Weg inland hoch in die Berge hinauf. Alles war feucht, der Wald schleimig; in dem ermüdenden Bergauf und -ab glitten faulende Bäume, Hügel, Tümpel, Felsen, Bäche an den unaufmerksamen Augen vorüber. Die Wege waren durch die vielen umgestürzten Bäume doppelt mühsam zu begehen, und Nebel schien das Atmen zu erschweren. Alle halbe Stunden erreichten wir einen Weiler, wo die Männer uns fragend anstarrten und die Weiber aus den Hütten kletterten und schlotternd sich davor zusammenkauerten. Der Führer erklärte unsere Gegenwart, dann holte er sich seinen Lohn, während ein Mann von hier uns zum nächsten Weiler begleitete. Nach einigen Stunden teilten uns die Eingeborenen mit, daß das Boot den betreffenden Ankerplatz nicht mehr habe erreichen können, sondern halbwegs in ein Riff eingelaufen sei. Wir änderten also unseren Marsch, hielten der Küste zu und trafen beim Abstieg den Kapitän und die Matrosen, die nach dem von uns eben verlassenen Dorfe heraufkeuchten.

Sie hatten vor einigen Tagen das Boot verankert und in einer Hütte am Ufer kampiert. Die über das Riff brechenden Wellen und der Sturm hatten jedoch eine so starke Strömung dem Ufer entlang erzeugt, daß das Boot die Anker geschleppt hatte und jetzt mitten in dem heftigsten Wirbel und Strudel stand und wahrscheinlich untergehen würde.

Zum Unglück, vermutlich noch im Alkohol, hatte der Kapitän das kleine Ruderboot beim ersten Landungsplatz weggesandt, und es konnte wegen des wachsenden Sturmes nicht mehr zurückgebracht werden, so daß jede Kommunikation mit dem Schiffe unmöglich wurde, denn die heftige Strömung konnten die Eingeborenen schwimmend nicht überwinden. Ferner hatte der Kapitän Angst, die See werde die Hütte am Ufer überschwemmen, und so ließ er denn das Schiff im Stich, um im Dorfe oben zu kampieren.

Ich eilte nach der Küste, um mich selbst von der Hoffnungslosigkeit der Situation zu überzeugen.

Der Kapitän hatte nicht übertrieben. In der heftigsten Brandung schwankte das Boot auf und ab, hin und her, in spitzen, züngelnden Wellen, die von allen Seiten aufschossen und oft das Deck zu überschütten schienen. Allein zur Stunde hielt es sich noch recht gut, einstweilen konnte es noch nicht an einen Fels gestoßen sein, und wenn es fürderhin nicht zuviel Wasser einnahm und die Anker hielten, war die Hoffnung noch nicht aufzugeben. Ich beobachtete etwa eine halbe Stunde lang und konnte in der Zeit keine Verschiebung des Bootes wahrnehmen. Aber es war peinlich, diesem Todeskampf zuzusehen, wie das Boot sich gegen die Wellen wehrte, als wäre es ein verzweifelndes, lebendes Wesen, wobei der Mast unregelmäßig und krampfhaft hin und her pendelte. Man hätte es dem ungefügen Fahrzeug kaum zugetraut, daß es sich so wacker halten werde, aber große Hoffnung hatte ich trotz alledem nicht.

Ich stieg deshalb recht wenig vergnügt zum Dorf zurück, wo der Kapitän



Strand in der Graciosa=Bai.

Ufer mit dem zerklüfteten Riff, dem Sandstrand und den ummauerten Uferterrassen, auf denen die Kanoes, wenn außer Gebrauch, vom Ausleger getrennt, umgekehrt und von Palmblättern gedeckt im Schatten liegen.

B. 83



Blick einer Dorffront in Nitendi entlang.

Vorne ist der von Korallenplatten gesäumte Tanzplatz, dahinter drei Männerhäuser. Man erkennt auch die Mauern, die sich quer zum Strande ziehen und die Dörfer trennen.



Feldzaun auf Tanna,
entweder aus Rohrgeflecht bestehend oder aus in die Erde gerammten Pfosten. Den Zäunen entlang führen die Wege.



Typische Hütte von Tanna.
Es sind wohl die primitivsten des Archipels, klein und niedrig, mit schlechter Bedeckung aus Röhricht. Der Mann am Eingang war ein berüchtigter Menschenfresser.



Frauen von Tanna.

nicht weniger mürrisch war und wir eine peinliche Nacht in der sehr schmutzigen und von Ungeziefer wimmelnden Hütte verbrachten.

Der Regen trommelte auf das Blätterdach, und die Windstöße donnerten über den Wald wie Schnellzüge in einem Tunnel. Die Schwarzen lagen in unnatürlichen Stellungen den Wänden entlang und wehrten im Schlafe den Flöhen und Wanzen. Von weit her tönte die Brandung, und in der nahen Schlucht rauschte ein Wildbach — und um der düsteren Szene noch die letzte Vollendung zu geben, schüttelte ein heftiges Erdbeben die Hütte, daß alles erschreckt auffuhr.

Am anderen Morgen fanden wir das Boot noch an gleicher Stelle, wo wir es gestern verlassen hatten, und waren nun guter Hoffnung, besonders da gegen Abend der Sturm gebrochen zu sein schien. Der Himmel sah weniger steinern aus, und die Windstöße wurden seltener.

Die Nacht war entschieden ruhiger als die letzte, der Regen fiel nur spärlich, und das Meer leckte weniger hoch an die Hütte heran, so daß wir wieder ans Ufer zogen.

Die Schwarzen wagten es daher, das kleine Ruderboot herzubringen. Wegen der Strömung konnten sie es nicht herrudern, weshalb sie selbviert sich ins Wasser begaben und in mühseligem Stoßen das Boot gegen die Strömung an den Klippen vorbei nach dem Ankerplatz brachten.

Sie machten mit dem Chauffeur einen vergeblichen Versuch, das Schiff zu erreichen. Die Strömung trug sie weit weg, beinahe aus dem Riff hinaus und brachte sie in die Mitte der Wirbel. Doch es ist wunderbar, welche See ein solch kleines Boot aushalten kann. Wenn auch mit dem Boot halb voll Wasser und weit weg verschlagen, setzten sie doch alle wieder den Fuß ans Land.

Wir mußten uns also noch bis zum anderen Tag gedulden. Inzwischen fiel das Meer sichtlich. Wir hatten einen farbig heitern Sonnenuntergang, und zu unserer Freude sahen wir auch einige Sterne.

Am Morgen hatte die Strömung fast ganz aufgehört, im Riff war es ruhig, nur draußen wälzten sich noch unheimliche Wasserberge schweigend und unaufhörlich vorbei. Diesmal gelang es, das Schiff zu erreichen. Es zeigte sich, daß es durchaus keinen Schaden gelitten, nur sehr viel Wasser genommen hatte, und daß alles in Kabine und Packraum durchnäßt war. Somit hatten wir gehabt, was die Engländer „a narrow escape" nennen.

Der Mechaniker machte sich sogleich daran, die Maschine instand zu setzen; am Abend dampfte denn auch das Schiff zu unser aller Freude zu seinem vorigen Ankerplatz vor der Hütte. Der Sonnenuntergang war prächtig, der Wind völlig gefallen, die Rückfahrt wurde für den anderen Morgen festgesetzt.

Gegen Erwarten war der Tag trüb. Als wir ins offene Meer kamen, wurden wir von einer ungeheuern Dünung gewiegt, dem letzten Rest des Zyklons. Es war ganz windstill, das Wasser spiegelglatt, lautlos näherten sich die Riesenwellen, grau, aus dem Grauen. Es schien fast widersinnig, daß diese riesigen Wasserberge sich ohne einen Laut herwälzen konnten, und

das mag das unheimliche Gefühl hervorgerufen haben, das uns alle an dem grauen Morgen gefangen hielt.

Wir liefen bei der Station in Gaua ein, um dem Angestellten unsere Rettung anzuzeigen. Eine große Schar Eingeborener erwartete uns am Ufer, da das Gerücht uns schiffbrüchig gemacht hatte, was durch angeschwemmte Schiffstrümmer anscheinend bestätigt worden war.

Aus dem Aufenthalt, der erst nur eine Viertelstunde dauern sollte, wurden natürlich zwei Stunden, während deren das Barometer wieder fiel und ein Wind von Nordwesten einsetzte. Wir hatten keine andere Wahl, als die Heimfahrt doch zu wagen; wir waren aber alle von Panik ergriffen, als wir den Anker lichteten; ich selbst bin wohl nie mit größerer Unlust in ein Schiff gestiegen. Die Dünung kam jetzt von zwei Seiten und türmte noch größere Wogen auf als am Morgen, die zudem noch unregelmäßig waren. Allein die Wellenrücken waren breit genug, daß das Schiff kaum schwankte, sondern nur wie ein Kork auf und nieder glitt. Oft war der Blick nach allen Seiten eingeengt, daß man nicht einmal mehr die Bergspitzen der nahen Insel sehen konnte, dann wieder schien man auf hohem Hügel zu stehen, mit weitem Blick über den Ozean.

Der unerwünschte Westwind verstärkte sich zum Glück nur langsam. Als wir dessen gewahr waren, fühlten wir uns bedeutend behaglicher als bisher, und als der Wind störend wurde, erreichten wir den Schutz der Küste und langten am Abend zu Hause an. Man begrüßte uns fast zärtlich, denn man hatte sich um uns recht gesorgt, um so mehr, als dieser Zyklon der stärkste der drei in den letzten vier Wochen gewesen war.

Einige Tage später lief der Dampfer in Port Patteson ein. Er brachte eine traurige Liste zahlreicher Unglücksfälle. Etwa ein Dutzend Schiffe waren vor Anker zerschmettert worden, etwa vier völlig verschollen, von dreien wußte man, daß sie mit Mann und Maus untergegangen waren, und dazu kam noch die Nachricht vom Untergang des großen Dampfers, bei dem 27 Menschen den Tod gefunden hatten. Einer der Offiziere war nach 24 Stunden von den Wellen lebend ans Land gespült worden.

Wohl noch nie hatte die Zyklonsaison so viele Opfer gefordert und das im ersten Monate ihres Eintritts.

Mühsam kämpfte sich der Dampfer seinen Rückweg durch die noch immer abnormal starke Dünung; die meisten, an den Westküsten gelegenen Ankerplätze konnten wir nicht anlaufen, überall sahen wir braune Ufer, blattlos wie ein Wald im Winter, zerzauste Pflanzungen und zerbrochene Bäume, und noch bis Vila erreichten uns neue Berichte von Unfällen.

Dreißigstes Kapitel.
Tanna.

Von den größeren bewohnten Inseln der Neuen Hebriden blieb mir jetzt nur noch die südliche Gruppe zu besuchen übrig. Ich fuhr mit dem Dampfer, ohne mich in Port Vila aufzuhalten, nach Tanna. Die große Insel Erromango besuchte ich nicht, da die Bevölkerung, sämtlich christlich, ihre Eigenart ganz verloren hat und von etwa 5000 auf 700 Köpfe zusammengeschmolzen ist, so daß ich der Insel nicht einen vollen Monat opfern wollte. Ähnlich verhält es sich mit den kleineren Inseln Aneityum, Aniva und Futuna. Ich zog es vor, Tanna genau kennenzulernen, das zudem für die ganze südliche Gruppe am charakteristischsten ist. Auch hier durfte ich Gast des presbyterianischen Missionars an der Ostküste der Insel sein.

Die Bevölkerung ist von der der nördlichen Inseln ganz verschieden; man könnte sie als polynesisch bezeichnen, wenn das Kraushaar nicht den melanesischen Einschlag verraten würde. Hellfarbig, groß und kräftig ge- B. 68
wachsen, mit dem fleischigen Körper, der den Polynesier oft auszeichnet, haben die Leute manchmal sehr feine, offene Gesichtszüge, schmale Nasen und Köpfe mit ovalem Umriß und intelligentem Gesichtsausdruck. Sie sind energischer, kriegerischer, unabhängiger, wie auch die Kultur verschieden von der der nördlichen Neuen Hebriden ist. Am meisten springt wohl in die Augen, daß die Suque fehlt. Wahrscheinlich war der Verkehr von Tanna aus mit der Zentralgruppe immer ein sehr spärlicher, ist doch die Entfernung von Erromango nach Fate 70 Seemeilen, so daß wohl die Suque die Meeresscheide nicht so leicht überschreiten konnte, wie von den Banks nach den Neuen Hebriden, wo die Distanz nur 40 Meilen beträgt, vielleicht auch den mehr polynesisch denkenden Tannesen nicht willkommen gewesen ist. Dementsprechend fehlt die Trennung der Geschlechter und der Feuer und die Entwicklung der geheimen Männerbünde; ebenso die zahlreichen „Häuptlinge", eben jene hohen Kasten der Suque. Dafür aber finden wir in Tanna die erbliche Häuptlingswürde wie in Polynesien, Herrscherdynastien bildend, die bei den Untertanen fast göttliche Verehrung genießen und große Autorität haben. Leider scheint es aber keinem Geschlechte gelungen zu sein, sich zum obersten der ganzen Insel zu machen, so daß die Bevölkerung in zahlreiche Stämme zerfiel, die sich ewig befehdeten und sich seit Einfuhr der Feuerwaffen völlig aufgerieben hätten, wenn nicht die Mission den Kriegen hätte ein Ende machen können.

Hier zeigte sich nun der Vorteil der erblichen Häuptlingswürde gegenüber der Suque, denn wenn ein Häuptling in Tanna sich der Mission anschloß, konnte er auch sein Dorf zur Annahme des Christentums zwingen und für Aufrechterhaltung von Gesetz und Ordnung bürgen, brachte also schon eine Organisation in die neuen Verhältnisse mit, während die hohen Kasten der Suque durch ihre Bekehrung die Kaste und damit auch alle Autorität verloren und als Christen keinen Einfluß mehr hatten. Dieser Kastenverlust verhinderte die meisten hohen Kasten an der Annahme des Christentums, im Gegenteil stehen fast alle demselben feindlich gegenüber, und in den Christendörfern des Nordens fehlt es entschieden an Organisation und bedeutenden Leuten, die dort dem Gesetze Achtung verschaffen könnten. Die glänzenden Resultate, welche in Tanna die Mission aufzuweisen hat, sind also zum großen Teil in der dortigen sozialen Organisation bedingt, doch soll den Missionaren Tannas dadurch ihr Verdienst nicht abgestritten werden. Durch brutale Mittel gelang es ihnen, den französischen Einfluß fernzuhalten, und das Arbeiterwerben auf ein Minimum zu beschränken. Dann machten sie den ewigen Fehden ein Ende und gewannen das Vertrauen der Eingeborenen derart, daß diese ihren hygienischen Anordnungen Folge leisteten, die alten, verseuchten Wohnstätten verbrannten und neue, saubere und luftige Dörfer bauten. Dadurch wurde die Tuberkulose bedeutend eingedämmt, ebenso wurde ein Isolierlager für Lepröse geschaffen, wohin die Eingeborenen jetzt aus freien Stücken ihre Kranken bringen. Eine Eingeborenen-Gerichtsbarkeit hält Ordnung im Lande aufrecht, indem Strafen verhängt werden, die meist im Bauen von Straßen bestehen, wodurch Tanna schon mit einem recht vollständigen Netze reitbarer Straßen überzogen worden ist. Anfangs sperrten sich die Eingeborenen sehr gegen den Straßenbau, haben aber heute die Nützlichkeit desselben derart erkannt, daß sie großes Interesse am Ausbau des Straßennetzes nehmen. Jetzt bleibt die Kopfzahl nach starkem Rückgange konstant, der Lebensmut der Bevölkerung hat sich bedeutend gehoben, und überall trifft man zahlreiche Kinder und frohes Treiben. Es dürften also die günstigen Erfolge hier Fingerzeige sein, wie die Rasse auch auf den nördlichen Inseln gehalten werden könnte.

Die wichtigsten Mittel wären: Hebung des Lebensmutes und des Glaubens an Fortbestand und Zukunft der Rasse, Erhöhung der Zahl der Geburten und rationelle Verteilung der Frauen, Abschaffung des heutigen Werbesystems, Schaffung von Gesetz und Ordnung, obligatorische Annahme von medizinischer Behandlung und allmähliches Heranziehen der Rasse zur Mitarbeit an der Kolonisation, dabei Zwang zur Rückkehr zur alten Lebensweise durch Entzug europäischer Nahrung und Kleidung.

B. 85 Die ursprünglichen Häuser in Tanna waren sehr elende, kleine Schutzdächer aus Schilfgras, roh an einem leichten Gerüste befestigt. Das hatte seinen Grund wahrscheinlich in den ewigen Fehden, welche die Leute zu beständiger Veränderung ihrer Wohnsitze zwangen, ja sogar oft bedingten, daß Frauen und Kinder die Nächte irgendwo im Busch versteckt zubringen

mußten, um vor Überfällen sicher zu sein. Die Kriege wurden hier hauptsächlich mit Speer und Keule geführt, Pfeil und Bogen spielten eine untergeordnete Rolle, im Gegensatz zu den nördlichen Inseln, wo sie die Hauptwaffe waren. Dies ist ein anderer Hinweis auf polynesische Kultur, denn der Polynesier kennt den Pfeil eigentlich nur noch als Spielzeug. Dafür entwickelten sich die Keulen zu großen Dimensionen, ähnlich wie in Fidschi, so daß sie mit beiden Händen geführt werden mußten. Schleudern wurden viel gebraucht, hauptsächlich aber Schleudersteine, die mit der Hand geworfen wurden. Die besten Stücke sind zylindrische Steinstangen, etwa 40 cm lang und 3—5 cm dick. Sie sind aus Granit sorgfältig hergestellt, meist gerade, aber auch oft leicht gekrümmt, ähnlich einem Bumerang. Diese Stücke waren sehr zerbrechlich, und es ist merkwürdig, daß sie so mühselig hergestellt wurden, um vielleicht schon beim ersten Wurfe zu zerbrechen. Es gab dünnere, lange Formen für den Fernkampf und kurze, dickere zum Nahkampf. Wer sich nicht die Mühe nahm, einen Wurfstein sorgfältig zu bearbeiten, verschaffte sich einen Korallenast; noch einfachere Formen sind roh zerschlagene Schieferplatten, die ein verdünntes Ende zum Anfassen und einen schweren Kopf zeigen und sich den rohesten Formen paläolithischer Kultur an die Seite stellen lassen. Wir finden so Gegenstände noch heute in Gebrauch, die in Europa vor undenklichen Jahren benützt worden sind, finden auch paläolithische und neolithische Gegenstände nebeneinander, wie es ja auch anderswo noch vielfach beobachtet wird. Ein Instrument kann eben, trotz größter Einfachheit, seinen Zweck so vollkommen erfüllen, daß es keiner Verbesserung bedarf und sich als solcher Typus dauernd erhält.

Eine Erscheinung, die man anderswo auch findet, besteht in der Umwandlung eines wertvollen Gebrauchsgegenstandes zu Schmuck. Es tragen jetzt Frauen und Männer als Schmuck und als amulettartige Erbstücke Ringe von Nephrit an Schnüren um den Hals. Dieses Mineral scheint in Tanna nicht vorzukommen, dürfte also irgendwie in früheren Zeiten importiert worden sein, woher ist unbekannt. Einige dieser durchbohrten und polierten Steine lassen aber noch deutlich erkennen, daß sie einst Beilklingen gewesen sind, die durch langen Dienst klein und unbrauchbar geworden sind. Man schätzte aber den Stein so sehr, daß man ihn nicht wegwarf, sondern ihn durchbohrte und an einer Schnur mit sich herumtrug, bis er bei späteren Generationen zu Schmuck und Amulett wurde.

Eine ganz polynesische Kunst ist die Bereitung von Tapa: Rindenstoff. Man versteht es aber hier nicht, größere Stücke herzustellen, sondern begnügt sich mit schmalen Gürteln, die einen Teil der Männerkleidung bilden und mit einfachen Zeichnungen bemalt werden. Man nimmt dazu Ocker und Ruß, mischt die Pulver mit dem kautschukhaltigen Safte des Feigenbaumes und malt mit einem Stäbchen.

Die Kleidung der Männer ist ähnlich wie in den Zentral-Neuen Hebriden; **B. 79**
die der Frauen besteht aus einer Schürze aus Pflanzenfasern, hinten etwas länger als vorn, bei unverheirateten Weibern an den Seiten offen. Die

Frauen tragen auch gern Hüte aus Bananenblättern, die zu großen, turban-
B. 76 artigen Formen gefaltet werden. Viel komplizierter ist die Haartracht der Männer. Diese lassen schon früh das Haar lang wachsen. Nach dem Reifefest wird es in dünne Locken geteilt und jede derselben mit feiner Bastfaser spiralig bis zur Kopfhaut umwunden, so daß nur ein kleines Büschel am Ende
B. 78 frei aus der Umwicklung hervorsteht. Es wird wohl mindestens 500 solcher Umwicklungen erfordern, um alles Haar zu verarbeiten. Dieser Schopf wird nach hinten gestrichen und dort mit einer Schnur zusammengebunden. Die Männer bekommen dadurch ein oft etwas weibliches Aussehen. Natürlich muß das nachwachsende Haar wieder neu umwickelt werden, so daß die Frisur sehr zeitraubende Pflege erfordert und man immer Männer beieinander sitzen sehen kann, die sich bei ihrer Toilette gegenseitig helfen. Durch Einfluß des Christentums wird diese Frisur aufgegeben und das Haar kurz geschnitten.

Im allgemeinen ist die Kultur aber sehr arm. Es fehlt Skulptur völlig, Flechterei ist spärlich, ebenso der Körperschmuck, der aus nichts als einigen Muschelringen und Armbändern aus Kokosnuß besteht, auch aus großen Ohrgehängen aus Schildpatt. Sehr einfach sind die Gegenstände des täglichen Gebrauches, so daß sich die Bewohner Tannas fast zu den anspruchslosesten des Archipels zählen dürfen.

Das Klima Tannas ist sehr angenehm, heiß zwar, aber verhältnismäßig trocken, so daß die Hitze nicht sehr fühlbar wird. Besonders angenehm ist es im südlichen Teil der Insel, wo in der Nähe des Vulkans die Vegetation, wegen des Aschenregens und der Vulkangase, keine so sehr dichte ist wie anderswo, weshalb auch die Feuchtigkeit geringer ist.

Die schönen Wege erlaubten mir ein verhältnismäßig bequemes Durchstreifen der Insel, zumal mir die Pferde des Missionars zur Verfügung standen. Mehrmals ritt ich nach Lenakel an der Westküste der Insel; ich hatte dazu die kleine Wüste am Fuße des Vulkans zu durchqueren. Dort wurde um Mittag der schwarze Sand oft so heiß, daß er peinlich durch die Schuhe brannte, und meine Diener sich vom Waldrand dichtbelaubte Zweige mitnehmen mußten, um sich alle paar Schritte daraufzustellen, wenn ihre Sohlen zu heiß wurden. Man sieht die Wüste selten klar, meist hängt blauer Vulkanrauch über ihr.

Hinter der Vulkanebene führt die Straße durch einen ausgedehnten Palmenhain, wo Tausende und Abertausende von Kokospalmen wild wachsen, dicht gedrängt, und wo viele Millionen von Nüssen nutzlos zugrunde gehen, denn die Eingeborenen können die vielen Früchte nicht zum hundertsten Teile verwerten. Die Ratten haben sich das zunutze gemacht und führen in den reichen Brotkammern ein Schlaraffenleben. Es wäre nur nötig, die zu dicht stehenden Bäume zu lichten, um eine Riesenplantage fertig zu haben. Allein die Eingeborenen sind klug genug, diese Goldgrube nicht an Weiße zu verkaufen. Hinter diesem Palmenhain steigt der Weg zu den hohen Hügeln der Wasserscheide, gewunden an steilen Abhängen entlang und durch

tiefe Schluchten. Starke Regengüsse höhlen in dem Vulkansand den Weg aus, der darum beständigen Unterhaltes bedarf. Oben ist ein kleiner Rastplatz, von dem aus man das Meer zu beiden Seiten sieht und glaubt, in den Krater des jetzt ganz flach scheinenden Vulkans hineinsehen zu können. Einst fand ich dort zwei uralte Männchen, die vergnüglich im Schatten saßen und Zuckerrohr lutschten. Einer war blind, doch grinsten mich beide vergnügt an und nickten lebhaft, als ich ihnen von meinem Mundvorrat schenkte. Nach einiger Zeit zogen sie ab, der eine führte den Blinden an einem Stabe, und behaglich schlenderten die zwei rührenden Freunde weiter, als wären sie zu Hause und nicht meilenweit von jeder Wohnstätte entfernt. Es berührte mich sonderbar, diese Zärtlichkeit und Furchtlosigkeit der zwei zu sehen, die noch in den wildesten Kannibalenzeiten der Insel ihre Rollen gespielt hatten. Es schien, als ob für ihre gegenwärtige Verfassung ihnen der jetzige Zustand sehr wohl behage.

Im allgemeinen steckt jedoch die Furcht und das Mißtrauen dem Tannesen noch immer im Blute, wie auch den Bewohnern anderer Inseln, nur erlauben dort die gewundenen Wege keinen Ausblick, während man auf den geraden Straßen Tannas einige Distanz sieht. Man bemerkt dann, wie Wanderer, wenn sie den Schritt des Pferdes gehört haben, unruhig werden, genau den Moment zu benützen wissen, wo man den Blick auf den Boden senkt und plötzlich verschwunden sind. Man wird beim genauesten Zusehen sie im Dickicht nicht erspähen können, und doch kommen sie sicherlich 50 m hinter einem wieder zum Vorschein. Es ist ein besonderer Instinkt des Naturmenschen, sich die Deckungen des Geländes zunutze zu machen, wozu ihm seine dunkle Farbe, die so sehr mit dem Braun der Stämme und Laubschatten verschwimmt, äußerst dienlich ist.

An der jenseitigen Küste ist das Spital der presbyterianischen Mission, das von Dr. N., dem von den Franzosen bestgehaßten Manne der Inseln, in vorzüglicher Weise geleitet wird. Der einfache Holzbau mit Zementboden faßt 30 Betten und enthält einen kleinen, aber völlig zweckentsprechenden Operationssaal. Fast immer ist das Spital voll, meist überfüllt, so daß einige Strohhütten in der nächsten Umgebung für die Leichtkranken errichtet werden mußten. Zweimal im Tage ist für die Patienten Appell, dann stellen sie sich in langen Reihen ein, um ihre Medizinen in Empfang zu nehmen, sonst hocken sie meist auf der Veranda oder verrichten kleinere Arbeiten im Garten des Doktors, denn sie liegen nicht gern im Bett und lieben eine kleine Beschäftigung, aber nur eine ganz kleine, damit sie sich nicht zu sehr langweilen. Mit der der presbyterianischen Mission eigenen Großzügigkeit in der Verwendung von Kapitalien wird an Weiße und Schwarze Medizin und Behandlung völlig frei abgegeben; die einzige Verpflichtung, welche den Eingeborenen obliegt, ist, die Verproviantierung des Spitals zu besorgen durch Beiträge von ihren Feldfrüchten. In den letzten Jahren haben die Eingeborenen den Wert des Spitals erkannt und bringen freiwillig ihre Erkrankten zeitig, während es früher fast Gewalt brauchte, um sie, ehe es zu

spät war, in Behandlung zu bekommen. Wenn man weiß, wie viele Kranke durch Behandlung kuriert werden könnten, und wie viele Todesfälle aus kleinen, vernachlässigten Anfängen entstehen, kann man ermessen, wie segensreich ein Spital für die Rasse ist, und es wäre zu wünschen, daß auf jeder größeren Insel ein Spital errichtet würde.

In Tanna wird der Kawa stark gefrönt, hauptsächlich von den Alten, welche sich jeden Abend ihr Räuschchen trinken. In solchem Übermaße genossen, wirkt Kawa zweifellos schädlich, wie schließlich alles; die Leute sollen apathisch werden und verdummen, auch bekommen sie oft einen häßlichen Hautausschlag. Meinen Beobachtungen nach sind aber die Fälle von übermäßigem Kawagenuß selten und rechtfertigen den heftigen Feldzug der presbyterianischen Missionare um so weniger, als die Kawa ein guter Ersatz für Alkohol sein könnte. Die anglikanische Mission ist darum auch dem Kawatrinken durchaus nicht abgeneigt.

Tannas größte Sehenswürdigkeit neben seinen Eingeborenen ist sein Vulkan. Es ist kein Vulkan auf der Welt so leicht zugänglich wie der von Tanna. In kaum einer halben Stunde kann man den Fuß des Berges vom Meer aus erreichen, und eine weitere halbe Stunde, allerdings mühseligen Steigens, bringt den Wanderer zum Rande des Kraters. Er scheint von der Ferne wie ein Miniaturvulkan, eigens von der Natur für wenig unternehmungslustige Touristen aufgestellt, mit aller Zubehör, warmen Quellen, Dampflöchern, Wüste und abflußlosem See. Der Vulkan selbst ist wenig über 260 m hoch, immer aktiv, selten bösartig und hat das Aussehen eines etwas großen Maulwurfhaufens. Steht man am Rande des Kraters, so wird man seine Meinung ändern müssen, denn der Umfang desselben ist etwa 2 km und der Durchmesser etwa 600 m; die Tiefe soll 300 m betragen, so daß der Grund unter dem Meeresniveau läge. Der Krater ist vielleicht 3 km von der Küste entfernt, ist ein absolut kahler Konus, dessen Sand- und Lavahalden oft mehr als 45 Grad geneigt sind. Gegen die Küste hin schließt sich an den Vulkan ein Bergrücken, der wenig bewachsen ist. Mitten in dem Schilfgras zeigen dort kahle Flecken die Stellen warmer Quellen an, und auch am Strande sprudeln sie zahlreich siedend vom Dampfe, der sie durchströmt. Dort kochen die Eingeborenen oft ihr Essen.

Inland erstreckt sich um den Vulkan eine weite, von einem hohen Bergkranz umgebene Ebene. Es sieht aus, als ob diese Ebene einst einen Riesenkrater gebildet hätte, dessen eine Seitenwand ins Meer gesunken sei, während sich der Krater auf den heutigen Vulkan zurückgezogen hätte. Die entfernteren Teile der Ebene sind sumpfig und mit üppigem Gras bewachsen; das Zentrum nimmt ein abflußloser Süßwassersee ein, dessen Niveau dem Regenfall entsprechend beständig schwankt. Oft füllt er den größeren Teil der Ebene, oft zieht er sich auf den ganz flachen Ufern weit zurück. Starker Wind wirft auf ihm eine Miniatursee auf, die kleine Brandungshügelchen im Sande erzeugt. Der übrige Teil der Ebene, der, über welchen von dem vorherrschenden Südostwinde die Vulkangase und -asche getragen



Ansicht eines Dorfes in Nitendi.

Vom Meer aus. Vorne sind zwei Männerhäuser, von denen aber nur eines bewohnt wird. Hinten rechts sind die Familienhäuser; vorne fällt das Ufer in gemauerten Stufen zum Meer ab. Frühere Besucher sprachen daher von befestigten Dörfern.

B. 87



Die letzten Ausläufer der Vegetation am Rande der Vulkan-Wüste in Tanna. Links ist eine aus losem Sande bestehende Düne, deren Form sich dauernd ändert.



Ein Bachbett im Innern von Santo,
dicht vom Urwald umsäumt. Starke Lianen hängen in Schlingen aus dem Geäste herunter.



Begrüßung von Heiden und meinen Trägern
in der sonnenglühenden Vulkanebene in Tanna, wo die Hitze des Sandes oft das Gehen zur Qual macht.



Frauen aus Tanna
mit dem Halsschmuck, bestehend aus Nephritringen, Muschelschnüren, Perlketten und Ohrgehängen aus zahllosen Schildpatthaken.



Junge Männer aus Tanna
mit dem eigentümlichen Haarschmuck. Er besteht aus mehreren hundert fein mit Pflanzenfasern umwickelten Locken, die zu einem dicken Schopfe am Hinterkopf vereinigt werden.



Kanoes von Nitendi.

Man beachte die kunstvolle Konstruktion der Auslegerbrücke und die sorgfältige Bearbeitung des Bootskörpers.

B. 90

werden, ist eine braune Sandwüste, leicht gewellt, die endlos scheint, auf der die Sonne unbarmherzig brennt, der Sand wirbelt und der Fuß einsinkt — eine Miniatursahara. Nur Pandanus kann die Schwefeldünste ertragen, so B. 88
daß wir Pandanus als weit vorgeschobenen Vorposten der Vegetation auf Sandhügeln die zierlichen Kronen im Winde wiegen sehen. Unter seinem Schutze gedeiht ein wenig zähes Schilfgras, dann knorrige Büsche, die in den dichten Wald überleiten, aus dem überall Gruppen von Kokospalmen — „Giraffen der Pflanzenwelt", wie sie R. L. Stevenson nennt — hervorleuchten.

Mitten in der Ebene, im Norden des Vulkans, schwillt ein Schlackenhügel auf, dessen runde Kuppen karminrot leuchten, und wo die Atmosphäre allerlei merkwürdige Verwitterungsformen produziert hat, regelmäßige Ovale und Ringe wie uralte Zauberkreise.

Ich bestieg den Vulkan das erstemal an einem Regentage. Er lag als unförmlicher, dunkler Koloß im Nebel der Ebene; um den Gipfel schwankte eine gewöhnliche Regenwolke: es war alles sehr prosaisch und alltäglich. Oben angelangt, fand ich mich plötzlich am Ende des Bodens, an einem Abgrunde, dem dichter weißer Nebel entquoll, und dem ich vorsichtig und ernüchtert entlang ging. Plötzlich entstand, mir schien, dicht unter meinen Füßen, ein heilloses Donnern, Poltern und Rasseln, daß ich erschrocken und jäh zurückwich und dann erschüttert den Heimweg antrat. Es war doch unheimlich, dieser gewaltige, grollende Lärm aus undurchdringlichem Nebel heraus. Während wir am steilen Hang hinunterglitten, fiel ein heftiger Regen und bildete an den Bergflanken lawinenartige Schlammbäche, die erst am Fuße des Vulkans zum Stillstand kamen und noch lange als dunkle Strahlen am Hang sich abzeichneten. Aus der Sandebene war ein Sumpf geworden, und aus den Schluchten des Schlackenhügels strömten Wildbäche.

Einen späteren Besuch des Vulkans unternahm ich an einem prächtig klaren Tage. Der Wind trieb Sand und Dunst über die Wüste und dämpfte die blendende Mittagssonne zu gelbem, unheimlichem Halblicht, aus dem heraus ich die Klarheit der Atmosphäre und die Bläue des Himmels nur ahnen konnte. In kurzem hatte ich, den See streifend, die Ebene durchquert und stand am Fuße des Vulkans, in dem heißen, schmutzigbraunen Sand, aus dem sich der Kegel allmählich in schöner Kurve hob, bis zu 45 Grad, riesig, stumm, brütend. Der Mangel jeglicher Vegetation, ja jeglicher Form, machte es unmöglich zu erkennen, ob der Berg 100 oder 1000 m hoch sei. Die Totenstille war ängstlich, wie Kobolde wirbelten und tanzten Sandsäulen an der Halde auf und ab, hin und her in wirrem Drehen, sich formend und wieder zerfließend. Ein fauliger Schwefeldunst machte das Atmen unangenehm, die Hitze war peinigend, der Boden so warm, daß er durch die Schuhe empfindlich brannte. Hier begann der Aufstieg in dem losen Sand, daß der kalte Schweiß mich überlief, doch dauerte es zum Glück nicht lange. In der Höhe kühlte mich der Wind, und größere Schlackenblöcke gaben dem Fuße Halt. Von einem Sattel zwischen dem Vulkan und dem Bergrücken, der zum Meer sich zieht, erreichte ich in kurzem den Kraterrand und hatte einen Anblick,

so schauerlich, wie ihn nur die Phantasie eines krankhaft melancholischen Genies schien produzieren zu können. Es ist ein böser Fiebertraum, zur Wirklichkeit erstarrt: eine Beschreibung kann ihm kaum gerecht werden.

Zu Füßen fällt die Schutthalde jäh ab, wahrscheinlich hängt sie sogar über, links und rechts schließen sich die Wände zu einem Kreise, dessen zerrissene Halden zu einem trichterförmigen Abgrund abfallen in eine schwarze, gähnende Tiefe. Zerrissene, durcheinander gewühlte Felsmassen bilden darin phantastische wilde Kämme und Schluchten, formen einen zerschmetterten Absatz, in dem noch ein tieferer Schlund gähnt, formlos, dunkel, ohne Boden, aus dem Dampf und Rauch schwält. Überall aus den Felsen qualmt es giftigen Rauch, in weißen Wölkchen, in braungelben Schwaden, die zögernd unruhig hin und her schwanken, immer einen Teil des Kraters verhüllend, dann langsam steigend, bis der Wind sie erfaßt und im Wirbel aus dem Krater über die Ebene hin entführt. Es ist ein tückisches Halbdunkel, in das man aus der heiteren Sonne hinabblickt. Der Anblick der braunen und schmutziggelben Felsmassen würde allein schon genügen, Grauen zu erzeugen, es bedarf nicht noch des beengenden Qualms und gar noch des unheimlichen Getöses tief, tief zu Füßen, um die Nerven zu erschüttern. Dumpf, regelmäßig schlägt es wie der Kolben eines Dampfzylinders, wie der Schlag einer Riesenpauke durch den gedämpften Lärm einer Maschinenfabrik. Es schwält, schlägt, klatscht dumpf wie siedende Schlacke; dann ist es still, nur der Rauch zittert unstet hin und her. Dann ohne Warnung erfolgt ein zerreißender Knall, der Donner eines Riesengeschützes, metalldröhnend, eine Rauchwolke schießt zur Höhe, und während das Auge gierig nach unten starrt, indes man sich zum Stehenbleiben zwingt, donnern die Höllenfelsen ein dumpfes Echo, die Wandung schüttert, und tausend dunkle Punkte fliegen zur Höhe wie eine Schar geschreckter Vögel. Es sind große Lavafetzen, in der ungeheuren Wüste fast unsichtbar, die von der Höhe des Kraterrandes wieder zurückfallen, mit gedämpftem Rasseln auf die Felsen schlagen oder vom unförmlichen Schlunde wieder aufgefangen werden. Dann hebt sich eine dichte gelbliche Wolke und verdeckt momentan alles. Wir werden unserer gefährlichen Position gewahr, am Rande des Kraters, auf überhängendem Schutthügel, der jederzeit einstürzen kann. Prasselnd löst sich neben uns eine Erdmasse los und poltert zur Tiefe, Schrecken packt uns, und die ganze Spannung des Anblicks, des Gehörten und Gefühlten löst sich in eiligem Rückzug. Dann schämt man sich der Panik, kehrt wie fasziniert wieder an den Abgrund zurück und läßt sich wieder die Seele bis ins Innerste erschüttern. Der Rauch hat sich verzogen, es brodelt und arbeitet wieder mit ungeahnter Tücke, bis die Spannung sich in neuer Explosion entladet, furchtbar wie das erstemal. Blickt man zurück, so übersieht man ein friedlich liebliches Gelände, dicht grüne Waldflächen, Palmhaine, weißen Strand, strahlend blaues Meer, in dem fern die Inseln Aniva, Futuna, Erromango sich kühlen. Und dann tritt man gern den Heimweg an, läßt Lavablöcke den Hang hinabrollen und bedauert wieder, den Krater sobald verlassen zu haben.

Prachtvoll ist ein Besuch in der Nacht. Wenn die Dämmerung durch den Wald gleitet, macht man sich auf, zwischen den Pandanus durch, die ihre gebrochenen schwertförmigen Blätter vor dem gelben Abendhimmel wiegen. Tritt man in die Wüste, so liegt der rote Schlackenhügel vor den indigoblauen Bergen, wo in den Tälern schon die Nacht sich reckt. Die hellblauen Gipfel ragen kühl in den gelben Himmel, an der höchsten Spitze schwankt eine Abendwolke, und das Gebirge sieht riesengroß aus, wie ein Himalaya hinter einer unendlichen Ebene. Der See ist ein silberner Pfuhl, daneben ist der schokoladebraune Vulkan plump und leblos. Eine gelbbraune Wolke steigt kerzengerade in die ruhige Luft, und die Grillen zirpen ihr nervenpeinigendes Lied.

Über den Schlackenhügel steigen wir in die Ebene und die Nacht fällt. Es ist hier warm und totenstill, auch die Grillen schweigen, und zwei fliegende Hunde flattern schwer am Abendhimmel vorbei. Jetzt sind die Berge grau und die Ebene liegt in Nacht, in der die Stickluft des Vulkans hin und her wallt mit trockener Schwüle.

Den Aufstieg machen wir schon im Dunkel; der Vulkan grollt metalltönend, tief, mächtig, daß der Berg zu zittern scheint. Mühsam steigen wir im Sand, doch finden wir oben Kühle. Die Wolke über dem Krater leuchtet schmutzigrot, um nach den Explosionen jeweils zu verlöschen. Aus dem Krater qualmt sie wie aus einem Ofen und steigt langsam in die Dunkelheit.

Wir nähern uns vorsichtig dem Rande, gerade weit genug, um in die Tiefe zu blicken mit gestrecktem Halse. Es ist ein ganz anderer Anblick als am Tage. Der Boden des Kraters scheint erhöht, die Tiefe geringer; die Wände sind fast unsichtbar, nur einige der theatralischen Felsen leuchten gelbrot im Scheine dreier Feuerherde. Aus dem einen dringt nur Dampf, in einem anderen wallt die flüssige Lava auf und nieder, dort entsteht das regelmäßig pochende Hämmern. Man sieht, wie die Lava aufgeworfen wird und mit dumpfem Klatschen wieder zurückfällt. In die dritte Öffnung können wir nicht sehen, dort arbeitet es heftig, es ist unbestimmt, ob wir es hören oder fühlen, manchmal tönt es wie Schreie, wie helles Jammern, manchmal scheint es still, nur die Felsen scheinen in Erwartung zu zittern. Müde wogt Qualm in der Tiefe und deckt diese und jene Öffnung. Dann siedet es auf; es zischt, wie wenn tausend Dampfventile geöffnet wären. Etwas Unsagbares scheint sich vorzubereiten, doch ist es wieder ganz ruhig, daß unsere Nerven aufs höchste gespannt sind. Die flüssige Lava sprudelt auf, einige Fetzen werden ausgeworfen, kleben an den steilen Wänden, fallen zurück oder erlöschen allmählich. Auf einmal, ohne Andeutung, schießt aus dem anderen Loche eine Feuergarbe hoch auf, rotglühend, eine Explosion von ungeheurer Wut knallt auf, die Garbe zersplittert und fällt in prachtvollem Feuerwerk in tausend Funken zur Tiefe. Wie zäher Teig haftet die Lava an den Felsen, fließt langsam in den Trichter zurück als glühender Bach oder leuchtet noch lange am oberen Kraterrand, wo sie hängen bleibt. Dann eine neue Explosion, wieder eine, die andere Öffnung wirft aus, das dumpfe

Stampfen wird heftiger, der Abgrund brüllt, tückisch spuckt er Flammen nach allen Richtungen; der lärmende, heftige Donner wird fast unerträglich:

„Felsentore knarren prasselnd —
Unerhörtes hört sich nicht."

Der Knall ist so ungeheuer, die Erschütterung so wild, die Energieauslösung so übersinnlich, daß man den Lärm ebensosehr fühlt als hört.

Nun tritt wieder Stille ein, und Qualm verdeckt auch die hellglühenden Öffnungen.

Neben der Aschenwolke stehen am reinen Himmel die Sterne; durch die Stille hört man die Meeresbrandung so friedlich und wieviel tröstlicher als das Sieden des Gesteins tief unter uns, wo es wieder stampft, brodelt, zischt, schlägt, wo gigantische Stahlhämmer auf glühendes Eisen schmettern, wo gräßliche Dämonen geschäftig sind unter Pfeifen und Hohnlachen, und wo dunkle Ungeheuer aus tiefen Schlünden bellen.

Es ist aber doch der Schrecken in der Nacht gelinder als am Tage, denn das Überwältigende, Schauderhafte sind die Explosionen, die am Tage so furchtbar unvermittelt eintreten, während man in der Nacht durch den sichtbaren Lavaauswurf vorbereitet und durch den prächtigen Anblick des hellglühenden Steinregens entschädigt wird.

Aber quälend und unheimlich fesselnd ist der Anblick doch, und wer bei den ersten Besuchen des Vulkans nicht am ganzen Leibe zittert, hat keine Nerven oder keine Empfindung.

Während wir dort am Rande des roten Höllenschlundes standen, furchtsam und doch unwillig, uns wegzuwenden, ging hinter uns der silberne Mond auf, zog eine breite Lichtbahn auf dem spiegelnden Meere, umflorte uns mit dem kühlen Licht, schien auf die andere Kraterwand und spielte um die Dampfwolke. Es war ein überwältigender Anblick von fast überirdischer Regie, dieser Kontrast des reinen Mondlichts zu dem Schmutzigrot des Vulkans, das Nebeneinander des Himmels und der Hölle. Es war ein Schauspiel vom Merkwürdigsten, unbeschreibbar Großartigsten, was ein menschliches Auge erblicken darf, und nur wenigen ist es beschieden, solchen Galavorstellungen der Natur beizuwohnen.

Das Gefühl der Unsicherheit unseres Standpunktes, eine Furcht, die eigentlich nicht zum Vulkan gehörte und ganz überflüssig war, denn die Ausbrüche waren mir schon schreckhaft genug, bewegte uns zur Rückkehr, bevor wir uns an dem Schauspiel sattgesehen hatten.

Hinter und über uns donnerte der Vulkan, vor und unter uns lag die Küste im Mondessilber, leblos, in einfachen Linien, in großartiger Ruhe. Fern rauschte das Meer, in der Stille stieg der Mond allmählich höher und höher. Unhörbar folgten uns unsere Schatten über den Sand, als wir nach Hause wanderten, die gewaltigen Eindrücke verarbeitend.

Einunddreißigstes Kapitel.
Fate.

Einen Monat nach meiner Ankunft in Tanna brachte mich der Dampfer wieder nach Port Vila, wo ich während sechs Wochen aufs neue die Gastfreundschaft des Herrn King mißbrauchte.

Ich benützte die Mußetage, um zwei Höhlen bei Port Havannah auf der kleinen Insel Leleppa zu untersuchen. Von beiden wurde fest behauptet, es lebten darin Zwerge, und es war gar nicht leicht, einen oder zwei Eingeborene zum Betreten der Höhle zu bewegen, so fest waren sie überzeugt, daß dieselben etwas Schauerliches bergen. Auch sahen die übrigen unserem Verschwinden in der Höhle recht ironisch zu und meinten, wenn überhaupt, würden wir recht bescheiden und schnell wieder herauskommen. Außer von vielen Fledermäusen waren in der einen natürlich keine Spuren weder von Zwergen noch Menschen zu finden. Es war vielmehr die übliche Korallenhöhle, wie es deren viele in den Wänden der gehobenen Bänke gibt. Die andere Höhle war den Leuten weniger verdächtig, ja einige Mutige hatten sich schon früher hineingewagt, daher begleitete mich eine große Schar. Die Höhle war recht hoch und breit und hatte einen weiten Eingang, so daß sie überall ein wenig Licht hatte. Der Boden schien festgetreten, doch konnte ich nirgends Spuren von Bewohnung finden, außer in einer Ecke eine anscheinend rezente Feuerstelle, und dann, fast der ganzen Hinterwand entlang, so hoch über dem Boden, als ein Mann reichen kann, ein- bis dreifache Reihen von flachen Vertiefungen, etwa so groß wie ein Fünfmarkstück, die zweifellos von Menschen gemacht worden waren. Es war ein gewisses System zu erkennen, indem oft die siebente, oft die dreizehnte oder dreiunddreißigste Vertiefung doppelt war, so daß man geneigt wäre, anzunehmen, dies merkwürdige Werk stelle einen Kalender oder ein Zählsystem dar. Es mag sich eine rührige Phantasie mit der Lösung dieses Rätsels beschäftigen. Wurden die Tage bis zu einem Feste derart markiert, oder waren hier die geheimnisvollen Riten von Männerbünden oder dgl. zahlenmäßig festgelegt? Bedeuteten die Vertiefungen die Zahl getöteter und verzehrter Feinde oder geopferter Schweine, oder hat ein Einsiedler hier die Monde seines Lebens aufgeschrieben?

Die Eingeborenen hier herum, einst zu den wildesten des Archipels gerechnet, jetzt aber ganz christlich und an Zahl arg zusammengeschmolzen, sind in zwei bis drei Dörfern vereinigt, wo sie bei Koprahandel und Faulenzerei ein herrliches Dasein führen.

In der Nähe ist die kleine Insel Mele, wo die Reste einer Kolonie von Tonganern, also Polynesiern, zu finden sind. Diese kamen vor etwa vier Generationen in einigen großen Pirogen in Mele an, vertrieben die dortigen Melanesier und setzten sich fest, um allmählich die Herrschaft in der ganzen Bucht an sich zu ziehen. In der Lebensweise nahmen sie viel von den Melanesiern an, mischten sich aber offenbar nur spärlich mit ihnen, so daß sie heute noch ganz verschieden sind von der melanesischen Bevölkerung Efates. Sie sind heller, einige straffhaarig, groß, schlank, intelligent, leidenschaftliche Seefahrer und sehr reinlich. Bis vor wenigen Jahren pflegten sie noch Tapa herzustellen, doch ist diese Kunst, wie so viele andere Fertigkeiten, der Zivilisation zum Opfer gefallen. Ihre Sprache aber haben sie derart bewahrt, daß sie sich noch heute mit Tonganern leicht verständlich machen.

Nach sechs Wochen endlich langte das von mir seit vierzehn Tagen stündlich erwartete Schiff an. Es war der Dampfer der anglikanischen Mission, das „Southern Croß", der auf seiner Trimesterfahrt durch das ganze Missionsgebiet Vila anläuft, um durch die Neuen Hebriden, Banks- und Santa-Cruz-Inseln nach den Salomonen, zu fahren und auf demselben Wege wieder nach Neuseeland zurückzukehren.

Ich bat den Kapitän um Passage nach den Santa-Cruz-Inseln, wo ich auf der Ausreise bei dem einzigen Weißen, der in Santa Cruz wohnt, abgesetzt und auf der Rückkehr nach sechs Wochen wieder abgeholt werden sollte.

Wieder fuhr ich die mir so wohlbekannte Route von Vila nordwärts durch die Neuen Hebriden, dann die Banksinseln. Dort auf der Kautschukpflanzung hatte sich seit meiner Abreise sehr viel verändert. Der Direktor hatte die Pflanzung verlassen, mit ihm auch fast alle Angestellten; der neue Direktor war in Nöten, hatte er doch weder Arbeiter noch Angestellte mehr. Dazu litt er unter Fieber, und wir konnten leicht sehen, daß die Sachen für die Gesellschaft sehr ungünstig standen.

Bis Ureparapara fuhr ich noch in bekannten Wassern, dann aber ging es für mich ins Unbekannte hinaus. Das Schiff war ein 500 t - Dampfer, der für die Beförderung von ein- bis zweihundert Eingeborenen und etwa zwölf Missionaren sowie von Waren zur Verpflegung der Missionsstationen speziell gebaut worden war. Es war aber alles so einfach wie möglich eingerichtet, die Kabinen eng, das Essen zum mindesten nicht luxuriös, doch half eine gute Bibliothek und nette Gesellschaft diese Mängel verschmerzen, und zudem war man ja nicht verwöhnt. Ich traf einige Missionare, die von ihren Ferien zurückkehrten, um die Arbeit in den wilden Gebieten der Salomonen wieder aufzunehmen, denn die anglikanische Mission zählt in ihrem Wirkungsfelde nicht wenige primitive und sehr gefährliche Distrikte. Eindruck machte mir Rev. H., ein kleines, fast zwerghaftes Männchen, schwächlich, ungeschickt, still und mild, den man dem harten Leben hier draußen nie und nimmer gewachsen geglaubt hätte. Und doch war dieser unscheinbare Mann ein Held, der seit vielen Jahren in der verkommensten und gefährlichsten Gegend der Salomonen und wohl auch der Welt seiner stillen Wirksamkeit

nachging, der dutzendemal mit dem Tode bedroht gewesen war, und der noch viel öfter Leute vor seinen Augen hat hinschlachten sehen, wenn die wilden Kopfjäger aus dem Innern die kleine Insel überfielen, wo die Küstenstämme in fürchterlicher Enge und Schmutz hinter Palisaden ihre Häuschen gebaut haben. Und dieser Mann, der kaum den Mut fand, einen Fremden anzureden, kehrte mit Lust wieder auf viele Jahre in ein Leben zurück, wo ihn die peinlichsten Entbehrungen und dauernde Todesgefahr erwarteten. Er war ein würdiger Nachfolger jener Pioniermissionare, von denen so viele der anglikanischen Mission angehört haben, und als deren erster Bischof Patteson zu nennen ist, der in der Santa-Cruz-Gruppe dem Haß der Eingeborenen gegen einen Sklavenhändler zum Opfer gefallen ist.

Die anglikanischen Missionare, alle akademisch wohlgebildete Leute, nehmen reges Interesse an den Sitten der Eingeborenen, und wenn ihre Arbeit auch hauptsächlich auf linguistischem Gebiete liegt, so konnte ich von ihnen dennoch allerlei Belehrung und wertvolle Mitteilungen erhalten. In ihrer anregenden Gesellschaft konnte die Zeit nicht zu schwer auf mir lasten, zumal der joviale Kapitän sein möglichstes tat, an den Abenden, an denen wir meist an einer Ankerstelle lagen, alle trüben Gedanken zu verscheuchen durch eine groteske Komik, die denn auch selten ihren Eindruck verfehlte.

Ein mühseliges Leben führte der mit der Organisation der Missionsdörfer betraute Missionar, der die Ausschiffung der eingeborenen Passagiere zu überwachen hatte und an jeder Haltestelle durch die meist unruhige See und die schwierigen Kanäle an Land gehen mußte, um die Dörfer zu visitieren und mit den Lehrern zu sprechen. Da er fast jeden Tag zwei- bis dreimal durch die Brandung zu fahren hatte, war sein Leben wohl eins der aufreibendsten, das man sich denken kann. Meist schleppen die Eingeborenen auf Reisen alles mögliche und unmögliche Gepäck mit sich: Pflanzen, Hühner, Schweine, Kokosnüsse usw., so daß die Boote überfüllt sind und jeweils lange nicht abstoßen können, weil immer das eine oder andere von den Schwarzen vergessen wurde. Das Schiff dient nämlich, neben der Beförderung der Missionare, hauptsächlich dem Transport junger Eingeborener von ihren Inseln nach Norfolk-Island und zurück. Die melanesische Mission verlegt ihre größte Tätigkeit auf die Erziehung junger Eingeborener aus allen Teilen Melanesiens in der Zentralschule in Norfolk-Island, wo ihnen neben dem Christentum auch andere nützliche Kenntnisse beigebracht werden. Die während drei oder sechs Jahren in weißer Kultur erzogenen Leute werden hierauf wieder in ihre Heimat gebracht, wo sie durch ihre Lebenshaltung und -führung die Eingeborenen dem Christentum und weißer Kultur günstig stimmen sollen. Die Knaben machen den besten Eindruck; sie sind sehr reinlich, sehen gesund und wohlgenährt aus und bieten in ihren einfachen Schamtüchern mit den, nach der gerade herrschenden Mode, vorn hoch zu einem polsterartigen Ring gekämmten Haaren einen sehr netten Anblick. Es war recht interessant, die Typen der verschiedenen Inseln zu vergleichen, den kurzen, breiten, plebejischen Bewohner der Neuen Hebriden mit den stämmigen Salomoniern

mit den langen, oft sehr schön geschnittenen Gesichtern und dem offenen, energischen Blick.

Wir passierten die Torresinseln, jene isolierten kleinen Korallenplateaus, die nördlich der Banksgruppe düster, einförmig und einsam im leeren Ozean liegen. Es ist höchst bemerkenswert, daß dort kein einziges Boot zu finden ist, trotzdem die Bewohner oft genug das Bedürfnis fühlen mögen, über die schmalen Kanäle von einer Insel zur anderen zu gelangen.

Die Fahrt war diesmal besonders bedeutungsvoll, da sie die erste war, die mit nur farbiger Mannschaft ausgeführt wurde. Dem Kapitän war es gelungen, sich mit viel Geduld und Hingabe eine Schiffsmannschaft aus Eingeborenen der Inseln heranzuziehen. Auch hatte er die Widerstände der sozialistischen Genossenschaften in Neuseeland und den Skeptizismus der Weißen überhaupt überwinden können, und es sollte sich nun zeigen, ob die Melanesier zu einer Arbeit, die Initiative, Überlegung und Verantwortlichkeit verlangt, zu brauchen seien. Bis jetzt, d. h. in den ersten drei Wochen, war alles sehr gut gegangen, und wirklich arbeiteten die Leute derart, daß es sogar mich, der ich ja gewiß keine schlechte Meinung von der Intelligenz des Melanesiers hatte, sehr überraschte. Die meisten Matrosen stammten allerdings von Mota Lava in den Banksinseln, wo eine der aufgewecktesten Rassen der Inseln wohnen soll. Es sei vorweg bemerkt, daß die Leute sich während der ganzen Reise ausgezeichnet gehalten und also gezeigt haben, daß sie auch zu anderer als bloßer Plantagenarbeit zu brauchen sind.



Kuli am Webstuhl.

Auf der Terrasse des Hauses von Mr M. Er spannt das Gewebe durch den Bastriemen und ist im Begriff, das Schiffchen durchzustoßen.



Männerhaus auf Santa Cruz.

Es steht auf einer Terrasse, nahe am Strand, davor ist der durch Korallenplatten abgegrenzte runde Tanzplatz. Der Grundriß des Hauses ist quadratisch, Vorder- und Rückwand bestehen aus Brettern aus Baumfarn. Auf dem Firstbalken liegen Steine zur Beschwerung des Daches.



Herstellung der Trochusarmringe.

Der Ring wird mit einem Stein roh aus der Muschel ausgeklopft, dann außen auf der Steinplatte geschliffen, nachher auf dem Dreifuß aufgestellt und innen mit einem Korallenstab geglättet. Es werden meist 8—10 gleichgroße Ringe hergestellt.

Zweiunddreißigstes Kapitel.
Santa Cruz.

An einem Morgen umfuhren wir eine Landzunge und die Insel Tumotu, die die westliche Begrenzung der Graciosabai von Nitendi bilden. Es schien, als biete der Strand hier einen viel tropischeren Anblick als auf den Neuen Hebriden, als sei der Pflanzenwuchs vielfältiger und zeige mehr Farben und Formen als dort. Auch konnte ich mir hier ein Bild machen, wie die Küste der Neuen Hebriden einst muß bevölkert gewesen sein, denn es reihte sich ein Dorf ans andere, und der Strand war besät mit Pirogen, die bei unserer Vorbeifahrt rasch ins Wasser gestoßen wurden. Viele Dutzende der Boote wagten sich ins offene Meer hinaus und folgten dem Dampfer, solange es ging. Als wir aber in die Bai einbogen und an feindlichen Dörfern vorbeifuhren, blieben die Leute zurück, und wohl etwas enttäuscht mögen sie wieder nach Hause gerudert sein, weil wir bei ihnen nicht anhielten. In der Bai aber sammelten sich andere Kanoes aufs neue um uns, und als wir vor Anker lagen, umgab uns eine so dichte Flotille, daß man fast trockenen Fußes ums Schiff hätte wandern können. Hier sah man nur wenig Bekleidete, aber urechte Naturmenschen, welche die Ruder erstaunlich geschickt zu handhaben wußten und in ihrem heftigen Tauschtrieb uns bestürmten mit allen möglichen Gegenständen.

Die Santa-Cruz-Inseln gehören noch zu den am wenigsten aufgeschlossenen der Südsee. Ihre Bewohner gelten als gefährlich, besonders wegen ihrer Giftpfeile, mit denen sie sehr geschickt sollen umzugehen wissen. Vor wenigen Monaten war ein Missionar gezwungen worden, die Insel zu verlassen, nachdem er mehrere Tage von den Eingeborenen belagert worden war. Ich war daher nicht besonders zuversichtlich, als ich mich an Land bringen ließ zu Herrn M., der dort mit einigen Arbeitern aus den Salomonen für die großen Seifenfabrikanten Levers Bros. eine Kokosnußplantage anlegte. Seit Jahren war Herr M. der einzige Kolonist auf der Insel und stand jetzt mit den Eingeborenen in gutem Einvernehmen, nachdem er in den ersten Jahren mehr oder weniger auf dem Kriegsfuß mit ihnen gelebt hatte. Er begrüßte mich als willkommenen Gefährten in seiner Einsamkeit, um so mehr, als er an allerlei Übeln litt, die fast alle im Leiden so vieler Weißer hier draußen und im Fieber ihren Ursprung hatten.

Ich war der besten Hoffnung, daß ich hier eine reiche Ernte an ethnographischen Objekten würde machen können; vorerst galt es jedoch wieder

einmal Diener zu finden, denn es hatte sich in den Neuen Hebriden keiner engagieren wollen, mich nach den übel beleumdeten Santa-Cruz-Inseln zu begleiten. Herr M. hatte durch den Koprahandel viel Beziehungen zu den Leuten und empfahl mir einige. Als ersten fand ich „Kuli“, einen häßlichen, für dortige Begriffe fetten Kerl, der aber eine Art komischer Figur war, immer gemütlich und zu Spaß und Dummheiten aufgelegt. Kuli verstand kaum ein Wort Biche la mar, und wenn ich ihm befahl, mir ein Messer zu bringen, so brachte er mir vielleicht eine Kiste und war noch ganz stolz auf seine Leistung. War ich von seiner Tat nicht ganz befriedigt, so schaute er mich sprachlos an, schüttelte den Kopf, lachte dann hell auf und gab mir zu verstehen, es komme ja auf eins heraus. Später fand ich zum Glück noch einen Eingeborenen, der einst auf einer Pflanzung in den Salomonen gearbeitet hatte, sich für sehr gebildet hielt, aber auch nicht gerade fließend sprechen konnte. Als dann bekannt wurde, daß man bei mir gutes Essen und wenig Arbeit habe, wollten alle paar Tage einige Burschen bei mir in Dienst treten, allein ich suchte nun aus und wählte „Pite“, einen der schönsten Männer, die ich je gesehen, und einen sauberen kleinen Jungen. Pite war zirka achtzehn Jahre alt, hielt sich sehr adrett und hatte auch in seinem ruhigen sicheren Benehmen etwas, was ihn von den übrigen unterschied. Er war sich offenbar seiner Schönheit bewußt, denn er pflegte seinen Körper und brachte mit naiver Koketterie seine guten Seiten zur Geltung. Man kann ja die Schönheiten eines menschlichen Körpers nicht wohl in Worte fassen, es genüge, daß er eine tiefe Brust hatte, trockenen, sehnigen, aber nicht zu stark muskulösen Bau und ein wunderbares Ebenmaß der Glieder. Was ihm aber den besonderen Reiz verlieh, war die Grazie seiner Bewegungen und die natürliche Noblesse seiner Stellungen sowie sein Gang, denn seine Unterschenkel und Füße arbeiteten so leicht und zierlich, wie die Läufe eines Rehs, so daß es für mich ein beständiger Genuß war, hinter ihm gehend seinen leichten freien Gang zu betrachten und die Eleganz, mit der er sich im Walde durchs Dickicht wand. Mehrmals ließ ich ihn zu Aktphotographien posieren, doch gelingt eine solche nur selten, einmal wegen des im Freien oft unvorteilhaften Lichtes und dann, weil es sehr schwer ist, den Eingeborenen verständlich zu machen, um was es sich handelt. Man muß den Moment benutzen, wo sie sich bei einer vorgeschriebenen Bewegung am besten bieten, und nur zu leicht verdirbt dann eine unvorhergesehene Kleinigkeit die Aufnahme. Was auf der Photographie nie sehr gut wirkt, ist das Gesicht, das eben doch nicht unserem europäischen Ideal entspricht, an das man sich an Ort und Stelle und am Lebenden sehr schnell gewöhnt, das aber auf der starren Photographie nicht selten etwas leblos Brutales hat. Dazu kommt, daß fast alle Männer auf Santa Cruz recht entstellende Nasenringe aus den Randstücken der Schildkrötenschalen tragen, die über einen Mund herabhängen, der durch Betelkauen immer weiß oder rot verschmiert ist. Beim Essen muß dieser Nasenring mit der Linken aufgehoben werden, um den Zugang zum Mund nicht zu versperren. Ihren Betel tragen die Männer in

einer reizend gewobenen Tasche auf dem Rücken mit. Sie besteht aus weißen Bananenfasern, die mit schwarzen Fasern in den zierlichsten Mustern durchwebt ist. In der Tasche findet sich ein etwa faustgroßer Behälter aus Flaschenkürbis mit nett geschnitztem Stöpsel, dazu Arekanuß und Pfefferblätter. Man steckt die Nuß und die Blätter in den Mund, benetzt den rechten Zeigefinger, taucht ihn in das Kalkpulver und streicht sich dieses hinten zwischen Zähne und Wangen. Es entsteht beim Kauen eine rote Brühe, welche ausgespuckt wird oder an den Mundecken herabläuft und die Zähne mit einer rotbraunen Kruste bedeckt, die bei Alten so dick wird, daß sie oft die Lippen nicht mehr zu schließen vermögen, da der Zahn als ein Wulst aus dem Munde ragt. Es scheint fast, als ob die Leute darauf stolz seien, denn sie brechen die Kruste nie freiwillig ab, sondern lassen sie wachsen, bis sie von selbst verbröckelt. Die Wirkung des Betelkauens scheint anregend zu sein und auch leicht berauschend; wenigstens war Kuli, der ein starker Kauer war, am Abend oft wie angeheitert, trotzdem er sicher keinen Schnaps bekommen hatte.

Die Kleidung der Männer besteht aus einem Lendengürtel, an dem zwischen den Beinen hindurch ein schmales Stück weißer Tapa befestigt wird. Über dem Gürtel trägt man oft glänzend polierte Spiralen einer Schlingpflanze, darüber nicht selten dreifingerbreite geflochtene Gürtel aus dunkler Faser. Um die Knie oder Knöchel bindet man sich kleine Muscheln, auf der Brust trägt man eine große, schwere Scheibe aus Tridacna, auf der eine Schnitzerei aus Schildpatt befestigt ist, die eine stilisierte Kombination von Vogel und Fisch darstellt. Dieser Schmuck wirkt außerordentlich dekorativ auf der dunkeln Haut. In den Ohren hängen große Zierate aus Schildpatt und an den Armen Muschelringe oder geflochtene Armbänder mit Mustern aus Muschelperlen und Kokosnüssen. Nie sieht man einen Mann ohne Pfeil und Bogen. Die Bogen sind 1,80 m groß und stark, mit einer Sehne aus dem gedrehten Baste der dünnen Luftwurzel eines Feigenbaums. Dementsprechend groß sind die Pfeile, etwa 1,29 m lang, aus Schilfrohr mit langer Holzspitze, an der allerlei stilisierte Widerhaken zu Ornamenten geschnitzt sind. Die Schnitzerei ist weiß, rot und schwarz bemalt, meist so, daß die Widerhaken schwarz sind auf dem rot und weißen Grund und sich nett abheben. Gegen die Spitze zu verdünnt sich das Holz allmählich und trägt die kurze, ganz feine Knochenspitze, die nur lose im Holz sitzt und mit einem gelben oder roten Lack überstrichen ist, so daß die Einsatzstelle des Knochens kaum zu erkennen ist. Die Pfeile werden in Bündeln von zehn Stück gleichgemustert hergestellt. Gute Schützen sind die Leute nicht, doch können sie **B. 70**
große Kraft in ihre Pfeile legen, so daß diese außerordentlich weit fliegen oder sehr tief eindringen. Die Kämpfe verlaufen nicht sehr blutig und sind allein gefährlich durch die große Zahl der umherschwirrenden Pfeile. Es steckt dann jeder Krieger seine Pfeile rechts in den Gürtel, um sie rasch zur Hand zu haben, Keulen braucht man fast nie.

Die Graciosabai ist beinahe dem ganzen Ufer entlang mit Dörfern bestanden oder war es einst, denn heute sind schon fast die Hälfte der Dörfer ausgestorben.

Dennoch darf die Zahl der an der Bai lebenden Bewohner wohl noch auf 2000 geschätzt werden. Inland ist fast gar keine Bevölkerung zu finden. Es sollen dort nie viel Dörfer gewesen sein, da es der Santa Cruzier offenbar vorzieht, an der Küste zu leben. Die liebliche Bai ist wirklich ihres Namens würdig, denn sie ist, außer im Norden, rings von grünen Hügeln umgeben und nur schwach stört die Dünung den Spiegel ihrer Wasserfläche. Nur bei Nordwind dringen die Wellen stärker ein und rauschen dann dumpf gurgelnd in den Korallenblöcken, welche die Ufer begrenzen.

Ich kaufte mir gleich anfangs eine Piroge, in der ich mich von meinen Dienern zu den Dörfern am Ufer rudern ließ. Die Pirogen sind hier viel besser gebaut als in den Neuen Hebriden. Während man dort irgendeinen
B. 90 krummen Stamm verwendet und nicht versteht, ihn gerade zu hauen, sind
die Boote hier nach der Schnur gemacht und symmetrisch, mit schön zulaufenden Enden. Die obere Öffnung des Stammes ist oft ganz schmal, so daß man die Beine hintereinander ins Boot stellen muß und a u f demselben, nicht i n demselben sitzt. Dadurch füllen sich in hoher See die Boote aber auch viel weniger schnell mit Wasser. In den Neuen Hebriden ist der Ausleger durch drei Stangen fest mit dem Boote verbunden und läßt sich nicht abnehmen, während die Verbindung hier aus einem kunstvollen System von Stäben und Stangen besteht, welches jedenfalls das Ergebnis uralter Erfahrung, bei größter Einfachheit größte Stabilität bietet. Die Stangen schließen an zwei Balken an, die in das Boot eingreifen, bei Gebrauch angebunden werden und eine kleine Plattform tragen, auf welche man die Waren, das Essen und die Waffen legt. Man kann daher den Ausleger leicht vom Boote abnehmen und tut das immer, wenn man es während einiger Tage nicht benützen will. Man trägt es dann in den Schatten, kehrt und bedeckt es mit Palmblättern. Überall am Strande vor den Dörfern sieht man die Kanoes so herumliegen. Der Eingeborene setzt eine Ehre darein, sein Boot immer möglichst schmuck zu halten. Er reibt es dazu
B. 83 öfter mit dem Brei einer zerstampften Alge ein, die er am Meeresstrand
aufliest. Beim Trocknen wird das Holz schneeweiß, wie gegipst, auch löst sich die Farbe nicht mehr leicht ab.

Man versteht nur in einigen Dörfern, die Pirogen herzustellen, wie überhaupt jede Industrie auf gewisse Dörfer und Familien beschränkt ist, die ihre Kunst von Generation zu Generation weitergeben.

Wenn man an einem Dorfe anfährt, bedarf es meist der ganzen großen Geschicklichkeit der Eingeborenen, das Boot auf dem Rücken einer Welle sicher durch die zerspaltenen Korallenbänke am Ufer auf den Sand dahinter zu bringen. Dort springen sie schnell hinaus und ziehen das Boot auf den Strand, bevor eine zweite Welle es wieder in die Felsen zurückschwemmen kann. Man steht dann meist vor einer mannshohen Mauer aus Kalkblöcken, an der nur einige kleine Fußtritte den Aufstieg ermöglichen, worauf man
B. 84 auf eine schmale Terrasse gelangt, auf der eine zweite aufgebaut ist, wo dann
auf einem dritten Sockel ein Männerhaus ist. Meist entstand eine fürchter-

liche Aufregung, wenn ich bei einem Dorfe landete, und als bekannt wurde, daß ich Gegenstände kaufe, trat ein ungemütliches Gedränge ein, da von den Nachbardörfern weither die Männer angerannt kamen, jeder mit einer Kleinigkeit, die er mir mit viel Geschrei verhandeln wollte, während er mir das Ding unter die Nase hielt. Es war oft kaum möglich, mich zu rühren, und Kulis und der anderen Diener Bemühungen, die Menge wegzuschieben, vergrößerten nur das Geschrei und die Aufregung. Im allgemeinen waren aber die Leute recht gemütlich und nicht bösartig zudringlich; nur einige, die schon bei Weißen gearbeitet hatten, waren frech, konnten aber meist mit Sarkasmus in die gebührenden Schranken zurückgewiesen werden. Es ließ einen aber das Gedränge nicht zur Ruhe kommen, und ich unterbrach meine Besuche für etwa acht Tage und handelte nur noch am Hause des Herrn M., was auch den Erfolg hatte, daß die Leute ruhiger wurden. Man versammelte sich zwar immer noch um mich, zupfte an Ärmeln und Hosen, aber es war erträglich. Man lud mich meist sehr freundlich ein, ins Männerhaus zu kommen, was nur auf allen Vieren, über vollgespuckte Steinstufen, zu bewerkstelligen ist, denn die Türen der Häuser sind sehr eng und niedrig. Dafür war es aber innen recht nett.

Der Grundriß der Häuser ist quadratisch, das Dach aber ein Giebeldach, B. 92
mit den Blättern der Elfenbeinpalme gedeckt wie in den Neuen Hebriden. Die Wände bestehen aus Brettern von längsgespaltenen Baumfarnstämmen oder Wurzeln; manchmal sogar finden sich Türen, d. h. Bretter, die von innen mit Knüppeln an die Türöffnung geklemmt werden können. Der Boden ist ganz eben und mit Matten belegt. In der Mitte befindet sich in quadratischer Vertiefung die Feuerstelle, an deren vier Ecken starke, viereckige Pfosten einen oder mehrere Schäfte tragen, auf denen allerlei Hausrat liegt, auch oft Kokosnüsse, die geräuchert und als Kopra an Herrn M. verhandelt werden sollen. In den Wänden im Dachgerüst und in den Ecken findet sich der Hausrat, manchmal auch in besonderem Schrein ein geschnitztes Holzidol; in einer oder zwei Ecken sind Verschläge, wohin solche Frauen, denen das Betreten des Männerhauses gestattet ist, sich zurückziehen können. Dem Gaste gibt man meist eine frische Matte, damit er es sich bequem mache, auch eine Kopfbank und nicht selten noch ein nahrhaftes Stück Pudding, Taro oder einige Bananen. Daran kauend, verbringt der Besucher eine kleine Weile, während der sich das Haus füllt und man genau gemustert wird, dieweil andere sich ihre Eindrücke mitteilen. Es ist merkwürdig, was alles aus den dunkeln Ecken zum Vorschein kommt, wenn man danach verlangt. Es gibt die feinsten Schnüre und Netze, mit Flederhundknochen geflochten, Haifischschlingen, Eßlöffel aus Perlmuschel, Knöchelschmuck, Ohrgehänge, Pfeile, Keulen, Tanzrasseln usw. Um alles muß geduldig gefeilscht werden, und die Leute verstehen, den Handel für sich einträglich zu machen. Geld kennen sie kaum und wollen meistens keins haben, dafür lieben sie weißen Leinwandstoff, Tabak, Pfeifen, Streichhölzer usw. Meist kehrt man reich beladen nach Hause zurück und besucht am nächsten Tage wieder

ein anderes Dorf, wo jeweils eine andere Industrie getrieben wird. In dem einen finden wir z. B. vor den Häusern flache Steinschalen, was auf die Herstellung der Muschelarmringe deutet, womit ein Mann die Zeit verbringt und Handel treibt. Die Spitze der Muschel wird im Feuer angebrannt, damit sie dort mürbe werde. Dann klopft man mit einem Stein
B. 92 die Mitte heraus, schleift den rohen Ring außen glatt, legt ihn dann auf einen Dreifuß und poliert ihn auch innen mit einem Korallenaste. Stolz zeigt dann der Künstler die Serie gleichgroßer und wohl aufeinander passender Ringe.

Anderswo liegen große Blöcke von Tridacinaschalen herum, dort schleift man die Brustplatten; anderswo macht man Kanoes, und vielfach wird gewoben. Das Vorkommen des Webstuhls trennt die Kultur der Santa-Cruz-
B. 91 Inseln völlig von der der Neuen Hebriden, wo der Webstuhl ja fehlt. Es findet sich hier das Instrument in seiner einfachsten Form, in der es bis nach Amerika gewandert ist. Die eine Stange des Rahmens wird an den Balken des Hauses angebunden, durch die andere spannt der Mann, denn es weben nur die Männer, mittels eines um den Rücken gelegten Bandes den Zettel, und sitzend führt er das Schiffchen durch die Fäden, die er durch Heben zweier primitiver Schäfte mit der Linken wechselt. Es verursacht ungeheures Vergnügen, wenn der Weiße sich hinsetzt, um das Weben selbst zu probieren und er sich dabei ein wenig ungeschickt anstellt, aber man ist gern bereit, ihn die Kunst zu lehren. Als Fasern verwendet man die der Bananenstämme, auch versteht man es, durch Einweben schwarzer Fasern, sehr nette Muster auf den Matten herzustellen. Es werden gewoben die etwas grobfaserigen Frauenkleider, die feinen Männerkleider, Taschen und Geldmatten. Die Geldmatten sind kleine ungemusterte Gewebe, die als Kleingeld kursieren und die Stelle von Muschelgeld, das hier fehlt, einnehmen. Daneben findet sich aber noch das ganz merkwürdige Federgeld, das sehr großen Wert besitzt. Man rupft zu seiner Herstellung einem kleinen, dunklen Honigvogel mit roter Brust die roten Federchen aus und klebt diese mit Harz nebeneinander zu einem Scheibchen, so daß alle roten Federspitzen nebeneinander zu liegen kommen. Mehr als tausend solcher Scheiben werden dann schuppenförmig an einem 3—4 m langen Riemen befestigt und dieser Riemen spiralig aufgerollt. Es bildet dann eine solche Rolle ein großes Vermögen, ohne irgendwelchen praktischen Zwecken dienen zu können, gerade wie Geld. Diese Rollen werden sorgfältig in Rindenstoffe gehüllt und in der Hütte aufbewahrt. Von Zeit zu Zeit erfreut sich der Besitzer an Glanz und Pracht des seidenglänzenden Streifens, bis dieser nach Generationen allmählich die Federn und dementsprechend an Geldwert eingebüßt hat. Bedenkt man, daß zur Herstellung eines Streifens Hunderte kleiner Vögel mit dem Pfeil erlegt oder der Schlinge gefangen werden mußten, so kann man sich denken, welche Riesenarbeit eine solche Geldrolle darstellt, und daß sie sehr wertvoll sein muß. Man kann mit einer einzigen solchen Rolle darum auch das schönste Weib der Gegend kaufen. Einzelne Federscheiben zirkulieren als Kleingeld.

Bei großen Festen verziert man mit den Geldstreifen die Tanzplätze, die sich meist neben den Häusern befinden und runde, von Korallenplatten eingerahmte Terrassen am Ufer sind.

Zum Tanz schmücken sich die Männer durch ein zierlich aus Perlmutter geschnitztes, breites Nasengehänge, das ins durchbohrte Septum gesteckt wird und bis zum Kinn herabhängt. In feine Löcher in den Nasenflügeln B. 95
steckt man Stäbchen, die nach oben gerichtet sind. Im Haar befestigt man Holzzierrate, flache Brettchen oder Stäbchen, die mit den roten Federchen des Federgeldes beklebt sind. Dazu steckt man hinten aufrecht in den Gürtel fächerartige Blätter und gibt denselben beim stampfenden Tanze durch Wiegen des Beckens eine pendelnde Bewegung.

Begraben wird der gewöhnliche Mann in seinem Wohnhause. Am fünften Tage nach dem Tode macht man ihm ein Opfermahl. Für Häuptlinge auch noch am zehnten Tage. Diese werden, ganz mit Ocker bestrichen, im Männerhause aufbewahrt. Um das Haupt legt man ihnen eine Rolle Federgeld. Das Männerhaus darf dann nicht mehr benützt werden. Man läßt es verfallen, und der Nachfolger muß nebenan sich ein neues Haus herstellen lassen. Deshalb finden sich in jedem Dorfe immer mehrere Männerhäuser in allen Stadien des Verfalls, von denen nur eins benutzt wird.

Sehr eigenartig ist die Stellung der Frauen, trotzdem hier keine Suque die Trennung der Feuer und Geschlechter verlangt. Es scheint, als ob die Eifersucht der Männer aufs höchste gestiegen, sich in fast lächerlichen Maßregeln äußere. Das Wohndorf, wo die Frauen leben und die Verheirateten schlafen, ist stets abseits des Männerhauses und des Tanzplatzes, auch etwas inland, von hohen Mauern umgeben, wie auch wieder jedes einzelne Haus. Man findet dort Häuser von ähnlichem Typus wie das Männerhaus, aber auch Rundhütten mit spitzem Dache. Es ist mir nie gelungen, ein solches Haus von nahem zu sehen, denn jedem Fremden ist das Betreten eines Frauendorfes bei Todesstrafe verboten; nicht nur das, sondern das bloße Anblicken der Frauen eines anderen Dorfes gilt als ärgster Verstoß gegen die Sitte. Einst ging ich mit meinen Leuten den Strand entlang und kam dabei in die Nähe einiger Frauen, worauf meine Diener das Gesicht ostentativ nach der anderen Seite wandten und mir dringend anempfahlen, ja nicht hinzublicken. Es scheint, als ob das ganze Dorf sich für die Ehre jeder seiner Frauen verantwortlich fühle, und daß schon bloßes Betrachten derselben ihre Ehre verletze und zu Totschlag und Krieg führen müsse. Trifft man im Walde Frauen an, so gehen beide Teile in weitem Bogen umeinander herum mit abgewandtem oder verdecktem Gesicht; ja sogar die Ehe und das Wegziehen der Frauen entlastet die Männer nicht davon, das Benehmen der Frauen ihres Dorfes zu kontrollieren. Einst hatte Herr M. eine Frau im Hause, die er aus irgendeinem Grunde einst von einem Eingeborenen auf einem Gange begleiten ließ, worauf die Männer des Dorfes, mit dem die Frau gar keine Beziehungen mehr hatte, erschienen, um den Mann für diese unerhörte Verletzung der Etikette zu töten. Sie belagerten und be-

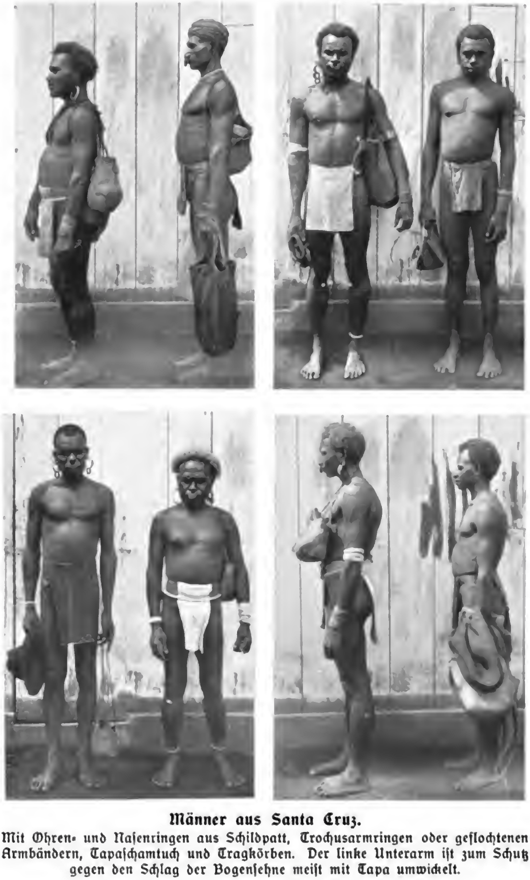
schossen denn auch das Haus des Herrn M. während mehrerer Tage, und nur das Eingreifen des Herrn M. konnte dem Eingeborenen das Leben retten. So besteht gar kein Verkehr zwischen den Männern und Frauen verschiedener Dörfer, ja in den Dörfern selbst geht es sehr steif zu, und die jungen Männer haben kaum das Recht, mit Mädchen zu sprechen.

Einmal nur führte mich Kuli durch die Gassen seines Dorfes, und das galt fast als Bravourstück und war an der Grenze des zu Duldenden. Es würden also die jungen, ledigen Männer ein ziemlich trübseliges Leben führen, wenn nicht Einrichtungen sehr einfacher Art ihnen zu einiger Zerstreuung verhülfen.

B. 96 Es war mir aber doch möglich, mit Hilfe des Herrn M. einige Frauen von nahem zu sehen, ja zu photographieren, nachdem mich nie eine näher als auf 200 m hatte heran kommen lassen. Herr M. hatte nämlich in einem Dorfe fast Bürgerrecht, was ihm mit seinem Übergewicht als Weißer erlaubte, einiges zu wagen. Wir fuhren daher nach dem Dorfe, und mit viel Bitten, Schmeicheleien und Versprechungen gelang es, einen Alten dazu zu bewegen, ein paar Frauen herzuholen. Es waren aber gerade alle gesunden Frauen auf den Feldern, und so war das, was ich zu sehen bekam, das häßlichste und unappetitlichste, was ich seit langem erblickt hatte. Es waren nur uralte Weiber und Kranke im Dorfe geblieben, Alte, die ein ganz dämonisch äffisches Aussehen hatten, und Junge, denen große Eitergeschwüre, hauptsächlich an den Unterschenkeln, längeres Gehen verunmöglichten. Diese Auswahl durfte ich jetzt photographieren, während meine Leute in respektvoller Entfernung uns den Rücken kehrten. Gern hätte ich einige hübschere Muster der ländlichen Schönen photographiert, aber davon wollten die Männer nichts wissen. Es machte ihnen gar keinen Eindruck, als ich ihnen sagte, diese Sammlung von Abstoßendem würde ich zu Hause zeigen und sagen, so sehen ihre Frauen aus. Sie fanden das furchtbar komisch und meinten, so sei es eben recht.

Die Frauen von Santa Cruz scheinen überhaupt im Gegensatz zu den im allgemeinen sehr schönen Männern recht unscheinbar zu sein, anders als die Frauen der benachbarten, mehr polynesischen Reef-Islands, von denen ich später noch ganz hübsche Muster zu sehen bekam.

Die Kleidung der Frauen besteht aus einem Stück Tapa, das, wie die Matten auf Aoba und Malekula, tief um die Hüften befestigt wird. Ein anderes Stück Tapa wird über den Kopf gelegt und durch ein Stirnband dort festgehalten. Das eine Ende hängt meist über den Rücken hinab. Dazu tragen die Frauen gern noch ein größeres Stück Rindenstoff, das wie ein Shawl um den Leib gelegt wird. Die Tapa wird in der Graciosabai nicht verfertigt, sondern wird von inland bezogen. Sie wird manchmal sehr fein hergestellt, ist meist weiß, oft aber auch mit Sepia in einfach geometrischen Figuren bemalt. Gelegentlich wird sie auch mit gelbem Ocker angerieben. Da man weiße Tapa trägt, ist dies wohl der Grund, warum die Eingeborenen nur weißen Kaliko wollen, da er der gewohnten Tapa am ähnlichsten sieht. Es deutet dies einen erfreulichen Geschmack an; jedenfalls sieht der weiße



Männer aus Santa Cruz.

Mit Ohren- und Nasenringen aus Schildpatt, Trochusarmringen oder geflochtenen Armbändern, Tapaschamtuch und Tragkörben. Der linke Unterarm ist zum Schutz gegen den Schlag der Bogensehne meist mit Tapa umwickelt.

B. 93



Frauen von den Riff-Inseln auf Nitendi,
von heller Hautfarbe, wenig krausem Haar, angenehmen Gesichtszügen. Sie tragen Tapaschürzen und Rindengürtel.





Ein Mann aus Nitendi mit dem aus Perlmutter zierlich geschnitzten Tanznasenschmuck,
vervollständigt durch zwei Stäbchen, die in die durchbohrten Nasenflügel gesteckt werden. Wer keinen solchen Schmuck besitzt, behält den Ring aus Schildpatt und begnügt sich mit den Stäbchen.









Links oben: **Frauen von Santa Cruz** mit der Tapaschürze und -Schal. Die andern sind **Frauen von den Riff-Inseln,** ähnlich gekleidet, aber von polynesischem Typus. Die Frau rechts unten hat Schmucknarben auf dem Rücken.

Stoff viel weniger exotisch und europäisch aus als die grell beblumten Kattune, die anderswo bei den Eingeborenen beliebt sind, zumal der Kaliko hier seine Weiße nicht allzulange behält.

Der Strand vor den Dörfern wird in eine Frauen- und Männerabteilung geteilt, zwischen denen kein Verkehr sein darf. Ebenso trennen sich die Nachbardörfer durch Steinmauern, die von inland ins Meer hinaus reichen und jeden Blick abschneiden. Auf dem Land selbst sind die Dörfer durch Wald getrennt, durch den nur ein schmaler Pfad führt und in dem keine Bäume gefällt werden dürfen. Auf den Terrassen einiger Dörfer kann man ummauerte Sodbrunnen finden, aus denen die Eingeborenen sich das eher spärliche Süßwasser verschaffen. Sie lieben es, in demselben einen Fisch zu halten und nehmen an, daß das Wasser, solange der Fisch lebt, gesund und trinkbar sei.

In den Korallen am Strand sieht man oft schalenartige Vertiefungen, in denen Pflanzen zerrieben werden, mit deren Safte man die Fische in den Spalten der Korallen vergiftet. Überhaupt ist die Fischerei zu hoher Vollkommenheit gebracht. In erster Linie wären da zu erwähnen die vielgestaltigen Netze, von den feinsten bis zu ganz groben Handnetzen für Sardinen und Senknetze, bis 15 m lang, mit Senkeln und Schwimmern. Ganz grobe Netze werden zum Schweinefang verwendet, indem man sie im Dickicht über einen Wechsel spannt, das Schwein hineinjagt und, wenn es darin verwickelt ist, fesselt. Ähnliche Netze verwendet man in den Banksinseln zum Fang von Schildkröten. Es findet sich auch ein Apparat zum Fang von Haifischen. Er besteht aus einem Lockinstrument, einem schlingenförmig gebogenen Rotang, an dem halbe Kokosnußschalen aufgereiht sind. Diese schüttelt man im Wasser; das Klappern soll dem Geräusch einer Fischbank ähnlich sein, was natürlich die gefräßigen Haie anlockt. Man hält nun ein Köderseil bereit, an dem kleine Muscheln und Spinnennetze angebunden sind. Durch Auswerfen und Einziehen des Seils lockt man den Hai nahe ans Boot, wo man ihm eine starke Schlinge um den Leib festzieht. Mit dem anderen Ende des Seils rudert man ans Land, wo die Männer den Hai aufs Trockene bringen und ihm mit einem Knüppel den Kopf einschlagen. Es war nun sehr schwer, den Leuten klar zu machen, was ich wollte. Ich zeigte ihnen daher die Illustration eines ähnlichen Apparates in Parkinsons Buch: „Dreißig Jahre in der Südsee“. Es brauchte eine Weile, bis sie das Bild begriffen hatten, dann aber klatschten sie sich erfreut auf die Schenkel, rannten weg, und bald wurde ich mit den Fangseilen, Rasseln und Keulen überreich bedient. Es ging hier wie mit allem. Es dauerte sehr lange, einen bestimmten Gegenstand zu erhalten. Hat man aber einmal ein Exemplar, so bekommt man meist nur noch die gleichen angeboten, wenn sie nicht wirklich selten sind, bis man sagt, man habe davon jetzt genug und ein anderes Objekt verlangt. Dann bekommt man von diesem eine Unmenge; es fällt aber selten einem Manne ein, von sich aus etwas Neues zu bringen, trotzdem sie wohl wissen, daß man alles sammelt. Parkinsons Buch hat mir übrigens auf der ganzen Reise gute Dienste geleistet, denn die Eingeborenen sehen sich die Bilder

immer mit dem größten Interesse an, besonders wollten sie die Frauen anderer Gegenden kennen lernen, und Nuditäten kamen denen, deren Frauen einigermaßen bekleidet waren, recht absonderlich und unpassend vor, auch lachten sie verächtlich über fremde Bekleidung und meinten, das müßten doch sehr dumme Menschen sein, die so sonderbare Kleider trügen. Jedem Narren gefällt seine Kappe!

Eine recht nette Fischereimethode ist die mit Drachen, von denen aus an einer Schnur ein Köder übers Wasser streift, wenn man den Drachen im Kanoe mitzieht. Der Köder besteht meist in zusammengeknäulten Spinnenfäden, in die der Fisch sich verbeißt und nicht mehr loskommt. Es werden auch kleine, trichterförmige Reusen aus Dornenranken hergestellt, in denen der Fisch mit den Kiemen hängen bleibt und gefangen ist. Endlich seien noch erwähnt Fischfallen, die wohl jede Küstenbevölkerung kennt, und die man auch inland an Flüssen treffen kann. Es sind niedere Steinmäuerchen auf flachem Strande, die bei Flut unter Wasser stehen, bei Ebbe aber trocken werden. Über solche Fallen werden die Fische bei Flut getrieben und dort gehalten, bis das sinkende Wasser die Mauern freilegt, wodurch die Fische eingeschlossen sind und leicht mit den Handnetzen gefangen werden können. Angeln sollen vorkommen, doch habe ich keine gesehen. Fischen ist die hauptsächlichste Morgenbeschäftigung der Männer, wenn die Frauen auf den Feldern arbeiten. Es sieht reizend aus, wenn eine Gruppe brauner Piroguen sich auf dem silbern glänzenden Wasser gesammelt hat, und die Männer in allen Stellungen, auf den Booten oder bis zu den Hüften im Wasser stehend, eifrig die vollen Netze aufziehen und die glänzende Beute in die Schiffchen leeren. Es ist ein so friedlich heiteres, emsiges Treiben, daß man kaum denken würde, sich bei Leuten zu befinden, die nie ohne vergiftete Pfeile ausgehen. Überhaupt ist es ganz auffallend, wie außerordentlich ruhig es in der Bucht zugeht, viel ruhiger, als wenn 2000 Weiße ohne Polizei beisammenleben müßten. Wohl sind gelegentlich Kriege, und im Versteckten geschieht manches, was nicht ans Tageslicht kommen darf, aber trotzdem macht die Bevölkerung im ganzen einen friedlichen, vergnügten Eindruck. Wie jeder Naturmensch, hat auch hier der Schwarze ein ausgesprochenes Gefühl für Anstand und gutes Benehmen. Gegen die vielen Umgangsformen verstößt man nur selten, und im gegenseitigen Verkehr sieht man nie Grobheit, Unhöflichkeit oder Händel, und gelegentliche Meinungsverschiedenheiten werden auf die eleganteste Art mit einem Scherze erledigt, so daß das Benehmen der meist groben und polternden Weißen daneben gar nicht sehr vorteilhaft absticht.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist nicht recht einzusehen, was die weiße Kultur hier viel bessern kann. Keinesfalls macht sie die Leute besser, aber vielleicht glücklicher dadurch, daß sie die Langeweile lindert, unter der die Eingeborenen allerdings sehr zu leiden scheinen.

Die Suque fehlt hier völlig, auch hat das Schwein nur Wert als Festbraten, und man versteht es nicht, seine Hauer zu der großen Entwicklung

zu bringen wie in den Neuen Hebriden. Das soziale System scheint sich auf erblicher Häuptlingswürde aufzubauen.

Kultformen konnte ich keine finden; natürlich existieren sie trotzdem, doch ist der Ahnenkult wenig entwickelt. Es scheint, als ob die Pfosten über dem Herde, die manchmal geschnitzt sind, verehrt werden. Daneben scheint jedes Dorf ein schon erwähntes Hausgöttchen zu besitzen, das durch eine etwa 30 cm hohe männliche Figur dargestellt wird. Diese Statuen werden sehr heilig gehalten, wenigstens wurde mir nie erlaubt, eine zu berühren, geschweige zu erhandeln. Ob man ihnen Opfer bringt, weiß ich nicht. Schädelkult findet sich, obschon es fraglich erscheint, ob das Wort Kultus den Begriff genau deckt. Man schließt nämlich den Schädel, die Augenhöhlen und das Hinterhauptsloch mit Holzpflöcken, die Nase mit einem lang vorstehenden Keil. Den Unterkiefer bindet man an den Jochbogen in seinen Lagern fest. Oft wird auch der Schädel mit grellem Ocker bemalt und so in den Häusern aufbewahrt, wohl auch in Körbchen zu Festen mitgenommen. Die Schädel, die ich erhielt, stammten alle von Weibern und Kindern, darum scheint es fast, als ob diese Präparation mehr der Ausdruck von Pietät und Affektion sei, als von Verehrung; sonst würden sich zweifellos auch präparierte Männerschädel finden lassen. Es wird sich meist wohl um die Köpfe von Lieblingsfrauen und -kindern handeln, die als Andenken an die Toten aufbewahrt werden. Es ist das eine fast identische Sitte zu der Schädelpräparation in Süd-Malekula, jedenfalls zu der in den Banksinseln. Daß man sich vor den Schädeln fürchte, was der Fall gewesen wäre, wenn man sie verehrte wie in den Neuen Hebriden, habe ich nicht bemerkt; im Gegenteil brachten mir die Leute gern und massenhaft solche.

Ich erhielt aber doch einst eine Statuette, die den Götterstatuen in den Männerhäusern sehr ähnlich ist. Sie war aber neu und offenbar noch nicht durch irgendeine Zeremonie geheiligt worden.

Der Eingeborene hat hier ein sehr ausgesprochenes Talent für Skulptur, und ich konnte nicht wenig Schnitzereien erwerben, die, vortrefflich hergestellt, Fische und Vögel darstellten, deren Art genau erkannt werden konnte. Die schön geglätteten Schnitzereien waren oft mit sehr sauberen und geschmackvollen Ornamenten in Schwarz und Rot verziert. Es ist zweifelhaft, ob sie irgendwelche religiöse Bedeutung haben, vielmehr scheinen sie der puren Freude der Eingeborenen am Schönen entstanden zu sein. Die Höhe der Kunstfertigkeit aber zeigt sich in den Tanzstäben. Es sind etwa 1 m lange Knüppel, unten rund, oben vierkantig und in eine Spitze auslaufend, ähnlich einem Kanoeschnabel. An zwei Seiten finden sich eine Anzahl Ösen, in denen Bastbüschel festgebunden sind, die seitlich abstehen. Die Vorderfläche aber ist wieder mit den zierlichsten schwarzen und roten Zeichnungen bemalt, deren Hauptmotiv Fische liefern. Da das Holz sorgsam geweißt wird, wie die Kanoes, heben sich die Ornamente sehr schön ab. Unten ist ein Bündel trockener Nußschalen angebunden, die beim Schwingen rasseln, wie die Tanzrasseln der Neuen Hebriden.

Ich verlangte natürlich sehr danach, einem Tanz beizuwohnen. Meine Diener teilten mir eines Abends spät mit, es finde ein Tanzfest an der Bai gegenüber statt. Wir beschlossen, noch rasch hinzufahren. Schnell ruderten wir in das Dunkel hinaus. Der sternenlose Himmel schien schwach, war gefleckt von schwarzen, wirr zerzausten Wolken und warf einen matten Silberschein auf die See, die sich kaum von dem dunkel gähnenden Streifen des Ufers vor uns abhob. In der absoluten Nachtstille tönten die Ruderschläge besonders scharf und energisch, aber wie aus der Ferne, und nur der gleichzeitige Anlauf des Bootes ließ fühlen, daß sie zu uns gehörten. Im Dunkel fühlten wir die Wogen doppelt stark, denn eine sanfte Dünung glitt vom offenen Meer her still über das Wasser und unter uns durch. Die Wogen hoben erst den Ausleger, dann das Kanoe, glitten weiter in die Dunkelheit, der Kamm sanft scheinend, die Flanke hochgehoben, uns entgegendrohend wie ein halb verschleierter endloser Abgrund, der sich verengerte und dann im allgemeinen Dunkel sich auflöste, bis eine zweite Welle folgte, uns vor sich her trieb, hob, dann in die Tiefe zu saugen schien und der vorigen folgte in dauerndem Rhythmus. Das Boot selbst war kaum sichtbar, es schien, als glitten wir selbst im Wasser, als schwebten wir in lauer Flut durch ein formloses Chaos, und als löste sich der Widerstand auf zum leichten Plätschern des Wassers am Bootrande, wie in verworrenem Traume, der keine Gestalt finden kann, oder wie das Streichen einer Wolke im kühlen Dunkel des Raumes. Dann begann Licht um uns zu spielen, unbestimmt, zaghaft, geheimnisvoll. An der Spitze des Auslegers bildeten sich zwei matte Streifen, die zierlich geschweift dem schmalen Holze entlang liefen wie die Bugwellen eines Schiffes: sie waren umtanzt von wirbelnden Funkenblitzen. Am Schnabel des Kanoes sprühte ein Feuerwerk von silbernen Funken, die zur Seite sprangen, verlöschend, als schlüge das Boot im Wasser Funken wie das Meteor in der Luft. In wirrem, hastigem Tanze blitzten sie auf und strömten dem Boot entlang in eiligem Zittern, um hinter uns zu verlöschen, endlos auftauchend, zuckend, vergehend. Auch die Ruder wühlten unter der Oberfläche Silberlicht empor, das in raschen Wirbelformen ineinander quirlte, durchscheinend weiß, als quöllen phosphoreszierende Gasblasen aus der Tiefe.

Der nackte Ruderer vor mir leuchtete wie eine Marmorstatue vor dunkler Hecke, sein schöner Körper hob sich mit den regelmäßigen Ruderschlägen, daß der Silberschein auf der glatten Haut hin und her glitt und das Muskelspiel sich prächtig zeigte. Und immer weiter glitt das Funkenspiel am Boot entlang im Wirbeltanz und vollendete die hypnotische Traumhaftigkeit der Fahrt, das Gefühl des gewichtslosen Schwebers durch unbeschränkten Raum im Traum, in dessen dunkelmattem Chaos die Lichter vergeblich sich zu ordnen suchten und nach Sinn strebten, um nach erfolglosem Versuche jäh, verzweifelt, im Nichts zu vergehen. Dazu summten durch die tiefe Stille gewaltige Akkorde, eine Sphärenmusik, harmonisch, immer ändernd und doch immer sich wiederholend.

Das Gefühl der Zeit ging verloren, nur die Uferwand vor uns wuchs

allmählich zu schwarzer Mauer, dann hörten wir in der Stille das kalte Rauschen der Brandung, die sich mürrisch auf die Riffe warf. Wir fuhren langsamer, und damit erlosch auch das Licht und endete der Traum. Wir folgten dem Ufer, nach der Einfahrt suchend. Endlich fanden wir sie, indem die Eingeborenen mit den Rudern nach bekannten Klippen stocherten. Eine Welle hob uns, mit aller Energie legten sich die Schwarzen in die Ruder, schnell schossen wir auf dem Wellenrücken über die Korallenbank und fuhren knirschend in feinem, weißem Sande auf. Von dort trugen wir das Kanoe ans Ufer und begaben uns nach dem Männerhaus.

Zu meinem Bedauern hatte man wegen des schlechten Wetters den Tanz abgesagt, doch wollten mich die guten Leute nicht enttäuschen und improvisierten ein Fest, dem aber die Begeisterung fehlte und das äußerst prosaisch ausfiel. Dazu streikten die Frauen, welche die Männer zum Enthusiasmus hätten entflammen sollen: die Frauen behaupteten, sie fürchteten sich vor mir. Wir fuhren darum nach einiger Zeit unverrichteter Dinge wieder zurück.

Mit dem Kutter des Herrn M. begannen wir einige Zeit nachher eine Reise nach Utupua, im Südosten von Nitendi. Wir fuhren dem Norduſer der Insel entlang, allein der Wind war schlecht, und wir kamen nur ganz langsam voran. Wir verloren noch viel Zeit durch einen Rettungsversuch von zwei Seevögeln, die auf einem treibenden Stamme ausruhten und von der Ferne aussahen wie zwei Menschen, die auf einem zerborstenen Kanoe saßen. Es war eine lächerliche Ernüchterung, als unser Rettungsfieber sich allmählich in Unsicherheit und dann in Enttäuschung verwandelte.

Leider konnten wir unseren Ankerplatz an dem Abend nicht mehr erreichen und mußten bei hoher See, starkem Wind, Regen und Kälte die ganze Nacht vor der Küste kreuzen. Erst am Morgen konnten wir in die liebliche, grüne Carlislebai einlaufen. Dort gehört der Grund Leuten von den Riffinseln, die ihn einst erobert haben und sich jetzt einige Monate jedes Jahr dort aufhalten, um Sago zu sammeln. Sago ist in den Neuen Hebriden
ganz unbekannt. Ich sah dort die großen Boote, in denen diese Leute B. 98
weite und noch weitere Reisen unternehmen. Es sind Auslegerboote, im Prinzip ähnlich wie die Pirogen. Das eigentliche Boot ist ein ausgehöhlter Riesenstamm, der wieder überdeckt wurde, damit er sich nicht füllen kann. Die Passagiere befinden sich nicht auf dem Bootskörper, sondern auf der Brücke, die Boot und Ausleger verbindet. Diese ist etwa 1½ m über dem Wasser, hat eine genügende Fläche, um im Notfalle 40 Mann zu fassen. Ein kleines Häuschen darauf bietet Schutz vor Regen und dient als Schlafraum. Man benutzt zur Fortbewegung in erster Linie Segel, die aus Palmbast verfertigt sind, zweispitzig, mit schön geschweiftem Rande. Die Segel können an beiden Enden des Bootes befestigt werden, so daß man jeden Wind benutzen kann, doch ist es nicht möglich, gegen den Wind zu segeln. Die Segel sind sehr leicht und können ohne Mühe niedergelegt werden; zum Steuern dienen lange Ruder mit breiter Schaufel. Der Anblick des

Bootes ist äußerst malerisch und das Reisen auf demselben so sicher wie in einem europäischen Kutter.

Die Leute der Reef-Islands haben eine gleiche Ergologie wie die von
Nitendi, doch sind sie sehr polynesisch in Sprache und Aussehen. Einige sind
ganz hell und haben schlichtes Haar; die Frauen zeigen die Beimischung
B. 95 wie überall viel stärker als die Männer, so daß man einige als Samoane-
rinnen ansprechen würde, wäre nicht ihr Haar kraus. Es waren meist
schöne, feste und volle Gestalten, mit regelmäßigen Gesichtern, die durch
B. 96 nichts entstellt waren. Neben der Tapaschürze tragen sie alle einen sehr
engen Gürtel aus Baumrinde. Nach polynesischem Geschmack leben sie von
den Männern kaum getrennt, und es gelang mir leicht, sie zum Photo-
graphierenlassen zu überreden. Sie sind überhaupt viel höher zu stellen als
die wenigen Frauen an der Graciosabai, die ich gesehen habe, und es ist
verständlich, daß die Männer von dort sie den eigenen Frauen vorziehen
und sich oft junge Mädchen aus den Reef-Islands kaufen, um sie zu Dorf-
hetären aufzuziehen. Das sind dann jene Frauen, welche in den Männer-
häusern wohnen dürfen.

Während wir in der Bai lagen, sausten derartige Windstöße über uns hinweg, und fern sahen wir so hohes Meer, daß wir nicht daran denken durften, die Reise fortzusetzen. Als das Wetter mehrere Tage lang sich nicht besserte, fuhren wir zurück, hatten aber noch solchen Sturm, daß wir mit doppelt gerefften Segeln pfeilschnell der Küste entlang sausten und in drei Stunden den gleichen Weg zurücklegten, zu dem wir vor einigen Tagen etwa sechzehn Stunden gebraucht hatten. Wir waren alle froh, als wir vor der Station des Herrn M. die Anker werfen konnten.

Es folgte jetzt eine dreiwöchentliche schreckliche Regenzeit, in der alle paar Stunden der denkbar gewaltigste Platzregen über uns wegbrauste. Nachts waren Gewitter, und zum Rollen des Donners gesellte sich das Prasseln des Regens auf dem Blechdache und verführte einen ganz unsinnigen Lärm. Die Feuchtigkeit wurde unerträglich, schlich wie in Schwaden ins Haus und machte alles weich, schleimig und uns selbst nervös und müde.

So erwartete ich denn die Ankunft des Dampfers nicht ungern und war reisefertig, als er eines Mittags in die Bai einfuhr. Er brachte einige Kisten für Herrn M., in denen u. a. auch Whisky war, und eine Stunde später lag der sonst so nette Mann sinnlos auf seinem Bette, so daß ich ihm nicht einmal für seine Gastfreundschaft danken konnte.

Es waren wenig neue Passagiere an Bord, und alle waren leidend, sogar der sonst so lebenslustige Kapitän hatte allen Frohsinn verloren. Wir trösteten uns im Gedanken an eine rasche Heimfahrt, aber wir sollten arg enttäuscht werden, und die nächsten drei Wochen werden mir als die unangenehmsten meines bisherigen Lebens immer erinnerlich bleiben.

Gleich anfangs vernahm ich, daß das Schiff nicht genügend Ballast habe, da einer der jetzt leeren Kohlentanks wegen Undichte nicht mit Wasser gefüllt werden könne. Dazu hatten wir auf Deck außer den Rettungs- und

Landungsbooten vier große Boote von Missionaren, die zur Reparatur nach Vila gebracht werden mußten, für das kleine Schiff eine viel zu große Decklast. Es war das aber nicht zu ändern, und wir hofften auf günstiges Wetter, das wir in der Jahreszeit auch hätten haben sollen. Die Fahrt ging denn auch ganz gut über Utupua und Vanikora nach Tucopia. Der nur vierstündige Aufenthalt dort war der Glanzpunkt der Reise und wog die kommenden Unannehmlichkeiten auf.

Dreiunddreißigstes Kapitel.
Tucopia.

Tucopia ist ein winziges Kegeleiland, ganz einsam im weiten Meere, und das ist der Grund, warum sich dort eine polynesische Bevölkerung bis heute noch völlig rein und primitiv erhalten konnte. Es wird wohl die einzige Insel der Welt sein, wo noch naturwüchsige Polynesier leben. Als der Dampfer sich der Insel näherte, sahen wir die Leute als kleine Punkte in Erregung auf dem Riff hin und her laufen; bald sahen wir auch einige
B. 97 Kanoes, die uns entgegenkamen. Ihre Insassen boten einen mir völlig neuen Anblick. Statt der dunkeln, kraushaarigen, kurzen Melanesier sah ich baumlange, fast hellgelbe Gestalten, die von einer dichten, langen Mähne goldenen Haares umflattert waren. Bald kamen sie an Bord und boten den prächtigsten Anblick freier Reckengestalten; keiner unter 175 cm groß, mit weichen, dunklen Augen, freundlichem Lächeln und kindlich zutraulichem Gebaren. Überall schwärmten sie auf dem Schiffe umher, alles wollten sie sehen, anfassen, mitnehmen (die Kabinen hatten wir wohlweislich geschlossen), und wenn wir ihnen etwas abschlugen, schmeichelten und streichelten sie uns, die wir wie Kinder neben ihnen waren.

Aber ich beeilte mich, an Land zu gehen. Dort erwartete uns am Rande des Riffes eine dichte, aufgeregte Menge, die unsere Ankunft kaum erwarten konnte, das Boot an Land riß und uns und alles sofort ergriff und auf die Korallen legte. Dann faßten mich zwei Kerle unter den Armen, und ob ich wollte oder nicht, ging es im Fluge über die Pfützen im Riff nach dem Ufer. Ich war erst von der impulsiven Freundlichkeit der Leute nicht erbaut, allein es hätte mir wenig genützt, mich zu wehren in den Armen der Riesenmenschen. Am Lande setzte man mich sorgfältig nieder, wie ein zerbrechliches Ding, lachte mich an, klopfte mir auf die Schultern und streichelte mir den Rücken. Bald deponierte man in gleicher Weise einen Missionar neben mir; beide sahen wir uns fragend an, denn solch ein Empfang war uns neu. Zu unserem größten Erstaunen kam ein Mann auf uns zu, der ein wenig Biche la mar sprechen konnte, wer weiß woher. Er fragte uns erst sehr energisch, ob wir keine Krankheit an Bord hätten, sonst dürften wir nicht landen. Wir konnten das mit gutem Gewissen verneinen. Der Grund, warum er fragte, war, daß einst das Schiff hier mit Masern an Bord angelaufen war, die Insel infiziert hatte, was vierzig Eingeborenen das Leben gekostet hatte. Vernünftiger als die Weißen, versuchten die Eingeborenen



Männer von Tucopia im Auslegerboot.
Die großen, goldmähnigen Figuren erinnern an alte Reckengestalten, kampffrohe Herren des Landes und der See.



Eingeborene in der Graciosa=Bai im Auslegerboot.
Auf der Auslegerbrücke liegen Waffen und Waren.



Große Segelpirogue der Riffinsulaner,
die etwa 40 Mann tragen kann und in denen die Eingeborenen weite Reisen unternehmen.



Dieselbe Pirogue mit niedergelegtem Segel.



Männer in Graciosa-Bai beim Fischen
mit Senknetzen auf seichter Stelle.

nun selbst, eine Quarantäne auszuüben. Es wurde uns hierauf bedeutet, wir hätten die hohe Ehre, dem Häuptling vorgestellt zu werden. Das war in der Tat eine Ehre, denn in polynesischen Gegenden erfreuen sich die Häuptlinge göttlicher Verehrung, und ihr Wille ist jedem Befehl. Um zum Häuptling zu treten, mußten wir die Hüte ablegen, dann wurden wir zu einem schattigen Platze geführt, wo die Männer im Kreise um den Häuptling kauerten. Dieser war ein mächtiger, fleischiger Mann, der auf einem thronartigen Schemel saß, neben sich an einen Baum die Staatslanze gelehnt. Der Sprecher kroch auf allen Vieren zu ihm hin und meldete uns an; wir traten vor und schüttelten ihm die Hand, wofür wir ein freundliches Lächeln empfingen. Dann deutete uns eine vornehme Handbewegung an, wir möchten neben ihn sitzen. Es brachten dann einige Weiber von hinten eine riesige Schale voll Yams und Taro und einige Kokosschalen, in denen sich etwas Unappetitliches befand. Allein wir versuchten es und fanden, es sei höchst delikater Sago mit einem Überguß von Kokosbutter; es mundete uns beiden ausgezeichnet, doch konnten wir zum Bedauern der Leute unsere Portion nicht beendigen. Mit mehrmaligem Händeschütteln, Winken und Lächeln fand die Audienz ihr Ende, und wir waren frei, auf der Insel umherzuschlendern, während der freundliche, mächtige Mann gravitätisch sitzen blieb. Ich durchquerte die Dörfer, wobei mir einige Männer gern als Führer dienten. Die Häuser sind einfache Giebeldächer und stehen in Gruppen auf einer Linie längs der Grenze der Felder. Es findet sich ein Männerhaus, etwas näher am Strande, dort sind auch die Häuser für die Kanoes, die nicht besonders groß, aus hartem Holze hergestellt sind und mit hohem Bootsschnabel. Was mich mehr anzog, war der Gesamtanblick des Ufers, wo hohe, luftige Bäume den weichen Sand beschatteten. Während auf melanesischen Inseln nur die Tanzplätze freigehalten und rings von grüner Wand eingeschlossen sind, dem Mißtrauen und der Scheu der Bewohner entsprechend, war hier alles Unterholz entfernt; das Ufer war eine Parklandschaft, wo man durch dunkle, schön gruppierte Stämme eine tiefe Perspektive, weiten Blick aufs blaue Meer hatte, und wo im Schatten die goldenen Göttergestalten wandelten in freier würdiger Haltung oder in dichten Gruppen erregt und heiter sich um die Ankömmlinge drängten. Es war in seiner zutraulich offenen Heiterkeit so ganz ein anderes Bild, als ich zu sehen gewohnt war, so harmlos und fröhlich, so wohlig und schmeichelnd, daß es dringend zum Bleiben einlud und es der Bitten der lachenden Menschen nicht bedurfte, die, ohne Waffen und Argwohn mit duftenden Blumenketten um den Hals und farbigen Blüten im Haar, uns zum Bleiben einluden. Wahrlich, es ist den Seeleuten nicht zu verdenken, wenn sie an polynesischen Inseln früher zu Dutzenden von den Schiffen desertierten und das Leben im verwirklichten Ideelland der geplagten Existenz auf einem Walfischfänger vorzogen. Immer und immer wieder stutzte ich, als stehe das Original zu einem klassischen Gemälde vor mir, und immer mehr umgarnte das Gemüt der betäubende Zauber der lieblichen Insel, wie ein berauschendes Getränk die Kraft des Willen ver-

ringert und lähmt; und die großen, goldenen Kinder schienen es zu fühlen, wie wohl es uns bei ihnen gefiel und zupften uns immer aufs neue aufdringlich bescheiden, wir sollten mit ihnen kommen, bei ihnen bleiben, uns freuen und die Gegenwart genießen. Aber es konnte nicht so sein, man drängte zur Abfahrt. Ein junger Mann sollte mitkommen nach Norfolk-Island; er nahm von seiner Familie und den Familienhäuptern Abschied, ehrwürdigen Greisen, mit scharfen, wohlmeinenden Zügen und dünnem, grauem Haar und Bart. Demütig neigte der Junge sein Lockenhaupt auf den Schoß der Alten. Diese legten ihm die Hand auf, murmelten einige Worte, hoben den Knaben auf und drückten zärtlich ihr Gesicht auf das seine, daß die Nasen sich leicht berührten. Der Knabe zerdrückte eine Träne, dann kam er mit, um später aus seinem reinen, weißen Tapagürtel in europäische Baumwollware gesteckt zu werden.

Als ich an Bord zurückkehrte, wimmelte es von Männern und Frauen, doch wollten wir abfahren, und da die Leute gutwillig das Schiff nicht verlassen wollten, wurden sie weggedrängt. Die wenigen Kanoes waren bald überfüllt, der Rest sprang ins blaue Meer, und mit Jubelrufen schwammen sie an das schon ferne Land, wohlig im Wasser treibend, goldene Flecken, die sich langsam entfernten, indessen die langen gelben Haare schwer im Wasser nachwellten. So sah ich die traumhafte Insel zuletzt im Golde der sinkenden Sonne. Noch aber sehe ich den Knaben, wie er von einer Liane umwunden und mit Blumen bekränzt, am Bug des Schiffes stehend, wehmütig nach der entschwindenden Heimat blickte: die Verkörperung auch unserer Sehnsucht.

Auf der Insel kennt man keinen Mord, kaum Hader. Stört einer die Ruhe des Landes, so befiehlt ihm einer der allmächtigen Häuptlinge, sein Kanoe zu besteigen und wegzufahren. Man gibt ihm etwas Essen und einige Kokosnüsse als Wegzehrung; er soll sich nie mehr blicken lassen. Meist ertränken sich dann solche Unglückliche, wenig von der Küste entfernt; aber auf der Insel herrscht Frieden.

Hier werben die Frauen um die Männer. Wird eine verschmäht, so ist sie entehrt und muß sich das Leben nehmen, was einst einen Missionar, der kurz dort weilte, in eine recht peinliche Lage gebracht haben soll. Kannibalismus kennt man dort nicht.

Wir fuhren in trüber Regennacht hinaus nach Südwesten, hatten daher die Dünung gerade von der Breitseite, daß das Schiff derart rollte, daß sogar der Kapitän besorgt wurde, doch erreichten wir am Morgen die Torresinseln und fuhren am nächsten Tage bei sausendem Südost gegen Ureparapara, das wir aber zu spät erreichten, um in die Bucht einzufahren, weshalb wir die ganze Nacht draußen kreuzen mußten. Einige Tage trieben wir uns in der Banksgruppe herum und ankerten dann an der Westecke von Gaua. Dort, wo ich einst während eines Zyklons gesessen, überfiel uns ein zyklonartiger Wind, in dem wir die riesig hohe See sich um die Insel schlingen sahen, indem wir zwar in ruhigem Wasser, aber in den heftigsten Windstößen vor Anker lagen. Besorgt prüfte der Kapitän die knirschenden und



Der offene, weiche Strand von Tucopia,
auf dem die prächtigen Eingeborenen in froh erregten Gruppen umherstehen.



Wohnhütten in Tucopia.
Sie sind klein und wenig sorgfältig gebaut.





Zwei Männer von Tucopia.

Sie tragen die Tapaschürze, Muschelarmringe und langes goldengebleichtes Haar. Der Mann links hat ein Halsband aus wohlriechenden Blüten und ein fischförmiges Perlmuttergehänge. Sie sind auf der ganzen Brust sorgfältig tätowiert.

B. 100

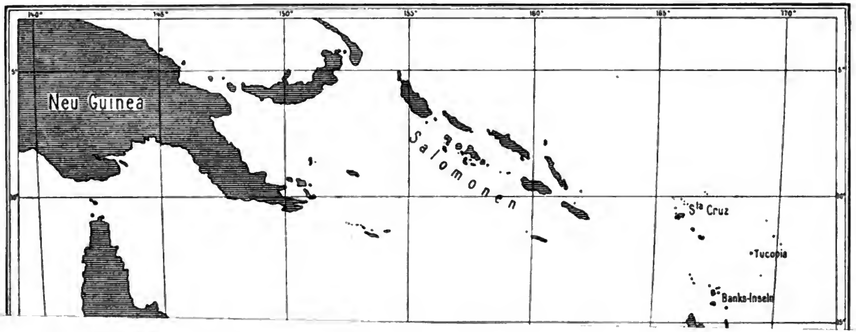
kreischenden Ankerketten, ob sie den riesigen Druck aushielten, unter dem das Schiff zitterte wie in Qualen. Rissen die Ketten, so trieb das Schiff in die entfesselte See hinaus und war hilflos. So warteten wir mit gespannten Nerven fünf Tage lang, ob die Ketten rissen und die Anker schleiften. Dabei war der Aufenthalt an Bord höchst ungemütlich. Dann hielt es der Kapitän nicht mehr aus; er machte am frühen Morgen den Versuch, gegen die See zu fahren, aber das Schiff tanzte wie ein Kork, kaum daß es sich gegen die Wellen gerade halten konnte. Eine Weiterfahrt wäre unsinnig gewesen, es galt, zur Ankerstelle zurückzukehren; dazu mußten wir kehren und den Wogen die Breitseite bieten, bei der geringen Stabilität des Schiffes ein riskiertes Manöver, dessen Ausgang wir alle gespannt abwarteten. Aber mit einigem Rollen, welches die Boote auf Deck bis ins Wasser brachte, gelang es zum Glück. Wir fuhren hinter die Insel und kreuzten dort, bis wir bei Tagesanbruch die Ankerstelle finden konnten. Am nächsten Tage wiederholten wir den Versuch an der anderen Seite der Insel mit dem nämlichen nervenspannenden Resultat.

Jetzt hatten wir alle den Mut gründlich verloren; eigentlich wollte niemand mehr ins offene Meer und doch mußte es sein. Das drittemal gelang es, und nach langem Kampf mit den Wellen langten wir in Mera Lava und später in Maevo und Aoba an. Damit war aber auch die Kraft des Kapitäns zu Ende. Er holte sich noch einen Sonnenstich und mußte das Kommando dem ersten Offizier übergeben, der uns nach Port Vila brachte, wo ich mit Wonne das ungemütliche Schiff verließ. Auch meine Nerven waren durch die vielen aufregenden Erlebnisse derart überspannt, daß ich auf der ganzen Heimreise, sogar auf dem großen Schnelldampfer, mich nicht mehr sicher fühlte und bei jedem Geräusch und Wellenschlag auffuhr.

Zwei Tage später bestieg ich den „Pacific" nach Sydney und hatte auch dort gleich Anschluß an den Lloyddampfer, der mich in Genua an Land setzte.

Ich verließ die Inseln mit leisem Bedauern, hatte ich dort doch so viele unaussprechlich reiche Stunden verlebt, neben denen die mannigfaltigen Mühsale jetzt schon in der Erinnerung verblaßen. Ob meine Resultate irgendwie dem entsprechen, was erwartet werden konnte, ist von kleinster Bedeutung neben dem großen Schatze an Eindrücken, den ich mitnahm. Solche ganz zu übermitteln, wird den wenigsten Menschen gegeben sein, doch mag auch durch diese Zeilen dem Leser ein schwacher Abglanz geschenkt worden sein von den Schönheiten, die ich im geheimnisvollen Urwalde, auf dem blauen Meere und bei den Kannibalen entdecken durfte.

Bildseitenfolge.



140°
145°
150°
155°
160°
165°
170°
Neu Guinea
Salomonen
Sta Cruz
Tucopia
Banks-Inseln